

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

2/2009

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2009 (22. Jahrgang)

Carsten Heinze

Autobiographische Darstellung und mediale Repräsentationen
in Schrift, Bild und Film – am Beispiel Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben*165

Elisabeth Röhrlich

Sechs Österreich und ein Leben –
Biographische Zugänge zu Kreiskys Außenpolitik197

Lucile Dreidemy

Engelbert Dollfuß 1934-2009
Reflexionsansätze zu einer Biographie des Posthumen207

Katharina Prager

Berthold Viertel und die Möglichkeiten einer biographischen Analyse
österreichischer und deutscher kultureller Identität.....218

Irene Bandhauer-Schöffmann

Erzählungen über Terrorismus in Österreich
Die Palmers-Entführung (1977) in den Erinnerungen der Beteiligten232

Damir Mitrić

Das Schloss zwischen Himmel und Erde
Zwei Schwestern und ihre Geschichte der *Duldung*255

Sammlungen

Almut Leh

Zeitzeugen online. Archive und andere Web-Angebote268

Länderberichte

Elise Pape

Der biographische Ansatz in Frankreich

Entstehung und aktuelle Entwicklungen283

Irina Rebrova

Oral History im heutigen Russland

Tätigkeitsfeld, Probleme und Perspektiven293

Literaturbesprechungen

Anna von Villiez: Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung
„nicht arischer“ Ärzte in Hamburg 1933 bis 1945

(*Tim Ohnhäuser*)301

Asiye Kaya: Mutter-Tochter-Beziehungen in der Migration.

Biographische Erfahrungen im alevitischen und sunnitischen Kontext

(*Rixta Wundrak*)308

Imbke Behnken und Jana Mikota (Hg.): Gemeinsam an der Familiengeschichte
arbeiten. Texte und Erfahrungen aus Erinnerungswerkstätten

(*Renate Franke*)314

Mitteilungen

FemBio – Frauen.Biographieforschung

Das weltweit größte Frauenbiographie-Projekt

(*Evelyn Thriene*)318

Autorinnen und Autoren dieses Heftes320

Autobiographische Darstellung und mediale Repräsentationen in Schrift, Bild und Film – am Beispiel Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben*

Carsten Heinze

1. Einleitung

*Die Geschichte der Literaturkritik, und nicht nur der deutschen, lehrt, daß jene, die viel verreißen, besonders oft attackiert und ihrerseits verrissen werden. Darin mag man eine tiefere Gerechtigkeit sehen. Jedenfalls war das literarische Gewerbe seit eh und je gefährlich: Wer es ernsthaft ausübt, riskiert viel, und wer Wind sät, muß damit rechnen, daß er Sturm erntet. Also keine Klagen, keine Beschwerden meinerseits. Doch will ich nicht verheimlichen, daß mich die Brutalität mancher gegen mich gerichteter Äußerungen verblüfft hat (aus Marcel Reich-Ranicki: *Mein Leben*, 447).*

Marcel Reich-Ranicki steht wie kaum eine andere Person des deutschsprachigen Literaturbetriebs im Licht der medialen Öffentlichkeit. Er gilt als streitbarer und leidenschaftlicher Vertreter deutscher Kultur. Mit seinem Namen werden nicht nur zahlreiche Bücher und Essays zur Literaturgeschichte verbunden, sondern vor allem die Popularisierung der Literaturkritik im Fernsehen. Das *Literarische Quartett*, 1988 als Ableger der Sendung *aspekte-Literatur* im ZDF gestartet, begeisterte das Publikum bis ins Jahr 2001. In den Jahren 2005 und 2006 folgten, aufgrund seiner hohen Popularitätswerte, weitere Sendungen zu Friedrich Schiller, Thomas Mann, Bertolt Brecht und Heinrich Heine.¹ Außerdem war Reich-Ranicki seit 2001 in einer weiteren literarischen Sendung mit dem Titel *Lauter schwierige Patienten* tätig, in der er sich mit zentralen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts auseinandersetzte. Seine Auseinandersetzungen und Identifikationen mit der deutschen und europäischen Gegenwartsliteratur haben jedoch nicht nur eine berufliche Dimension, sondern stehen in enger Beziehung mit Reich-Ranickis lebens- und zeitgeschichtlichem Erfahrungshorizont – einem Leben im 20. Jahrhundert: Sowohl große Teile seines Publikums wie auch die von ihm kontrovers besprochenen Autoren wie Günter Grass, Martin Walser u. a. sind mit ihm durch einen schwierigen historischen Erfahrungsraum, der stark von den Verbrechen und Folgen des nationalsozialistischen deutschen Terrors, der nachkriegsdeutschen Aufarbeitungsversuche sowie der Geschichte dieser Erinnerungsdiskurse beeinflusst ist, verbunden. Sein Bemühen um die deutsche Kultur steht in direktem Verhältnis zu seiner Lebensgeschichte als Verfolgter des Nationalsozialismus.

1 Vgl. dazu: <http://www.fernsehlexikon.de/3230/das-literarische-quartett/>. Stand 16. August 2010.

Das öffentliche Image Reich-Ranickis ist primär durch seine massenmediale Präsenz geprägt. Jeder Zuschauer kennt seine Körpersprache, seine Gestik und Mimik sowie seine Art, über Literatur zu räsonieren. Seine Karriere als Literaturkritiker hielt den mittlerweile 88-jährigen Reich-Ranicki zuletzt nicht davon ab, die Ehrung für sein Lebenswerk im Rahmen der *Verleihung des deutschen Fernsehpreises in Köln* mit den folgenden Worten zurückzuweisen: „Ganz offen gesagt, ich nehme den Preis nicht an. Ich gehöre nicht in diese Reihe.“² Kaum jemand wird die anschließend in sämtlichen TV-Kanälen zirkulierenden Bilder der verdutzt dreinschauenden Fernsehprominenz vergessen, als ein sichtlich empörter Reich-Ranicki in bekannter Diktion sein vernichtendes Urteil über den „Blödsinn“ der dort prämierten Sendungen aussprach. Ebenso wenig das beherzte Einschreiten des Moderators Thomas Gottschalk, der kurzerhand eine außerprogrammmäßige Diskussionssendung zur geistigen Lage des deutschen Fernsehens eine Woche später im Sender RTL ansetzte. Der Literaturkritiker hatte durch sein entschiedenes Auftreten wieder einmal die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; diesmal wandte er sich mit aller Vehemenz gegen die Bühne, die ihn selbst weithin bekannt gemacht hatte: die audiovisuellen TV-Medien.

Mit dem Namen Reich-Ranicki wird jedoch weitaus mehr verbunden, als eine beispiellose Karriere als Literaturkritiker: 1999 erschien in erster Auflage seine Autobiographie *Mein Leben*. Sie trifft auf ein seit den 1990er Jahren gewachsenes öffentliches Interesse an „jüdischen Themen“, insbesondere Opfer-Narrationen von Überlebenden der Shoah (vgl. Bodemann 2001, 148 ff.). Fast parallel zu seiner Autobiographie erschien im Jahr 2000 die Bildbiographie *Sein Leben in Bildern*, herausgegeben von Frank Schirrmacher, dem Chefredakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. In dieser Bildbiographie werden wesentliche Abschnitte der Lebensgeschichte anhand verschiedener Bildthematiken visualisiert und mit Kommentaren aus der Autobiographie sowie Äußerungen Dritter unterlegt. 2009 entsteht dann der Film *Mein Leben*, produziert von dem in Israel aufgewachsenen Regisseur Dror Zahavi.³ Es handelt sich um keinen auf Archivmaterial basierenden Dokumentationsfilm, sondern um eine freie filmische Adaption auf der Basis der Autobiographie *Mein Leben*.⁴

Es existieren somit drei lebensgeschichtliche Darstellungen Reich-Ranickis in unterschiedlichen biographischen Kommunikationsformaten, die jeweils eigenen Konstruktionsprinzipien folgen: Schrift (Autobiographie), Bild und Schrift (Fotoband), Bild und Ton (Film). Sie bilden auf ihre Weise einen Beitrag zur Medialisierung des kollektiven Gedächtnisses. Die Frage liegt nahe, ob und wie sich diese drei Formate aufeinander beziehen lassen. Handelt es sich um getreue mediale Transformationen, um Entsprechungen der autobiographischen Schrift zum Bild, oder welche medien-spezifischen Unterschiede lassen sich für die (auto-)biographischen Umsetzungen aufweisen? Wo liegen die Unterschiede und welche Zugänge offerieren sie den Rezipienten? Welche lebensgeschichtlichen Aspekte werden jeweils berührt, wo liegen die Unterschiede in den biographischen Schrift-Bild-Film-Narrationen und deren Einsetzungen? Was lässt sich aus der Betrachtung verschiedener biographischer Medialisie-

2 Vgl. dazu: <http://www.youtube.com/watch?v=jsbhA64PvWA>. Stand 16. August 2010.

3 Es gibt noch eine Reihe weiterer TV-Dokumentationen und Porträts über Reich-Ranicki, die jedoch hier nicht Gegenstand der Betrachtung werden.

4 Vgl. die Interviews mit Regisseur und Drehbuchautor: <http://www.daserste.de/meinleben/interviews.asp>. Stand 17. August 2010.

rungen grundsätzlich über die Grenzen und Möglichkeiten der damit vermittelten „Lebens- und Geschichtsbilder“ sagen? Wie greifen diese zeitgeschichtliche Diskurse auf, und wie lassen sich diese in den Kontext deutscher Erinnerungskultur einordnen? Erweitern schließlich die unterschiedlichen medialen Darstellungen unsere Vorstellungen und unser Wissen über die lebens- und zeitgeschichtlichen Erfahrungshorizonte, oder handelt es sich beim Bild- und Filmmaterial nicht vielmehr um entrealisierte, „leere“, durch Stereotype gebildete Versionen der historischen Vergangenheit? Verstellen die Bilder schließlich mehr als sie aufdecken?

Die folgenden Betrachtungen versuchen, einen erkenntniskritischen Beitrag zur Frage nach den Medialisierungsformen von Lebensgeschichten im Horizont öffentlicher Geschichtsdiskurse und autobiographischer Erinnerungskulturen zu liefern. Die Ausführungen gehen grundsätzlich davon aus, dass (auto-)biographische Darstellungen keinen „harmlosen Ort“ der autonomen Selbstvergewisserung und Selbstauseinandersetzung markieren, sondern vielmehr – im Sinne des „magischen Dreiecks der Cultural Studies“⁵ – eine geschichtspolitische und erinnerungskulturelle und damit sozialkommunikative Dimension aufweisen. Marcel Reich-Ranickis (Auto-)Biographisierungen in Schrift, Bild und Film sind hierfür exemplarisch, sind sie doch nicht nur die Beschreibungen einer beispiellosen Karriere in der Bundesrepublik, sondern auch einer komplexen Verstrickung von Identifikation mit der deutschen Kultur, einer brutalen Verfolgung durch die Deutschen und schließlich Beschreibung einer als isoliert empfundenen „Opferexistenz“ in der alten Bundesrepublik. Wie nun diese lebens- und zeitgeschichtlichen Erfahrungshorizonte ins mediale „Bild“ und bedeutungsgeladen in Szene gesetzt werden, damit beschäftigen sich die folgenden Überlegungen. Zur Ausdifferenzierung (auto-)biographischer Medien und ihrer Rezeptionskontexte werde ich im ersten Schritt zunächst allgemein auf die Konstitutions- und Wahrnehmungsbedingungen von schriftlicher Autobiographie, der Fotografie und den Film eingehen.

2. Autobiographische Darstellungen und ihre Medialisierungsformen: Schrift, Fotografie und Film

(Auto-)Biographisches Erzählen ist ein wichtiger Teil der öffentlichen und privaten Kommunikation innerhalb (post-)moderner Gesellschaften, über die generationale Selbstverständigungsprozesse ablaufen. Es erfüllt eine Reihe von sozialkommunikativen Funktionen, die zentrale Austauschprozesse über lebensgeschichtliche Aspekte in sozialen, kulturellen, politischen und historischen Bezugsrahmen umfassen. In lebensgeschichtlichen Erzählungen werden nicht nur individuelle Erfahrungen, sondern in erster Linie kollektive Vorstellungen von Vergangenheit verarbeitet und kommuniziert. (Auto-)Biographisches Erzählen ist damit kein singulärer und autonomer Akt, sondern Teil von erinnerungskulturellen Praktiken und Diskursen, die gemeinsame Wissenshorizonte zu ihrem Verständnis voraussetzen. Während der private lebensge-

5 Das magische Dreieck der Cultural Studies geht davon aus, dass soziale und politische Machtstrukturen in hohem Maß auf dem Feld der medialen Kultur wirksam werden und soziale Identitätsbildungen in ihren Konstruktionen berühren. Kultur, Macht und Identität zirkulieren im öffentlichen Kommunikationsraum und bilden wechselseitige Bezugsrahmen (vgl. Marchardt 2008, 33 ff.). Erinnerungskultur und autobiographische Identitätskonstruktionen werden in diesem Sinne von hegemonialen Diskursen über die Vergangenheit beeinflusst; sie reagieren auf diese in positiv-affirmativer oder negativ-distanzierter Weise.

schichtliche Austausch in den verschiedensten Situationen meist in mündlichen face-to-face Interaktionen stattfindet, sind öffentliche Darstellungen von Lebensgeschichten in aller Regel massenmedial vermittelt. Der Leser, der Betrachter oder der Zuschauer bekommt durch die mediale Repräsentation weniger einen direkten bzw. unmittelbaren Eindruck des lebensgeschichtlich reflektierenden Menschen vermittelt, sondern seine Vorstellung über die betreffende Person speist sich vielmehr aus mentalen Bildern (im Falle einer Aneignung durch Lesen), aus fotografischen Abbildungen (im Falle der Aneignung durch Betrachten von Fotografien oder Bildern) oder aber aus komplexen audiovisuellen Projektionen (im Falle der Aneignung durch das Anschauen eines biographischen Films). (Auto-)Biographische Kommunikationsformen sind immer an ihre medialen Rahmungen und die mit ihnen vollzogenen Performanzen gebunden. Die Darstellungs- und Rezeptionsmöglichkeiten einer Lebensgeschichte sind zwingend an das eingesetzte Medium gebunden. Bei massenmedial hergestellten (Auto-)Biographieformaten handelt es sich darüber hinaus um kulturelle (kulturindustriell hergestellte und verwertbare) Produkte, die je nach Vertriebsweg und Vermittlungskanal spezifische Öffentlichkeiten adressieren.

Neuere Ansätze der kulturwissenschaftlichen Autobiographieforschung kritisieren die bisherige Vernachlässigung medialer Rahmungen bei der Frage nach den unterschiedlichen Formaten autobiographischer Subjektkonstitutionen. Diese werden durch den Einsatz verschiedener Medien erst möglich und erhalten so eine spezifische, medial vermittelte Gestalt (vgl. Dünne/Moser 2008, 7). Performative und medientheoretische Konzepte stellen in Rechnung, dass sich Medien im performativen Vollzug ihrer Vermittlung gemeinhin neutralisieren, sie gewissermaßen im Kommunikationsprozess „unsichtbar“ gemacht werden, ohne damit jedoch ihre strukturelle Bedeutung zu verlieren: Medien sind das Mittel zum Zweck, sie transportieren bestimmte – hier: autobiographisch-gedächtnisbasierte, lebensgeschichtlich generierte – Inhalte, die außerhalb ihrer medialen Vermittlung in dieser Form nicht existieren würden; jedoch ist bislang kaum auf diese medialen Konstitutionsbedingungen eingegangen worden (vgl. Krämer 2004, 22). Dies gilt im besonderen Maße für die biographische Forschung. In der gegenwärtigen Erinnerungskultur- und Gedächtnisforschung, die allerdings weniger auf spezifische Gattungen wie die Autobiographie reflektiert, spielen schriftsprachliche wie visuelle Medialisierungen dagegen eine wichtige Rolle bei der Analyse von Vermittlungs-, Repräsentations- und Transformationsprozessen individueller und kollektiver Erinnerungen: „Medien sind keine neutralen Träger von vorgängigen, gedächtnisrelevanten Informationen. Was sie zu enkodieren scheinen – Wirklichkeits- und Vergangenheitsversionen, Werte und Normen, Identitätskonzepte – erzeugen sie vielmehr erst“ (Erl 2005, 124). Der Begriff der „Automedialität“ – bezugnehmend auf den „linguistic turn“ in der Autobiographieforschung wäre wohl vom „medial turn“⁶ zu sprechen – geht davon aus, dass autobiographische Subjektivität nicht ohne den apparativen Einsatz verschiedener Technologien zu ihrer Erzeu-

6 Dieter Mersch sieht in dem Begriff „medial turn“ die epistemologische Schlüsselkategorie zur Analyse verschiedener kommunikativer Phänomene: „Medien spielen eine zentrale Rolle im Verständnis von Erkenntnis, Wahrnehmung, Kommunikation, Gedächtnis und der Herstellung sozialer Ordnungen, so dass ihr Begriff binnen weniger Jahrzehnte zu einer epistemologischen Schlüsselkategorie avancieren konnte, die begonnen hat, in sämtliche Disziplinen einzudringen und den vormals zentralen Begriffen der Semiotik, Hermeneutik und des Strukturalismus den Rang abzulaufen“ (Mersch 2006, 11 f.).

gung denkbar ist.⁷ Somit ist die Vermittlung autobiographischer Subjektivität zwingend an ihre mediale Einsetzung gebunden. Die medientheoretische Perspektive eröffnet so erst die Möglichkeit zur Differenzierung verschiedener biographischer Kommunikationsformate und liefert gleichzeitig einen Beitrag zu den Potentialen und Grenzen autobiographischer Erkenntnisse. In Erweiterung und Abgrenzung zum medienindifferenten, systemtheoretischen Autopoiesis-Konzept Niklas Luhmanns betonen Vertreter des automedialen Ansatzes gerade die *Materialität des Mediums*⁸ bei der Konstitution und Vermittlung von autobiographischer Subjektivität: „Das Konzept der Automedialität will dagegen dem apparativen Charakter der Medien Rechnung tragen – ihrer Bestimmtheit durch konkrete Technologien der Informationsübertragung“ (Dünne/Moser 2008, 11). Wie auch immer man forschungspraktisch zu formalistischen Herangehensweisen stehen mag – ein Problem, dass die (Auto-)Biographieforschung bis heute begleitet: Der medientheoretische Ansatz verbunden mit einer Theorie der Erinnerung markiert eine neue erkenntnistheoretische Schwelle in der autobiographischen und subjekttheoretischen Forschung, deren Auswirkungen auf die Betrachtung und Rezeption (auto-)biographischer Darstellungsformate sich erst abzuzeichnen beginnt.

2.1 Schrift (Autobiographie)

Während frühe hermeneutische Konzeptionen (Dilthey, Misch) wie psychologische und sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle der 1970er Jahre die literarische Gattung Autobiographie als mediales „Werkzeug“ begriffen, vermittels dessen man „das Leben in seinen Zusammenhängen“ essentiell zu durchschauen in der Lage sei, traten seit den 1960er Jahren angesichts sprachtheoretischer Perspektivverschiebungen im „linguistic turn“ zunehmend formale Sprach-, Text- und Gattungsfragen in der Autobiographieforschung in den Vordergrund und forderten die klassischen hermeneutischen Ansätze heraus (vgl. Niggel 1998, 1 ff.). Autobiographien wurden nicht mehr mit dem Leben selber verwechselt, sondern in ihrer sprachlichen Verfasstheit untersucht. Zunehmend unter Druck geriet darüber hinaus die Grundlegung der Autobiographie im „autobiographischen Pakt“ (Lejeune 1975), eines der wohl am meisten diskutierten autobiographischen Gattungs- und Kommunikationskonzepte der letzten dreißig Jahre, dem eine zu enge Auslegung autobiographischer Definitionskriterien vorgeworfen wurde. Trotz berechtigter Einwände kann der „autobiographische Pakt“ jedoch auch heute noch als wichtigstes Modell zur kommunikativen Authentifizierung (auto-)biographischer Erzeugnisse in Text, Bild und Film erachtet werden. Die post-strukturalistische Beschäftigung mit formalen und inhaltlichen Kriterien der Autobiographie, belegt durch eine Reihe von Beispielen⁹ in den letzten Jahren, hat schließlich gezeigt, dass allein aufgrund textueller Merkmale es kaum auszumachen ist, wie „fact“ und „fiction“ in lebensgeschichtlichen Erzählungen zu differenzieren sind.

7 Der „medial turn“ in der Autobiographieforschung verbindet sich so in modischer Diktion mit dem übergreifenden „biographical turn“, dessen zentrale Themen die Bereiche „Reliability, Subjectivity and Representativeness“ von (Auto-)Biographien umfassen (vgl. Chamberlayne/Bornat/Wengraf 2000, 3).

8 Vgl. zur Materialität und Präsenz in der medialen Kommunikation Gumbrecht (2004).

9 Man denke an die als autobiographisch ausgewiesenen, letztlich jedoch erfundenen Erinnerungen im Fall Wilkomirski/Dössecker (vgl. Assmann 2006, 144 ff.). Ebenso haben rein fiktionale Autobiographien wie im Fall von Littells „Die Wohlgesinnten“ (2008) gezeigt, dass autobiographische Simulationen kaum von „echten“ Autobiographien zu unterscheiden sind.

Zahlreiche empirische Studien zur Autobiographie kommen zu dem Schluss, dass aufgrund ihres unsicheren Status als Gattung die Kategorien Wahrheit und Fiktion weitestgehend aufzugeben und vielmehr kulturelle Aspekte zu untersuchen seien, wie dies die gender- und postcolonial-studies tun (vgl. Anderson 2004). In Anbetracht dessen wird deshalb mittlerweile auch vom „autobiographischen Schreiben“ gesprochen, um den Gattungsbegriff Autobiographie zugunsten weiter gefasster Konzepte, wie es von Paul de Man (1979) angeregt wurde, zu ersetzen (vgl. Breuer/Sandberg 2006, 10). Damit wird versucht, falsch verstandenen Ontologisierungen der Gattung (formal) bzw. der Subjektivität (lebensgeschichtlich) aus dem Weg zu gehen. Deshalb wenden sich einige Vertreter der Literaturwissenschaften mittlerweile von referentiellen Bestimmungen ab und untersuchen die rhetorischen und topischen Merkmale autobiographischen Schreibens (vgl. Schabacher 2007).¹⁰ Diese Ansätze berücksichtigen jedoch kaum, dass Autobiographien als sozialkommunikative Produkte nach wie vor als solche beim Leser wahrgenommen werden. Hierfür sorgen zusätzlich die autobiographischen Paratexte, die als Vor-Schriften Autoren von Autobiographien als solche ausweisen und authentifizieren (vgl. Heinze 2007). Diese Ansätze bleiben dem Grundgedanken des autobiographischen Pakts verhaftet, erweitern diesen jedoch um sozialkommunikative Aspekte. Ebenso wenig berücksichtigen Vertreter eines weiten, die Referenzfrage relativierenden Autobiographiekonzepts, dass immer wieder Anstrengungen unternommen werden, um Autobiographien durch Integration von Bild- und Dokumentenmaterial augenscheinlich zu „realisieren“ und ihre komplexen Narrative zeitlich einzuordnen. Schließlich geraten, und dies ist im erinnerungskulturellen Kontext von kaum zu überschätzender Bedeutung, die ethischen Aspekte bei Aufgabe der Referenzfrage vollkommen aus dem Blick: Bernhard Fetz weist mit einem süffisanten Verweis auf Paul de Mans „verdrängte Biographie“ darauf hin, dass die Metapher des „geschriebenen Lebens“ allzu leicht dazu verführe, sich aus der moralischen Verantwortung des eigenen Lebens zu stehlen – was vor allem mit Blick auf das 20. Jahrhundert zu schwerwiegenden Konsequenzen führe; denn vier Jahre nach de Mans Tod tauchten aus Archiven Texte auf, die seine Kollaborationstätigkeiten im besetzten Belgien aufdeckten (vgl. Fetz 2006, 16 f.).

Aus medientheoretischer Sicht ist kaum zu bezweifeln, dass es sich beim autobiographischen Buch in erster Linie um ein schriftsprachliches Artefakt handelt, das aus Buchstaben, Wörtern, Sätzen und Kapiteln, eingeschlossen zwischen zwei Buchdeckeln, ausgewiesen und legitimiert mit verschiedenen paratextuellen Elementen, besteht. Semiotisch betrachtet, ist der autobiographische Text eine Verknüpfung verschiedener Sprachzeichen, die zusammengenommen erst assoziative und nachvollziehende Prozesse beim Leser auslösen. In einem zeitlich umfassenden Transformationsprozess werden komplexe und assoziativ arbeitende Erinnerungsarbeiten und -vorgänge des Autors in Sprache und Narrative übersetzt, die vor allem die kognitive Bewältigung von verschiedenen, sich vielfach überlappenden lebensgeschichtlichen Zeitschichten zum Ziel haben.¹¹ Gleichzeitig ist vorauszusetzen, dass ein Autor „Gattungswissen“ besitzt, d. h. das Schreiben einer Autobiographie erfordert einen spezifischen kognitiven Umgang mit der Erzählung (vgl. Raible 1999, 16). Es handelt sich

10 In der amerikanischen Autobiographieforschung wird dieses neuere Verständnis mit „life writing“ bezeichnet (vgl. Mittermayer 2009a, 69).

11 Vgl. die Ausführungen zum „kommunikativen und epistemischen Schreiben“ bei Raible 2004, 198 ff.

beim autobiographischen Schreiben um kodierte Sinnzuschreibungen, die über einen gewissen Entstehungszeitraum unter Berücksichtigung bestimmter äußerer Rahmenbedingungen von einem autobiographisch Schreibenden vorgenommen und in einen interpretatorischen Zusammenhang gebracht werden. Die Manuskripte werden dann, sofern sie veröffentlicht werden, in einem verlegerischen Prozess redigiert und zu einem Buchprodukt verarbeitet, das im Laufe der Zeit möglicherweise in verschiedenen Auflagen, in verschiedenen Formaten, mit verschiedenen Paratexten erscheint – oder aber schnell wieder vom Buchmarkt und damit aus der Wahrnehmung des Lesers verschwindet.

Für das Zustandekommen des *autobiographischen Pakts* bedarf es jedoch des Lesers, der sich das Geschriebene zu einem späteren Zeitpunkt unter ganz bestimmten Bedingungen im Leseprozess aneignet – der autobiographische Text muss von Seiten des Lesers *dekodiert* werden.¹² Die Paradoxie der autobiographischen Erzählung besteht darin, dass vermittelt des Mediums „autobiographisches Buch“ beim Leser die Vorstellung von der Präsenz des Autors geschaffen wird, die auf einer faktischen Illusion beruht: So nah uns der rezipierte Autobiograph, durch dessen Augen wir seine Geschichte erleben, im Zeitpunkt der Rezeption auch sein mag, ist er doch tatsächlich zeitlich, räumlich und körperlich mehr oder weniger weit von uns entfernt. Der weitere Rezeptionsprozess wiederum ist von einer Vielzahl von Faktoren wie Vorwissen, sozialer Herkunft, Geschlecht etc. abhängig. Durch sie schreibt der Leser der Autobiographie Sinn zu – eben aus seiner Perspektive. Weiter muss in diesem Kommunikations- und Rezeptionsprozess auch auf die grundsätzlichen kognitiven Sprachkompetenzen des Lesers hingewiesen werden: Sprachwissen und Weltwissen sind zentrale Einflussfaktoren bei der Wahrnehmung und Rezeption von Medien und ihres Zeichenrepertoires (vgl. Christmann/Groeben 2001, 148 ff.). Diese Sinnzuschreibungen im Leseprozess sind denkbar heterogen und für die Frage nach dem Verstehen autobiographischer Texte von wesentlicher Bedeutung; denn das Verstehen ist immer nur ein tentatives, niemals vollständiges, und beruht allein auf komplizierten Projektions- und Aneignungsprozessen, in denen sich Autorhorizont und Leserhorizont in der Textrezeption verschränken (vgl. Iser 1994). Schon allein aufgrund der Komplexität eines Textes mit seiner Vielzahl von Identifikationspotentialen und offenen Verweisungszusammenhängen spricht Eco (1977) auch vom „offenen Kunstwerk“. Nicht der Autor bzw. die historisch beschriebene Person selbst, sondern ein durch die Schrift vermitteltes, in unserem Bewusstsein nach subjektiver Maßgabe differenziertes, *mentales Bild* – eine ephemere Vorstellung – tritt uns bei der Rezeption von Autobiographien entgegen (vgl. Sachs-Hombach 2006, 37 ff.). Die Schrift und ihre Zeichen sind ein vermittelndes Medium, über das wir uns am Beispiel der Autobiographie verstehend einem, durch den Text letztlich ungreifbarem, Leben nähern – somit ist die autobiographische Erzählung letztlich ein rein sozialkommunikatives

12 Das zirkuläre Kommunikationsmodell, das durch Stuart Hall maßgeblich geprägt wurde und gegenwärtig das soziologisch einflussreichste Kommunikationsmodell darstellt, orientiert sich sowohl an der Produktions- wie auch an der Rezeptionsseite und berücksichtigt dabei auch das Medium als Vermittlungsmittel. In diesem Kommunikationsmodell wird davon ausgegangen, dass sinnhafte Kodierungen seitens des Produzenten keineswegs auf entsprechende, produktionsadäquate Dekodierungen seitens des Lesers oder Zuschauers treffen: Letzterer markiert vielmehr eine Instanz der interpretativen Sinnentschlüsselung im Kommunikationsprozess, die je nach eigenem Wissens- und Erfahrungshorizont sowie unter Berücksichtigung des soziokulturellen Umfelds unterschiedliche Zugangsweisen und Dekodierungsmuster erlaubt (vgl. dazu Marchart 2008, 143 ff.).

Produkt mit referentiellen Potentialen. Die Rezeption einer schriftsprachlichen Autobiographie ist somit eine verknüpfende Projektion unseres Selbst – sie ist und bleibt in diesem Sinne eine Illusion im Bewusstsein des Lesers.

2.2 Bild (Fotografie)

Autobiographischen Veröffentlichungen ist oftmals ein mehr oder weniger großer Bild- und Dokumentenkörper beigefügt. Die Auswahl dieses Korpus ist kaum als zufälliger Akt aufzufassen.¹³ Autobiographien sind weitaus mehr als bloße akribische Aufzeichnung oder Literarisierung eines Lebens: Sie vermitteln im metaphorischen Sinne ein „Lebensbild“, das durch fotografische Abbildungen visuell unterstützt wird (vgl. Ní Dhúill 2009, 190). Die technischen Reproduktionsmöglichkeiten erlauben es, Fotografien, Abbildungen, Dokumente u. ä. in großer Zahl zum Begleitmaterial zu machen, was heutzutage im Zusammenhang von Autobiographien und Erinnerungen in sehr umfangreicher Form genutzt wird. Bereits vor den Möglichkeiten der massenhaften fotografischen Reproduktion wurden Autobiographien mit Kupferstichen visuell angereichert. Bild- und Dokumentenmaterial in der Autobiographie (oder wie im Fall Reich-Ranickis als parallele Bildband-Veröffentlichung zum autobiographischen Text) haben neben weiteren die kommunikative Funktion, Lebensgeschichte zu authentifizieren, zu belegen und zu legitimieren und somit einen gemeinsamen Wahrnehmungs- und Bezugsrahmen zum Leser aufzubauen. Der *faktische* Zweck kommt wohl am besten durch die Integration von Lebensdokumenten wie Pässen, Ausweisen, Zeugnissen o. ä. zum Ausdruck: Sie bilden die Dokumentation und Ausweisung einer zeitlich fixierbaren Identität. Der zentrale Bildreferent der fotografischen Abbildung ist jedoch aus naheliegenden Gründen der Autor und sein Umfeld selber. Aus der Kunstgeschichte ist bekannt, dass vor allem dem Porträt, dem Kopf als wichtigsten Körperteil, eine hohe Bedeutung bei der Identifizierung einer Person beigemessen wird: Das Gesicht gilt als zentrales Ausdrucksmittel der leiblichen Kommunikation (vgl. Preimesberger 1999, 15).¹⁴ Darüber hinaus sind Fotografien des Autors, die verschiedene Lebenszeiten umfassen, der Versuch, eine lebensgeschichtliche Konti-

13 Dies beweisen die mitunter ausführlichen Bildkommentierungen in Autobiographien, die das zunächst „sprachlose“ und nicht-narrative Bild in einen kommunikativen Kontext einbetten und somit autobiographischen Sinn zuschreiben. Allein in der Autobiographie W. J. Siedlers („Wir waren noch einmal davon gekommen“, 2004) finden sich mehr als 200 Fotografien und Abbildungen aus den verschiedensten Zusammenhängen, alle mit einem Kommentar versehen. In den Anmerkungen zu den autobiographischen Aufzeichnungen U. von Hassells, einem Widerstandskämpfer des „20. Juni 1944“, die kurz vor seiner Hinrichtung entstanden sind, findet sich eine Bilderliste, die Vorschläge von Fotografien enthält, die es in die Veröffentlichung aufzunehmen gelte (vgl. von Hassell [1944] 1994, 326).

14 Somit verwundert es nicht, dass gerade das Autor-Konterfei eine beliebte Frontabbildung auf dem Buchumschlag von Autobiographien ist. Im Fall Reich-Ranicki gibt es verschiedene Buch-Versionen: Eine zeigt den Autor, den Kopf leicht nach rechts geneigt auf die rechte Hand gestützt, in nachdenklich-kritischer Haltung, frontal mit dem Gesicht zum Leser blickend; eine weitere Ausgabe zeigt wieder das Porträt, allerdings streicht die rechte Hand über den Kopf. Beide Fotografien verkörpern Reich-Ranicki in einem Alter, das nahezu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung zu entsprechen scheint und somit dem Leser das „bekannte Bild des Literaturkritikers“ vorführt, mit etwa 78 Jahren. Eine weitere Ausgabe hat Reich-Ranicki mit seiner Frau „Tosia“ auf einer Bank sitzend zum Gegenstand – und versinnbildlicht so, was auf dem Klappentext als Zitat von Frank Schirmacher angebracht steht: „Reich-Ranicki hat eine der schönsten Liebesgeschichten dieses Jahrhunderts geschrieben.“ Die neue Buchausgabe zum Anlass des Films zeigt den jungen Reich-Ranicki in der Porträt-Gegenüberstellung mit dem Schauspieler Schweighöfer.

nuität zu vermitteln, die das grundsätzlich Fragmentarische, Disperse und Ungreifbare einer lebensgeschichtlichen Vergangenheit in einen kohärenten und identitätsrelevanten Zusammenhang zu stellen versucht.¹⁵ Was aber bedeutet die Integration von weiteren über die porträthafte Einzeldarstellung hinausgehenden Bild- und Dokumentenmaterialien in die Autobiographie? Was vermitteln Abbildungen und Fotografien, die inhaltlich andere Bezugskontexte herstellen, als die bloß leibliche Entwicklung? Was wird mit Fotografien über die Lebensgeschichte hinaus vermittelt? Welche sozialkommunikativen Funktionen übernehmen sie? Welche Bilder des Autors, seines Umfelds und seiner Zeit werden gezeigt? In welchem Zusammenhang stehen autobiographisches Bildmaterial und lebensweltliche, historische, zeitgeschichtliche, erinnerungskulturelle Kontexte? Wie werden die Fotografien narrativiert und diskursiviert? Und: Welchen Erkenntniswert besitzen Fotografien aus Sicht der Fototheorie überhaupt? Diese Fragen drängen sich bei der Beschäftigung mit autobiographischem Bildmaterial unweigerlich auf.

Während die autobiographische Erzählung, wie beschrieben, *mentale Bilder* und kognitive Repräsentationen im Bewusstsein des Lesers in Anknüpfung an sein eigenes lebens- und zeitgeschichtliches Vorwissen und die jeweiligen Rezeptionskontexte erzeugt, handelt es sich demgegenüber bei *Abbildern* (als Gebrauchsbilder) im engeren Sinne um wahrnehmungsnahen Zeichen (vgl. Sachs-Hombach 2006, 74 ff.). Es ist hauptsächlich die Fotografie, ein Bildformat mit hohem Objektivitäts- und Glaubwürdigkeitsanspruch, das zur visuellen autobiographischen Kommunikation genutzt wird. Dabei ist die Schwarz-weiß-Fotografie gegenüber dem Farbfoto von noch höherem Objektivitätswert („etwas schwarz auf weiß“ haben). Fotografien scheinen auf den ersten Blick räumliche Transparenz zu vermitteln, sie schaffen Sichtbarkeiten und haben hohen Verweisungs- und Zeigenscharakter, der im autobiographischen Kontext eine wichtige deiktische Funktion erfüllt (vgl. Barthes 1989, 12 f.). Kaum einem Bildmedium wird in der Alltagskommunikation mehr Wahrhaftigkeit zugeschrieben als der Fotografie. Ein tiefer Glaube an die direkte Referentialität begleitet die Fotografie von ihrem Beginn an, ein Glaube an die unverstellt greifbare Wirklichkeit im Bild, die die Fotografie als einzigartiges Dokument auszeichnet (vgl. Riedel 2002, 7). In der Fotografie verkörpert sich die Sehnsucht nach einem Festhalten der Zeit, das vor dem Hintergrund des lebensgeschichtlichen Alterns eine entscheidende Bedeutung erhält; denn der epistemologische Zugang zur eigenen Vergangenheit wird häufig über Fotografien hergestellt. Narrative Geschichten generieren sich aus fotografischen Betrachtungen, sei es, dass diese als Gesprächsgeneratoren bei der Betrachtung von Familienalben, sei es, dass diese als autobiographische Erinnerungsstützen genutzt werden (vgl. Krauss 2006, 71). Neben ihrem nostalgischen Charakter prägen lebensgeschichtliche Fotografien ihre sentimental Fermente, die sich aus dem empfundenen Verlust von Lebenszeit ergeben (vgl. Sontag [1980] 2006, 21). Jedoch stellt die belichtete „Spur“ als bloßer Abdruck und Index der Zeit, welches ein zentrales Leitmotiv der Fotografie bis heute darstellt (vgl. Greimer 2009, 51), für den autobiographischen Kontext eine ähnliche Paradoxie her, wie dieser bereits für die Schrift aufgewiesen wurde: Die Fotografie erzeugt eine bloß scheinbare Präsenz von Vergangenheit, die zum Zeitpunkt der Betrachtung längst verschwunden ist (vgl. Sontag

15 Dem steht die Auffassung Susan Sontags gegenüber, nach der Fotografien die Realität erst fragmentieren und pluralisieren (Sontag [1980] 2006, 28).

[1980] 2006, 22). Es handelt sich beim Betrachten von Fotografien um kontextabhängige Reaktualisierungen eines längst verschwundenen und mit dem bloßen Auge kaum wahrnehmbaren Augenblicks, ein der Wirklichkeit abgerungener Moment. Das Bild steht nicht für sich, es verdeckt mit seiner Oberflächlichkeit eher die dahinter stehende Vitalität des Lebens und ist jeweils abhängig vom Auge des Betrachters. Die Fotografie übt somit nach Barthes lediglich eine Beglaubigungsfunktion aus: „Jegliche Photographie ist eine Beglaubigung von Präsenz“ (Barthes 1989, 97).¹⁶ Anders als die Schrift „spricht“ die Fotografie nicht, das Bild ist per se nicht-narrativ und weist keine sich zwingend aus dem Inhalt ergebenden Zusammenhänge auf. Die Fotografie ist eine „Botschaft ohne Code“ (vgl. Greimer 2009, 42). Eine ikonologische Bildbetrachtung, wie sie im Anschluss an Panofskys Methode Eingang in die Sozialwissenschaften gefunden hat, findet dort ihre Grenze, wo Bilder in einen spezifischen kommunikativen Kontext eingelassen werden (vgl. Fuhs 2006, 207 f.). Einzelne Fotoanalysen, wie sie in der „dokumentarischen Methode der Bildinterpretation“ vorgenommen werden, machen aus einem pragmatischen, sozialkommunikativen und rezeptionsorientierten Ansatz wenig Sinn (vgl. zur dokumentarischen Methode, Bohnsack 2006, 45 ff.). Die autobiographisch pragmatisierten Fotografien sind nicht zu dem Zweck allein entstanden, später einmal in einer Autobiographie eingebunden zu werden (schon gar nicht, wenn es sich um örtliches oder zeitgeschichtliches Bildmaterial handelt). Autobiographisch integrierte Fotografien weisen mitunter völlig unterschiedliche Entstehungszusammenhänge auf.¹⁷ Autobiographisches Bildmaterial erschließt sich also weniger über die Analyse innerfotografischer Strukturen als vielmehr in seiner Gesamtheit über die sozialkommunikative Verwendung und Ausweisung in der Autobiographie. Die Narrative des Bildes, die nicht dem Bild an sich eigen sind, sondern je nach Verwendungs- und Rezeptionskontext variieren, werden erst durch deren Besprechung und Kommentierung in einem ganz bestimmten Kontext zum Sprechen gebracht (vgl. Fuhs 2006, 208). In der Autobiographie finden sich hierzu meist kommentierende Zusätze und Anmerkungen zu den ausgewählten Bildern, oder aber sie ergänzen an entsprechender Stelle den autobiographischen Text.¹⁸ Fotografien werden als Argumentationsmaterial eingesetzt, das über den reinen Anschauungs- und Informationswert hinausgeht; dazu werden sie entsprechend diskursiviert (vgl. Riedel 2002, 152). Bilder in der Autobiographie, die in ihrer Entstehung aus völlig heterogenen Kontexten stammen, kommunizieren somit in einem ganz bestimmten sozialkommunikativen Zusammenhang – und berufen sich dabei auf den autobiographischen Pakt. Über die Kommentare werden die Bedeutungspotentiale der Abbildungen für den Leser als autobiographisches Deutungsangebot (vorläufig) festgelegt – jedoch ist es wiederum der Leser bzw. Betrachter mit seiner eigenen „Sehbiographie“, der letztlich das Bild für sich entschlüsselt: Bilder verweisen auf Bilder,

16 Es ist erstaunlicherweise Roland Barthes, der in seinem Essay „Die helle Kammer“ eine vorsichtige essentialistische Verknüpfung zwischen Fotografie und Vergangenheit herstellt. Dies resultiert vor allem aus seinen autobiographischen Annäherungen an das fotografische „Bild“ (im doppelten Wortsinn) seiner Mutter.

17 In der Autobiographie „Wir sind noch einmal davongekommen“ von W. J. Siedler (2004) beispielsweise findet sich im Anhang eine Auflistung der Archive und Quellen, aus denen die zahlreichen Bilder und Dokumente entnommen sind.

18 Auf das „falsche“ Ausweisen der Bilder, auf die „falsche“ Vereinnahmung von Bildern soll hier nicht näher eingegangen werden.

die wir in unserem Kopf im Laufe unserer Mediensozialisation angeeignet haben (vgl. Fuhs 2006, 218). Damit beanspruchen autobiographisch verwendete Bilder oftmals einen lebens- und auch zeitgeschichtlichen Wiedererkennungswert für den Betrachter und laden sich so gedächtnispolitisch auf. Dies wird umso deutlicher, sofern es sich um erinnerungskulturelle Bildtypen handelt, mit denen aus der Mediensozialisation bekannte und mental verfestigte Bilder aufgerufen werden.

Menschliches Gedächtnis (als Grundlage autobiographischer Reflexion) und Fotografie (als Lebensabbildungen) unterscheiden sich in wesentlichen Hinsichten: „Das Gedächtnis achtet der Daten nicht, es überspringt die Jahre oder dehnt den zeitlichen Abstand. Die Auslese der von ihm vereinten Züge muß dem Photographen willkürlich dünken“ (Kracauer [1927] 1977, 24). Das autobiographische Gedächtnis arbeitet weniger chronologisch als vielmehr assoziativ, episodisch und konstruktivistisch. Es stiftet Sinn in der narrativen Konstruktion als kognitive Bewältigung zeitlicher Kontingenzen aus einer gegenwärtigen Perspektive heraus; die Fotografie dagegen ist plane Oberfläche, Spur und Index, technisch-apparativ hervorgebracht durch fotochemische Prozesse – ein Raubbau an der Wirklichkeit. Das fotografische Bild „saugt“ die „Aura“ der Wirklichkeit ab, hält diese für einen Sekundenbruchteil fest; ein Bruchteil, der für das menschliche Auge nicht wahrnehmbar ist (vgl. Benjamin [1931] 1996, 297). Es schafft, wie Benjamin in einem psychoanalytischen Vergleich bemerkt, Ansichten eines optisch Unbewussten, es bringt latente Strukturen der Wirklichkeit hervor und ist, ähnlich wie die psychoanalytische Methode, Hilfsmittel zur Aufdeckung des vordergründig Unsichtbaren (vgl. ebd., 290). Dabei ist die Fotografie ihrem Wesen nach sinnentleert und damit abhängig von ihren Diskursen. Fotografien werden erst zu bedeutungsgeladenen Artefakten, sobald sie pragmatisiert und in einen Rezeptionskontext gestellt werden. Autobiographische Fotografien sind demnach keine Bilder, die ihren Sinn aus sich selbst erschließen. Erst die Integration in einen autobiographischen Rahmen lädt die Fotografie mit lebensgeschichtlichem Sinn auf. Derart verwendete Fotografien werden so zu sozialkommunikativen Artefakten, mit denen weit mehr als bloße Abbildung geleistet werden soll; sie schaffen Projektionsflächen und identifikatorische Anknüpfungspotentiale für den Betrachter und dienen mitunter als Argumentationsgrundlage. Sie bilden ein Panorama, das anschlussfähige Projektionen beim Betrachter hervorruft. Letztlich beeinflussen sie das „Bild“ des Lesers in erheblichem Maße, ersetzen die wahrnehmungsnahen Bilder des Betrachters doch die mentalen Bilder im Kopf des Lesers. Möglicherweise verstellen Fotografien eines Menschen und seiner Geschichte mehr als sie zeigen: „Unter der Photographie eines Menschen ist seine Geschichte wie unter einer Schneedecke vergraben“ (Kracauer [1927] 1977, 26).

2.3 Biographischer Film (Biopic)

Filme ziehen im (auto-)biographischen Kontext jenseits der Filmwissenschaften zunehmend Aufmerksamkeit auf sich (vgl. Mittermayer et. al 2009). Zeit- und Lebensgeschichte stehen im biographischen Film ebenso wie in der schriftlichen Autobiographie in einem inhaltlichen und formalästhetischen Spannungsverhältnis, jedoch beruhen die Effekte audiovisueller Darstellungen primär auf der Suggestivität und Emotionalität des bewegten Bildes. Die Art und Weise der filmischen Darstellung bezieht vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher Horizonte ihre Brisanz aus der Frage, mit welchen Bildern und Schemata der historische Kontext und die historischen Cha-

raktere (als typisierte Protagonisten des Films oder Buchs) gestaltet werden. Auch biographische Filme weisen spezifische Rezeptionskontexte auf und basieren auf dem Vorwissen der Zuschauer.

Biographische Filme, auch Biopics genannt, gehören seit Entstehung des Films Ende des 19. Jahrhunderts zum festen Repertoire der filmischen Gattungsgeschichte. Sie differenzieren sich in fiktionale Spielfilme mit referentiellem Bezug (vgl. Klein/Werner 2010) und in nicht-fiktionale Dokumentarfilme (vgl. Weilepp 2010). Dabei orientieren sich biographische Filme am Leben so genannter „Persönlichkeiten“, durch deren Augen dem Zuschauer historische Zusammenhänge vermittelt werden: „Seit mehr als einem Jahrhundert wird unser Blick auf historische Lebensläufe von filmischen Bildern mitgeprägt. Das bedeutet nicht nur, dass der Film als Quelle für die Lebensbeschreibung von Personen, die in dieser Zeitspanne gelebt haben, zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Filmische Wiedergabe ist im Zeitalter der Massenmedien am Erscheinungsbild so genannter ‚berühmter Persönlichkeiten‘ entscheidend beteiligt. Und auch der Spielfilm ist als biographisches Medium mittlerweile ein wesentlicher Vermittler der öffentlichen Wahrnehmung historischer Figuren und ihrer Lebensgeschichten – die durchaus weit vor dem 20. Jahrhundert angesiedelt sein können“ (Mittermayer 2009b, 501). Der Nationalsozialismus (und die ehemalige DDR) bilden im deutschen Erinnerungskontext einen wichtigen historischen Hintergrund, vor dem sich biographische Filme des 20. Jahrhunderts entfalten (vgl. Wende 2007). Damit wird der biographische Film neben der schriftlichen Autobiographie zum Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses und erinnerungskultureller Kontroversen in der Alltagskommunikation; darüber hinaus stößt er die erkenntnistheoretische Frage nach der medialisierten Repräsentativität von Zeitgeschichte im Film an.¹⁹

Eine Schwierigkeit hinsichtlich filmischer Analysen bildet für die empirischen Geschichtswissenschaften ebenso wie für die soziologische Biographieforschung die Frage nach „fact/fiction“ (vgl. Aurich 1995, 118). Historische Daten und reale Personen bilden die referentiellen Eckpunkte biographischer Filme. Jedoch ist die Frage nach der „Wahrheit“ des Biopic schon aufgrund der Wahl eines künstlichen Mediums problematisch; vielmehr interessiert am biographischen Film dessen sozialkommunikativ-diskursiver Umgang mit Vergangenheiten (vgl. Custen 1992, 10). Filme bieten keine Abbildungen von Wirklichkeit, sondern es handelt sich bei ihnen um konstruierte und semiotisch kodierte Deutungsangebote eines Filmemachers und seines Teams. Filmbilder erschöpfen sich nicht am Inhalt des Dargestellten, sondern sie arbeiten transformativ: Soziale und historische Wirklichkeiten werden (in der filmischen Montage) zu verschlüsselten Zeichensystemen umgearbeitet, deren Bilder mehr aussagen als das unmittelbar Gezeigte. Die *ästhetische Gestaltung der Filmbilder* – die Sorgfalt am und im Bild des Biopic –, durch die bereits *wesentliche* Standpunkte, Vorstellungen und Auffassungen über den behandelten Stoff vermittelt werden, ist daher ein wichtiger Aspekt der Filmanalyse, der mit den bisherigen Ansätzen qualitativer Forschung nur schwer zu fassen ist – was seine bisher stiefmütterliche Behandlung erklären mag.²⁰

19 Vgl. zur Konflikthaftigkeit von Erinnerungskulturen im Spannungsfeld zeitgeschichtlicher Forschung Jarausch/Sabrow 2002.

20 Visuelle Kunst kann als metaphorischer Ausdruck verstanden werden, der versucht, sich mit anderen Mitteln als der Sprache sozialen und historischen Wirklichkeiten zu nähern. Ein Denken in Bildern ist möglich, es folgt jedoch anderen Regeln als die Sprache. Wesentlich zur analytischen Betrachtung ist

Historische Filme bilden Projektionsflächen und Resonanzräume kollektiver Erinnerungen und Erfahrungen, die emotional aufgeladen sind; sie sind wie alle Medien der Erinnerungskultur für den Zuschauer vielfach anschlussfähig an eigenes Vorwissen und eigene Erfahrungshorizonte: „Spielfilme verarbeiten die in einer konkreten Gesellschaft zum Zeitpunkt der jeweiligen Film-Produktion mit einem konkreten historischen Ereignis verbundenen kulturellen Sinnkonstruktionen und semantischen Deutungsmuster, sie reflektieren bestehende Ängste und Hoffnungen, sie spiegeln Faszination, Bedürfnisse und Phantasien und sie konservieren kollektive – politische und sozialpsychologische – Dispositionen“ (Wende 2007, 7). Dies gilt im engeren Sinn ebenso für Biopics: „All cinematic lives had to be understandable in terms that viewers would find congruent with their own experiences“ (Custen 1992, 20).²¹ Biopics werden so erzählt, dass sie für den Zuschauer nachvollziehbar werden; die Motivation von Handlungen der Protagonisten muss erkennbar sein (vgl. Mittermayer 2009b, 504). Somit konstruieren und reproduzieren Biopics gleichsam biographische, soziale und historische Ordnungsvorstellungen, die sich allerdings im Lauf der Zeit verändern können.

Das audiovisuelle Medium Biopic ist ein Filmgenre, das (auto-)biographische Vorlagen benutzt, um diese in einer dramatischen, mehr oder weniger frei gestalteten Erzählung in Bild und Ton wiederzugeben. Anders als bei der Schrift, über die mentale Bilder evoziert werden, anders als bei der sprachlosen Fotografie, die mehr mit ihrem Licht und Schattenspiel verdeckt, als dass sie aufweist, ist der Film grundsätzlich ein Medium, das die verschiedenen Sinne des Zuschauers anspricht; seine suggestive Bild- und Tongewalt wirken synästhetisch auf die gesamte sinnliche Wahrnehmung des Filmrezipienten ein. Die Filmrezeption ist (vor allem im Kino) durch ein somatisches Mitfühlen (Auge, Ohr, Emotionalität, Kognition) geprägt, das durch den Einsatz von Musik entsprechend gesteigert werden kann.²² Es handelt sich beim Genre des Biopic nicht um einen dokumentarischen Film über eine Person, der mit echten und authentischen Bild- und Quellenmaterial, mit dem Einsatz von Zeitzeugen arbeitet, sondern um eine freie Verfilmung autobiographischen Stoffes, in der mit dramaturgischen und filmästhetischen Mitteln die Lebens- und Entwicklungsgeschichte einer bekannten Persönlichkeit dargestellt wird. Anders als in der schriftlichen Autobiographie, bei der wir durch die Augen des Erzählenden sehen, sehen wir den Biographierten jedoch als Person von außen. Diese Persönlichkeit entstammt meist der politischen oder künstlerischen Sphäre (vgl. Mittermayer 2009b, 502). Häufig findet sich zu Beginn des Films ein Hinweis darauf, dass es sich bei den folgenden Darstellungen um „wahre Begebenheiten“ handelt oder aber die Geschichte auf „wahren Begebenheiten“ beruht, was auf einen freien Umgang mit dem behandelten Stoff hinweist. Biopics arbeiten mit (bekannten) Schauspielern, deren Habitus am Biographierten orientiert ist, und künstlichen Kulissen (vgl. Custen 1992, 34 ff.). Folgende Definition bestimmt den Charakter des Biopic: „Biopics behandeln in fiktionalisierter

das Vorhandensein eines Mediums, das in einzelne Elemente zerlegt werden kann (vgl. Brandstätter 2008, 21).

21 Die kontextuellen Bedingungen bei der Aneignung von Filmen und medialen Texten werden in der Film- und Mediensoziologie gegenwärtig stark reflektiert. Es wird davon ausgegangen, dass mediale Texte wie der Film polysem strukturiert sind, d. h. denkbar breite Aneignungs- und Identifikationsspielräume für den Zuschauer bieten (vgl. Winter 1992, 70 ff.).

22 Vgl. zur Phänomenologie des Films als Wahrnehmungserlebnis Elsaesser/Hagener 2007.

Form die historische Bedeutung und zumeist in Ansätzen das Leben einer geschichtlichen belegbaren Figur. Zumeist wird deren realer Namen in der Diegese verwendet. Dabei muss nicht eine ganze, geschlossene Lebensgeschichte (von der Geburt bis zum Tod) erzählt werden; vielmehr genügt es, wenn der ‚rote Faden‘ der Handlung durch einen oder mehrere Lebensabschnitte einer historischen Person gebildet wird, deren Porträtierung im Mittelpunkt steht. Geht es im Historienfilm um einen Sachverhalt, so konzentriert sich die Biographie auf eine zentrale Persönlichkeit“ (Taylor 2002, 22). Biopics arbeiten häufig assoziativ, fragmentarisch und konstruktiv (wie übrigens die autobiographische Erinnerung auch; hier finden neurologische Befunde zur Arbeitsweise unseres Gedächtnisses ihre filmästhetische Entsprechung).

Biopics werden wie die Autobiographie über ihre Paratexte als außerfilmisch referentiell ausgewiesen. Anders als die Autobiographie aber verleugnen Biopics nicht ihre fiktionalen Gestaltungselemente (vgl. Klein/Werner 2010, 154). Die Referenzfrage ist beim Biopic schon durch seinen Spielfilmcharakter eine weit gefasste. Namen, Orte und Zeitangaben sind meist real und dienen als Authentifizierungssignale für den Zuschauer (vgl. ebd., 159). Die eingesetzten Schauspieler verkörpern dagegen die Künstlichkeit des Films. Ein dramaturgisch-narrativer „Vorteil“ des Biopic ist es gegenüber dokumentarfilmischen Formaten, die klassischerweise nicht-narrativ sind, dass die story „geschlossen und kohärent“ konzipiert werden kann, wohingegen der Dokumentarfilm mit Lücken, Brüchen und dem Fehlen von entsprechendem Originalmaterial umzugehen hat (vgl. Taylor 2002, 85 f.). Die filmnarrative Gestaltung von Zeit (als Lebens- und historische Zeit) bildet einen wichtigen Punkt in Biopics: Sie reicht von linearen zu nicht-linearen, von offenen zu geschlossenen Erzählformen (vgl. ebd., 113 ff.). Zeitlichkeit im Biopic differenziert sich weiter in Erzählzeit und erzählte Zeit. Die Erzählzeit erstreckt sich meist über die üblichen Spielfilmformate von 90 bis maximal 180 Minuten, die erzählte Zeit umfasst im Extremfall ein ganzes Leben, bei selektiver oder assoziativer Erzählweise einzelne ausgewählte Ausschnitte und Sequenzen. Die Überbrückung von auseinanderliegenden Zeitabschnitten oder Raum-/Zeitsprüngen erfolgt mittels der filmästhetisch gestaltenden Montagetechnik. Die Art und Weise der Montage (des Filmschnitts) selbst gehört zum Darstellungsrepertoire eines jeden Films und ist so ein wichtiges Gestaltungsmittel, das aufschlussreiche Einblicke in die Vermittlung des Filmstoffs geben kann.

Schrift, Fotografie und Film bilden drei inhaltlich wie formal verschiedene mediale Repräsentationsmöglichkeiten von Lebens- und Zeitgeschichte. Alle drei Repräsentationsformen bieten unterschiedliche Zugänge zur Vergangenheit eines Lebens und seiner Zeit. Keine von ihnen ist in der Lage, das Leben „an sich“, so „wie es gewesen ist“, einzuholen. Es handelt sich unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen Entstehungszusammenhänge um medial konstruierte Interpretationen; das gilt auch für die schriftliche Autobiographie. Die prinzipielle Uneinholbarkeit des erlebten Lebens im Schrift-, Bild- oder Filmmedium bedeutet allerdings nicht automatisch eine Auflösung der Referenzfrage. Sie bleibt gerade aufgrund der Gattungswahl zwingend bestehen, lässt sich jedoch nicht auf eine bloße Entsprechung reduzieren, sondern ist an ihre mediale Repräsentation und deren Gestaltungsform gebunden: Die Referenzfrage fließt somit auch in die Frage der ästhetischen Transformation ein. Die häufigste Form intermedialer Verweisungen findet sich im Schrift/Bild/Fotografie-Zusammenhang: Die Integration von Abbildungen in der Autobiographie zur Illustration, Legitimierung und Authentifizierung einer Lebensgeschichte ist heutzutage ein

übliches Verfahren. Biopics hingegen werden aufgrund des hohen Produktionsaufwands in der Regel nur über Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gedreht.

Der Rezeptionskontext bildet gegenüber der Entstehung eines (auto-)biographischen Artefakts im Zeitpunkt der Wahrnehmung einen wichtigen Rahmen. Wie beschrieben, realisieren sich (auto-)biographische Darstellungsformen und Deutungspotentiale erst, wenn sie von einem Leser, Betrachter oder Zuschauer unter bestimmten Voraussetzungen rezipiert werden. Die sozialkommunikative Ebene autobiographischen Schreibens und Reflektierens wird wirksam, sofern diese Artefakte in einem öffentlichen Zusammenhang besprochen und diskutiert werden. Dabei ist das individuelle historische Selbstverständnis maßgeblich an der Wahrnehmung und Interpretation (auto-)biographischer Artefakte beteiligt.

3. Marcel Reich-Ranicki – mediale Repräsentationen eines Lebens

Wenn er spricht, ist der Adressat meist deutsches Publikum, das sich von ihm in aller Regel gern und leicht beeindrucken lässt (Gnauck 2009, 232).

Marcel Reich-Ranicki bietet als Person des öffentlichen Lebens und der Medien eine vielgestaltige Projektionsfläche für Generationen von Lesern und Zuschauern. In ihm spiegelt sich ein Leben unter den ideologischen Spannungen, Massenmorden und Widrigkeiten des 20. Jahrhunderts, aber auch im Schatten ihrer bis heute andauernden Aufarbeitung. Während er lange Zeit vornehmlich als prominenter und umstrittener Literaturkritiker wahrgenommen wurde, rückte spätestens nach Erscheinen seiner Autobiographie *Mein Leben* 1999 seine jüdische Verfolgungs- und Überlebensgeschichte in Polen in den Aufmerksamkeitsbereich einer breiten Öffentlichkeit – eine Geschichte, über die er nach eigener Auskunft lange Zeit lieber geschwiegen hatte. Die Niederschrift seiner Lebensgeschichte geht zurück auf ein Versprechen, das er seiner Frau Teofila Reich 1943 nach der Flucht aus dem Warschauer Getto gegeben hatte, aber erst auf Drängen weiterer ihm nahestehender Personen 1993 einzulösen begann. Bereits vor 1993 waren einzelne Teile in Artikeln oder Reden veröffentlicht worden. Das Verfolgungstrauma saß jedoch zu tief, um es noch einmal durchleben zu wollen. So kommt wohl in seinem kurzen autobiographischen Nachwort wie nirgendwo sonst die tiefe Angst und Verunsicherung eines durch die langen Verfolgungen Traumatisierten zum Ausdruck (vgl. Reich-Ranicki 1999, 555). Seine polnischen Jahre haben ihn tief getroffen, die „Uranst der Ohnmächtigen“ verfolgt ihn bis heute (vgl. Gnauck 2009, 226). Dies unterstreicht das vorletzte Kapitel²³ seiner Autobiographie, das sich mit den „Auschwitz“- und „Schlussstrichdebatten“ der 1990er Jahre beschäftigt. Andererseits meint Anz, dass der Anlass zum Verfassen seiner Autobiographie ein anderer gewesen sei: 1994 hatte sich im Anschluss an einen Artikel Reich-Ranickis über Christa Wolf ein Streit um seine Tätigkeit beim MBP²⁴ entsponnen, der vom Journalisten Tilman Jens, einem Sohn des Freundes Walter Jens, kräftig angeheizt wurde. Es folgten öffentliche Anschuldigungen und weitere Verdächtigungen, die letztlich dazu geführt haben sollen, dass Reich-Ranicki seine Position vertei-

23 Vgl. „Ende der Schonzeit“, Reich-Ranicki 1999, 540-551.

24 Das Ministerstwo Bezpieczeństwa Publicznego (Ministerium für Öffentliche Sicherheit, MBP) war das Organ für Nachrichtendienst und Gegenspionage der polnischen Geheimpolizei von 1945 bis 1954.

digen wollte: „Als andere begannen, Nachforschungen über sein Leben anzustellen, wollte er ihnen seine eigene Version entgegenstellen (Anz 2004, 63).“

Beschreibt man Reich-Ranicki in den nicht unproblematischen Schemata der Erinnerungskulturforschung, so ist er „Opfer“, „Verfolgter“, „Täter“ und „Zeitzeuge“ zugleich.²⁵ Seine „Opfer-/Verfolgungsgeschichte“ beginnt mit seiner Geburt in Polen, einem Land, das immer wieder von latenten antisemitischen Ressentiments geprägt war. Die „Opfergeschichte“ schreibt sich im Nationalsozialismus nach Übersiedlung der Familie Reich nach Berlin ab 1933 während seiner Schulzeit fort. Später wird ihm die Aufnahme eines Studiums verwehrt, er wird 1938 aus Deutschland ausgewiesen und nach der Einnahme Warschaws durch die deutschen Truppen ins Warschauer Getto gesperrt. Umstritten ist, inwieweit er dort als „Opfer-Täter“ im Rahmen seiner Tätigkeit beim so genannten „Judenrat“ bezeichnet werden kann, dessen Mitglieder Privilegien gegenüber ihren jüdischen Mitgefangenen genossen (vgl. Gnauck 2009, 56 f.). Auch gibt es Gerüchte um seine Tätigkeit beim jüdischen Ordnungs- und Polizeidienst (vgl. ebd., 58 ff.); diese sicherte ihm möglicherweise das Überleben. Er blieb „Opfer und Verfolgter“ nach der Flucht aus dem Warschauer Getto 1943 während der Jahre im Versteck bis 1944. Nach der Befreiung durch die Rote Armee und seinem Beitritt zur polnischen Militäradministration begann seine kommunistische „Täter-Geschichte“: Zunächst als Postzensor von Briefen, dann nach kurzer Tätigkeit in Berlin, wo einige bislang ungeklärte Spitzeltätigkeiten für den polnischen Geheimdienst mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden (nicht bewiesen), als Vize-Konsul und später als Konsul in London, wo er nachweislich einige politische Personen der polnischen Exilregierung beobachtete und eine entsprechende Kartei anlegte (vgl. Gnauck 2009, 120 ff.). Im Zuge der osteuropäischen Schauprozesse an vermeintlichen politischen Gegnern bzw. Abweichlern und (jüdischen) Westemigranten erbat Reich-Ranicki Ende 1949 seine Londoner Demission und kehrte nach Warschau zurück, wo er sich einem Parteiverfahren stellen musste, das mit seinem Ausschluss (Grund: „ideologische Entfremdung“) und einer kurzen Haftzeit endete; hier beginnt wieder seine „Opfer-/Verfolgten-Geschichte“, wenn auch für ihn in milder Form, wie er selber berichtet (vgl. Reich-Ranicki 1999, 331 f.).

Nach der Haftentlassung entwickelte sich seine Karriere als Literaturkritiker langsam, erst in Warschau, dann, nach seiner Flucht 1958, in der Bundesrepublik. Hier differenziert sich das Schema „Opfer“ und „Täter“ auf verschiedenen Ebenen aus. Seine jüdische Vergangenheit blieb ein Teil seiner Identität, mit der er im Literaturbetrieb und in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Seine politischen Aktivitäten in Polen blieben lange Zeit unbekannt, Reich-Ranicki macht hierzu bis heute nur wenige Angaben. Zum vehementen „Schreibtischtäter“ wird er in einem ganz anderen Sinne aus Sicht vieler Schriftsteller und Romanciers, mit denen er als Literaturkritiker immer wieder hart ins Gericht ging, deren Bücher er buchstäblich verriss.

Wie viel Sinn macht die Differenzierung in „Opfer“ und „Täter“? Über die Sinnhaftigkeit und Trennschärfe derartiger Kategorien lässt sich streiten, über die lebensgeschichtlichen Kausalitäten und Zusammenhänge umso mehr. Es ist festzuhalten, dass Reich-Ranickis Lebensgeschichte, unabhängig von seiner Person, ein Beispiel der vielen traurigen und in ihren Ausmaßen kaum fassbaren „Opfer-/Verfolgten-geschichten“ des 20. Jahrhunderts aufweist. Er gehört zur Generation der Zeitzeugen,

²⁵ Vgl. zum Umgang mit diesen Kategorien Assmann 2006, 72 ff.

die aufgrund ihres natürlichen Todes allmählich aussterben. Als Überlebender der Shoah hat er vieles erlitten, spätere politische Aktivitäten als Kommunist, die für Reich-Ranicki heute auf Druck der Öffentlichkeit rechtfertigungsbedürftig erscheinen, lassen sich aus früheren Erfahrungen sicherlich ein Stück weit erklären. Es gab für überlebende Juden nach 1945 eine Reihe guter Gründe, sich nach dem erzwungenen Sieg über den Nationalsozialismus in Deutschland kommunistisch-antifaschistischen Aktivitäten anzuschließen.²⁶ Seine Lebensgeschichte ist gerade aufgrund der Generationenlage und des historischen Kontextes – er erlebte letztlich vier verschiedene gesellschaftspolitische Systeme – zeitgeschichtlich exemplarisch. Jedoch kommt der „Opfer-/Täter“-Differenzierung in sozialkommunikativer Perspektive eine noch ganz andere erinnerungskulturelle Funktion zu, wie sie Jureit beschreibt: Sie führt im moralisch aufgeladenen Erinnerungsritual zu einer kollektiven Vereinnahmung des „Opfers“ – hier eines „Opfers“, das sich heute gegenüber den Kindern und Enkeln der „Täter“ antikomunistisch und versöhnlich zeigt. Jureit nennt diesen Trend „opferidentifizierte Erinnerungskultur“, mit der eine Erlösung aus der nach wie vor drückenden „Last der Vergangenheit“ durch Opferidentifikation seitens der nichtjüdischen Nachgeborenen unmittelbar erreicht werden soll (vgl. Jureit/Schneider 2010, 10). Ihre These geht dahin, dass umgekehrt die mittlerweile kaum mehr vorhandenen Erinnerungen an die Täter zumeist über Personen geführt werden, die nicht zur Erinnerungsgemeinschaft gehören (vgl. ebd., 30); als stereotypisierte „Nazis“ (im extremen Fall im so genannten „Hitlerismus“ gipfelnd, der Konzentration auf die Figur Hitlers als Täter, eine Deutungsperspektive, die die Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands auf einige wenige Personen zu konzentrieren versucht) verfestigen sich dabei schematisierte Bilder über die zunehmend undeutlicher werdenden Täter, die mit der historisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit als tragfähiger Nährboden der NS-Ideologie nur noch wenig zu tun haben. Mediale Darstellungen haben an dieser Entwicklung einigen Anteil. Die Folge eines „opferidentifizierten“ Erinnerns sei, so Jureit weiter, dass sich die Erinnerungsgemeinschaft der zweiten Generation auf Seiten der moralisch „Besseren“ verorte, „richtige“ Erinnerungen für die nachfolgenden Generationen festschreibe und darüber hinaus zu historischen Verleugnungen bezüglich der Erinnerungspotentiale seitens der Täter neige (vgl. ebd., 52 f.). Mit anderen Worten: Die Erinnerungen an die Täterseite geraten in diesem Prozess zu einer unspezifizierten und schematisierten Restgröße, die nur noch diffus mit der Gegenwart zusammenzuhängen scheint.

Inwieweit solchen Entwicklungen die (auto-)biographischen Repräsentationen Reich-Ranickis als mediale Projektionsflächen Vorschub leisten, soll im folgenden Abschnitt diskutiert werden.

3.1. Mein Leben – Autobiographie

Nie war ich ein halber Pole, nie ein halber Deutscher – und ich hatte keinen Zweifel, daß ich es nie werden würde. Ich war auch nie in meinem Leben ein ganzer Jude, ich bin es auch bis heute nicht (aus: Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben, S.12).

²⁶ Vgl. dazu auch die umfassende Studie von Hartewig (2000) zur Remigration jüdischer Migranten mit kommunistischem Hintergrund in die DDR.

Der Leser der Autobiographie wird – unabhängig, welche Ausgabe er besitzt – zunächst über die Paratexte mit dem Autor Reich-Ranicki vertraut gemacht. Neben den Klappentexten, den kurzen lebensgeschichtlichen Abrissen sowie einigen lobenden Zitaten seitens der Kritik ist vor allem die fotografische Abbildung Reich-Ranickis für den weiteren Wahrnehmungsprozess entscheidend: Das „Bild“ des Buchumschlags, das den Autor mal nachdenklich sinnierend, mal gemeinsam mit seiner Frau Teofila und in der neuesten Ausgabe in Gegenüberstellung zum Schauspieler Schweighöfer zeigt, begleitet den Leser während des gesamten Leseprozesses. Die letzte Ausgabe verbindet im Rezeptionsprozess Biopic und Buch und führt beide mediale Repräsentationen so eng zusammen. Es ist das gegenwärtige „Bild“ des Autors, das die meisten seiner Leser und Zuschauer aus unzähligen Mediendarstellungen der letzten Jahre von ihm kennen und das den Wahrnehmungsprozess in erheblichem Maße steuert.

Die autobiographische Erzählung setzt mit einer Anekdote zur Frage nach der Identität Reich-Ranickis ein. Auf einer Tagung der „Gruppe 47“ fragt der zu diesem Zeitpunkt noch unbekannte Günter Grass, was denn nun Reich-Ranicki sei; dieser antwortete mit der oben zitierten Wendung – die er jedoch kurze Zeit später unter Berufung auf seine Heimatlosigkeit (und der Ersatzheimat Literatur) widerruft. Da die abstrakte Schrift ein Medium ist, das anders als die sinnentleerte Fotografie oder der suggestiv-emotionale Film die Widersprüchlichkeit und Komplexität einer autobiographischen Selbstinszenierung am adäquatesten darzustellen in der Lage ist, wird somit gleich zu Beginn die Subjektivität des Autors positioniert und gleichzeitig widerrufen. Nach dieser Exposition beginnt die Autobiographie sich in klassisch-traditionaler Ich-Form und chronologischer Erzählstruktur zu entwickeln. Diese chronologische Struktur wird an einigen Stellen von assoziativen Vor- und Rückblenden durchbrochen, die zumeist lebensgeschichtliche Kontinuitäten aufzudecken versuchen. An nur wenigen Stellen stellt sich das autobiographisch reflektierende Subjekt in Frage, die narrative Struktur ist von einer kontinuierlichen Entwicklung und inneren Teleologie gekennzeichnet, die gegen die zeitgeschichtlichen Umstände in Anschlag gebracht wird. Die Vergangenheit, so scheint es, steht im autobiographischen Bewusstsein des Autors in direkter Entsprechung zur Erzählung. So erinnert diese autonome, Ich-inszenierte Erzählform an die klassischen Vorlagen der Blütezeit bürgerlicher Autobiographien im 18. und 19. Jahrhundert.

Die Erzählung ist in fünf Teile untergliedert.²⁷ Diese fünf Teile stellen an ihren Schnittstellen wesentliche Umbrüche und Zäsuren in den Erinnerungen Reich-Ranickis dar: seine Kinderjahre in Polen und Berlin (1. Teil), seine Ausweisung aus Deutschland, die Jahre im Warschauer Getto und im Versteck als Jugendlicher und Heranwachsender (2. Teil), die Befreiung vom Nationalsozialismus und seine Tätigkeit für die polnische Militäradministration und den polnischen Geheimdienst als junger Erwachsener (3. Teil), seine Flucht in den Westen und der Beginn seiner Karriere als Literaturkritiker bis zur Aufnahme seiner Tätigkeit für die Frankfurter Allgemeine Zeitung als Erwachsener (4. Teil), schließlich der letzte Abschnitt als Höhepunkt seiner Karriere bis zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Autobiographie (5. Teil). Die Erzählung schließt mit einer privaten Widmung an seine Frau Teofila. Die einzelnen Teile sind weiter in Kapitel untergliedert, deren Titel teils thematisch

27 Erster Teil, 1920 – 1938, zweiter Teil 1938 – 1944, dritter Teil 1944 – 1958, vierter Teil 1958 bis 1973, fünfter Teil 1973 – 1999.

(Bsp.: „Ordnung, Hygiene, Disziplin“), teils metaphorisch (Bsp.: „Die Tür führt ins Nebenzimmer“) ausgewiesen sind.

Die Lektüre bietet je nach Rezeptionskontext²⁸ eine Reihe von Leseweisen und Interpretationsmöglichkeiten, denen hier im Einzelnen nicht nachgegangen werden kann: als Pole, als Deutscher, als Jude, als „Opfer“, als „Täter“, als Zeitzeuge, als Mann (und seine Beziehungen zu Frauen), als Literaturkritiker, als Karrierist, als bürgerlicher Intellektueller, als konservativer Kulturvertreter etc. Im Rahmen vorhandener Deutungspotentiale sind unterschiedliche Zugänge zur autobiographischen Erzählung denkbar. Vor allem hängt die Rezeption vom eigenen Erfahrungshintergrund des Lesers ab; ebenso vorausgesetzt wird ein Grundwissen über Nationalsozialismus, Kommunismus und nachkriegsdeutsche Vergangenheitsbearbeitungen, ohne welches man die Argumentationen, Standpunkte und Abgrenzungen Reich-Ranickis nur schwer nachvollziehen kann – oder aber andere Rezeptionsweisen entwickelt. In den narrativen Modulationen spielen spezifische Zeitgeschichtsdiskurse der (mediale) Öffentlichkeit eine erhebliche Rolle bei der Darstellungsweise des historischen Erfahrungsraums. Auch wenn vom Autor stets zurückgewiesen, ist gerade vor dem Hintergrund der zeitgeschichtlichen Erfahrungen im Licht der gegenwärtigen Erinnerungskulturpraktiken die (passiv-erleidende) Opferperspektive – nicht nur als Jude, sondern auch als Literaturkritiker – dominant, deren (aktiv-gestaltender) Gegenpart die beharrliche Auseinandersetzung und Identifizierung mit der deutschen Literatur und die Entwicklung hin zum Literaturkritiker steht. Durchsetzung und Erfolg des letzteren ist nicht zuletzt als mögliche Kompensation der ersten zu verstehen. Jedoch kann man auch hier die autobiographische Selbstinszenierung mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung lesen.

Als wichtige Projektionsfläche für deutsche Vergangenheitsbearbeitungen und erinnerungskulturelle Praktiken möchte ich kurz auf einige Aspekte der Erzählung hinsichtlich der darin enthaltenen Geschichtsdarstellungen und ihre möglichen Wahrnehmungsweisen eingehen, die sich erst aus der Betrachtung der Gegenwart, vor allem auch dem faktischen wie moralischen Untergang des „real existierenden Sozialismus“ erklären lassen. Zunächst ist anzumerken, dass Reich-Ranickis Autobiographie im Wesentlichen an sein deutsches (Fernseh- und Lese-)Publikum adressiert ist, was meiner Auffassung nach auf einige Ausarbeitungen der Erzählung Einfluss nimmt.²⁹ So ist etwa, wie bereits angemerkt, der auffällig versöhnliche Ton trotz der von ihm wahrgenommenen Verschiebungen im deutschen Geschichtsbild am Ende

28 In Polen etwa wurde die Übersetzung seiner Autobiographie gerade einmal 2000 Mal verkauft – Reich-Ranickis Lebensgeschichte interessierte dort kaum und wurde wenig diskutiert (vgl. Gnauck 2009, 222). Dies resultiert, wie Gnauck schreibt, nicht zuletzt aus der „Flucht“ Reich-Ranickis aus Polen, ebenso wie aus seinen eher abgrenzenden Beschreibungen gegenüber seiner „polnischen Identität“.

29 Diese Adressierungen (in pädagogischer Absicht) kommen indirekt in einer Reihe von Hinweisen heraus: „Ich wollte, wie jeder Kritiker, erziehen, doch nicht etwa die Schriftsteller – einen Schriftsteller, der sich erziehen läßt, lohnt es sich nicht zu erziehen. Ich hatte vielmehr das Publikum im Auge, die Leser. Um es ganz einfach zu sagen: Ich wollte ihnen erklären, warum die Bücher, die ich für gut und schön halte, gut und schön sind, ich wollte sie dazu bringen, diese Bücher zu lesen“ (Reich-Ranicki 1999, 534 f.). Diese adressierte pädagogische und aufklärende Absicht durchzieht ebenso augenscheinlich seine Autobiographie (vgl. als direkte „Publikumsansprache“ auch ebd., 539). Bezeichnend deshalb auch seine Bemühung des berühmten Zitat Stalins, nach der die „Hitlers kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibe“ (vgl. ebd., 358).

seiner Erzählung zu erklären (vgl. Reich-Ranicki 1999, 550 f.).³⁰ Reich-Ranicki erteilt damit gewissermaßen eine Form von kollektiver historischer Absolution: „Das Urteil über Deutsche, die sich dem Nazi-Regime nicht widersetzen, ist angesichts der Schärfe, mit der dieser Kritiker häufig urteilt, bemerkenswert milde. Vielleicht hat auch das zum enormen Erfolg dieser Autobiografie in Deutschland beigetragen (vgl. Anz 2004, 37).

Reich-Ranicki spart in seiner Autobiographie nicht mit Darstellungen, die die Brutalitäten, Grausamkeiten und Zynismen der deutschen Okkupation Polens und der Konzentration der Juden im Warschauer Getto aufweisen; so lauten Kapitelüberschriften etwa „Die Jagd ist ein Vergnügen“, „Todesurteile mit Wiener Walzern“ oder „Eine nagelneue Reitpeitsche“, wodurch deutlich auf die nationalsozialistischen Verbrechen angespielt wird, die in den Kapiteln auch entsprechend „realitätsnah“ ausgearbeitet werden. Auch spart Reich-Ranicki nicht mit Namen (SS-Offizier Höfle) brutaler deutscher bzw. österreichischer Täter, jedoch werden ebenso die humaneren Züge (beim Kommissar für den jüdischen Wohnbezirk Auerswald) beschrieben.³¹ Einige Anekdoten beschreiben weiterhin detailliert, wie Juden im Warschauer Getto gedemütigt, gefoltert und umgebracht wurden (vgl. ebd., 178 ff.). Grundsätzlich aber sind, bis auf wenige Ausnahmen, die Beschreibungen der Täterseite soweit schematisiert, dass sie kaum eine Beziehung zur Gegenwart herstellen und wichtige Fragen über die Bedeutung der damaligen Verhältnisse für unser heutiges nichtjüdisches Verständnis aufwerfen (Generationenzusammenhänge; historische Entwicklung bundesrepublikanischer Erinnerungskulturen). So dominiert an vielen Stellen der versöhnliche Ton, der in sich recht widersprüchlich erscheint.³² Die Schule in Person des Lehrers Knick (vgl. ebd., 48 ff.) steht ebenso als zeitgeschichtliches Symbol des „anderen Deutschlands“ wie auch das Fichte Gymnasium, das „anständig“ blieb (vgl. ebd., 70). Auch die Klassengemeinschaft funktioniert und hält gegen ideologische Auswüchse zusammen (vgl. ebd., 76 f.).³³ Anz vermutet, dass Reich-Ranicki sich seine privaten Kindheitserinnerungen nicht zerstören wollte (vgl. Anz 2004, 40). Neben den einzelnen brutalen Szenen des Warschauer Gettos werden keine weiteren Fragen bezüglich der Massenmorde seitens des nationalsozialistischen Deutschlands aufgeworfen. Vielmehr gibt Reich-Ranicki als Motiv, 1946 nach Berlin (in polnischer Uniform) zurückzukehren, die Sehnsucht nach der Stadt, die ihn geprägt hatte, an –

30 Ruth Metzger spricht von einer „rechtsintellektuellen Offensive“, die auch vor den Tabus deutscher Erinnerungskultur nicht Halt mache (vgl. Metzger 2004). Autobiographisch bezeichnend für diese rechtsintellektuellen Verschiebungen sind die autobiographischen Erinnerungen von J. C. Fest („Ich nicht“, 2006) und W. J. Siedler („Wir waren noch einmal davongekommen“, 2004). Vgl. zu den erinnerungskulturellen Dimensionen beider Autoren Heinze (2008 und 2010).

31 An einigen Stellen ist die autobiographische Darstellung gekennzeichnet von (rassischen) Stereotypen, die als ontologische Merkmalszuschreibungen von Reich-Ranicki auch gegenüber den „Juden“ angeführt werden; so bedient sich Reich-Ranicki einer Diktion, die Klischees und Stereotype reproduziert (zur „Musikalität“ der Juden, vgl. Reich-Ranicki 1999, 219; zum „Exotismus“ der Ostjuden, vgl. ebd., 178 f.; zur „Überempfindlichkeit“ der Juden, vgl. ebd., 303). Umgekehrt wird er selber offensichtlich immer wieder in verschiedenen Situationen mit ähnlichen Stereotypen konfrontiert (vgl. ebd., 301 f.).

32 Reich-Ranicki sieht sich bis heute als „Fremder“ und „Außenseiter“ in Deutschland, betont aber immer wieder seine Nähe zu Sprache und Kultur.

33 Unbehagen macht sich bei Reich-Ranicki auf einem späteren Klassentreffen 1963 breit, da seine jüdische Leidensgeschichte als Gesprächsthema komplett ausgeblendet wird; jedoch entschuldigt Reich-Ranicki auch hier seine Klassenkameraden – obwohl er vermutet, dass sie mehr gewusst haben als zugegeben (vgl. Reich-Ranicki 1999, 77 ff.).

Abneigung, Vorbehalte oder Abscheu gegenüber dem Land der „Täter“, durchaus denkbare Reaktionen auf die Leidenserfahrungen, werden nicht thematisiert.

Antikommunismus und der Versuch, seine politischen Aktivitäten zwischen 1944 und 1949 herunterzuspielen bzw. zu rechtfertigen, liegen aus heutiger Perspektive auf Linie einer öffentlich-diskursiven, hegemonialen Pauschalverurteilung des antifaschistischen Ostblocks, der moralischen Verurteilung des „real existierenden Sozialismus“. Reich-Ranicki gesteht einen Fehler ein, einem System gedient zu haben, das aus heutiger Perspektive für Totalitarismus und Unterdrückung steht (vgl. ebd., 315 ff.).³⁴ Sein damaliges Handeln beschreibt er als notwendige Folge seiner Verfolgungserfahrungen (vgl. ebd., 299). Reich-Ranicki argumentiert so aus einer gegenwärtig herrschenden Mehrheitsmeinung, legt jedoch den Beginn seiner abweichenden Überzeugung von der offiziellen KP-Parteiideologie, von der er nur noch das Scheitern erwartete, zeitlich in die frühen 1950er Jahre. Diese frühen, nachträglich konstruierten autobiographischen Abgrenzungen gegenüber politischen Fehlentwicklungen in den osteuropäischen Ländern der 1950er Jahren sind als kollektive Deutungsmuster bekannt.

Die Darstellungen des Nationalsozialismus wie auch die politischen Entwicklungen des kommunistischen Polens verstärken den Eindruck aus einer gegenwärtigen Erinnerungskulturpraxis, dass hier in der autobiographischen Beschreibung trotz Mahnungen und Vorbehalten ein zeitgeschichtlicher Diskurs praktiziert wird, der schonungsvoll mit dem nichtjüdischen deutschen Leser – seinem Publikum – verfährt. Zwar werden die nationalsozialistischen Gräueltaten thematisiert, allerdings werden diese individuell personalisiert und relativieren sich somit in Bezug zu heute. Dem Leser wird der Eindruck vermittelt, gemeinsam mit Reich-Ranicki auf ein Stück entrückter deutscher Geschichte zu schauen. Aufgrund der (zweifelsohne dominierenden) „Opfer“- wie aber auch „Täter“-Aspekte in seiner Lebensgeschichte bieten die autobiographischen Darstellungen, mit denen sich Reich-Ranicki narrativ konstruiert, eine Projektionsfläche auch für nichtjüdische Deutsche, die – wenn auch unter anderen Bedingungen – breite Identifikationspotentiale und Anknüpfungspunkte bereit hält.

3.2 *Sein Leben in Bildern – Fotoband*

Im Jahr 2000 erscheint eine Bildbiographie als Visualisierung zu Reich-Ranickis Autobiographie, die von seinem Kollegen Frank Schirrmacher herausgegeben wurde. Dieser hatte sich als guter Bekannter der Familie mit der reichhaltigen Fotosammlung Reich-Ranickis beschäftigt, die dieser offensichtlich in großen Kartons auf seinem Dachboden bis heute aufbewahrt. Erstaunlicherweise sind dabei wesentliche Aufnahmen und Dokumente auch aus der Zeit des Warschauer Gettos erhalten geblieben.

Es ist ausdrücklich darauf zu verweisen, dass die Fotografien und Abbildungen verschiedenen Entstehungskontexten entstammen, autobiographische Bedeutung erst in der hier selektiv zusammengestellten Form zugeschrieben wird – das Rezeptionsformat „autobiographisch“ ist also als pragmatischer Verwendungszusammenhang zu verstehen. Die wesentlichen Spuren der Fotografien folgen, so Schirrmacher, einerseits der „Opfergeschichte“ wie auch der späteren Karriere (vgl. Schirrmacher 2000, 7). Schirrmacher würdigt in seiner Einleitung das Lebenswerk Reich-Ranickis, weist

³⁴ Dass er dabei die problematischen Teile seiner politischen Arbeit eher verschweigt, wird durch die Analyse von Gnauck (2009) aufgewiesen.

auf seine „Doppelgesichtigkeit“ als verfolgter Jude und prominenter Literaturkritiker hin (was im hier vorliegenden Bildband durchaus metaphorisch als „Vielgesichtigkeit“ Reich-Ranickis verstanden werden kann). Das ausufernde Lob, die Hervorhebung des zeitgeschichtlichen „Werts“ von Reich-Ranickis Lebensgeschichte kommt einer erinnerungskulturellen Vereinnahmung des „Opfers“ sehr nahe. Schirmmacher spricht im Namen der Nachgeborenen als moralische Instanz, seine Wortwahl lässt auf die wie oben beschriebene Ausgrenzung und Distanzierung von „den Nazis“ als Täter schließen, ohne diese in einen Bezug zur deutschen Geschichte und der deutschen Gesellschaft zu stellen.³⁵ Damit wird implizit die seit den 1980er Jahren begonnene Distanzierung von den Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands weiter festgeschrieben.

Der Bildband ist anders als die Autobiographie in vier Abschnitte unterteilt: Der erste Teil umfasst das Aufwachsen in Włocławek, die Berliner Jugendjahre sowie die Ausweisung (nicht „Deportation“, wie es im Bildbandtext heißt) nach Polen (vgl. ebd., 16 ff.). Der zweite Teil widmet sich dem Warschauer Getto, der Flucht und dem Versteck, der Tätigkeit in Berlin, Warschau und London bis hin zur Flucht 1958 aus Polen (vgl. 40 ff.). Der dritte Teil ist der Arbeit als Literaturkritiker bei der ZEIT und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als „Literaturchef“ gewidmet (vgl. ebd., 82 ff.). Der vierte und letzte Teil behandelt die Zeit seit dem Literarischen Quartett und visualisiert den Lebensabschnitt als „Medienstar“ (vgl. ebd., 216 ff.). Die Gewichtungen fallen also anders aus als in der Autobiographie, was sicherlich dem noch verfügbaren Bildmaterial geschuldet ist.

Die kommentierenden Texte stammen zum Teil aus Originalzitate aus der Autobiographie, zum Teil handelt es sich um Zitate und Reflexionen von Literaten und Mitstreitern des Literaturbetriebs zur Person Reich-Ranickis und zeichnen reflexionsartig sein Porträt, setzen Bild und Text in einen bedeutungsvollen Zusammenhang.³⁶ Das Bildmaterial besteht überwiegend aus Fotografien verschiedenster Formate, Abbildungen von Reich-Ranickis Büchern, über ihn verfasste Artikel oder satirische Zeichnungen; einige Dokumente sind ebenfalls hinzugefügt. Thematisch werden Fotografien gezeigt, die sich geographisch auf wichtige Orte im Leben Reich-Ranickis beziehen. Ebenso werden Familienfotografien im engeren und weiteren Zusammenhang präsentiert; seine Ehefrau Teofila nimmt einen breiteren Raum ein (auch ihre Familie wird gezeigt). Auch zentrale Artikel von Reich-Ranicki (etwa über den Schriftsteller Wolfgang Koeppen) werden integriert. Ein zeitgeschichtlich wichtiges Überbleibsel aus der Zeit der Verfolgung bilden sicherlich die wenigen erhaltenen Fotografien aus dem Warschauer Getto. Die weitaus zahlreichsten Fotografien bilden die literarischen Begegnungen Reich-Ranickis, die Darstellungen literarischer Ereignisse, die Integration wichtiger literarischer Protagonisten sowie eine Reihe von künstlerisch-perspektivierten Impressionen Reich-Ranickis selbst, die vielfältige Facetten seines gestischen und mimischen Ausdrucks festhalten. Auf diesen Bildern erscheint er meist als aktiver und tatkräftiger Literaturarbeiter in den verschiedensten sozialen Situationen des Kulturbetriebs. Die fotografische Qualität ist dem jeweiligen

35 So spricht Schirmmacher von den „Machthabern“ – eine Form der Hitlerzentrierung –, die für den Tod der Familie Reich-Ranickis verantwortlich gewesen seien (vgl. Schirmmacher 2000, 9).

36 So werden Kommentare durch Dritte meist mit einer Fotografie desselben verbunden, vgl. etwa 108 f. (Günter Grass) oder 132 f. (Siegfried Unseld). Unklar bleibt, ob Kommentar und Bild (Situation) zeitlich zueinander passen.

Alter der Bilder geschuldet und reicht vom Schnappschuss bis hin zu kunstvollen Inszenierungen. Wie die Autobiographie folgen die Fotografien in ihrer Grundstruktur einer chronologischen Reihung, die nur an einigen Stellen durch frühere, thematisch gesetzte Fotografien durchbrochen wird.

Die Porträtfotografie auf dem Buchumschlag stammt zeitlich aus der Gegenwart der Veröffentlichung: Reich-Ranicki posiert, den Betrachter frontal anschauend, in bekannter Haltung, die linke Hand stützt den Kopf und symbolisiert wache Aufmerksamkeit. Im Hintergrund erkennt man schemenhaft eine große Bücherwand. Die Eingangsfotografie zeigt Reich-Ranicki vor dem Ausschnitt (s)einer Bücherwand, die auf eine reichhaltige Bibliothek schließen lässt. Stehend, frontal den Betrachter anschauend, halten seine Hände eine Büste des von ihm hoch geschätzten Thomas Mann – eine literarische Symbolfigur in schweren Zeiten für Reich-Ranicki.³⁷ Das zweite Eingangsbild (vor dem Vorwort) zeigt Reich-Ranicki sitzend hinter einem unordentlich aufgetürmten Bücherberg während der Sendung „Titel, Thesen, Temperamente“ aus dem Jahr 1967; den Hintergrund bilden Fotografien bekannter Autoren wie Günter Grass, Walter Jens oder Golo Mann. Die Konnotation Reich-Ranicki – Literatur wird also überdeutlich inszeniert, was sich durch den gesamten Bildband (vor aller „Opfergeschichten“) durchhält. Die letzten Fotografien folgen Reich-Ranicki bei der Spurensuche seiner Kindheit in Berlin und bilden damit einen runden Lebensbogen, gleichzeitig seine autobiographische Spurensuche, die kurz zuvor mit seinem Werk *Mein Leben* abgeschlossen worden war. Die vorletzte Fotografie kann allegorisch aufgefasst werden: Aus der Perspektive des düsteren Treppenhauses seines Elternhauses fotografiert, bildet den einzigen weißen Lichtpunkt in der Mitte des Bildes die halb geöffnete Eingangstür, durch die Reich-Ranicki mit dem Rücken zum Betrachter entschwindet. Die letzte Fotografie versinnbildlicht noch einmal die „Größe“ Reich-Ranickis: Ein aus der Untersicht fotografiertes Bild zeigt ihn vor dem Hintergrund des Schauspielhauses am Berliner Gendarmenmarkt, das für ihn den wichtigsten Ort und das Symbol deutscher Kultur darstellt.

Welchen Einblick gewähren die Fotografien und Abbildungen? Sie illustrieren auf den ersten Blick schlaglichtartig sein Leben als deutscher Literaturkritiker und differenzieren das bislang vorherrschende Medienbild, das die meisten Zuschauer von ihm kennen. Es handelt sich neben den frühen Fotografien seiner Kindheit und Jugend und den wenigen zeitgeschichtlichen Aufnahmen (beruhend auf bekannten Bildern des kollektiven Gedächtnisses) primär um lebensgeschichtliche Begegnungen im nachkriegsdeutschen Literaturbetrieb – eine Reminiszenz an einen der prominentesten Literaturkritiker Deutschlands. Sie werfen ein Licht auf eine untergegangene Welt, deren Frontverläufe nicht nur durch die Aufteilung der Welt in Ost und West markiert wurden, sondern ebenso scharf durch den west- bzw. osteuropäischen Literaturbetrieb verliefen, zwischen deren Grenzen sich Reich-Ranicki bewegte. Ihren eigentlichen Wert beziehen die Fotografien nicht aus ihrem tatsächlichen Inhalt – der ist zumeist in Form des journalistischen Schnappschusses recht banal und unklar –, sondern aus ihrer erinnerungskulturellen Rahmung, aus den Projektionen des Betrachters, der bei ihnen ganz spezifische Assoziationen (eigene Erinnerungen) auslöst. So werden die

37 Thomas Mann nimmt in der Lebensgeschichte Reich-Ranickis eine zentrale Position ein, da er (gegen Hitler) das „andere Deutschland“ während der Zeit des Nationalsozialismus verkörperte (vgl. Reich-Ranicki 1999, 104 f.).

Fotografien zu einem ausschnittartigen Panorama des intellektualisierten und bürgerlichen Kulturbetriebs – was zweifellos wiederum auf die Figur Reich-Ranicki zurückspiegelt.

Im Gegensatz zur Autobiographie konzentriert sich die Bildbiographie auf die oberflächliche Selbstbebilderung eines Karriereverlaufs des Literaturkritikers; die „Opferperspektive“ scheint in ferne Vergangenheiten entrückt. Die Bilder bleiben im Gegensatz zur autobiographischen Erzählung stumm und leer, erst die Kommentare bzw. die autobiographischen Vereinnahmungen lassen eine chronologische Entwicklungsspur vermuten. Vereinzelt kommt ihnen ein hoher Authentizitätswert zu, vor allem in den Abbildungen der überlieferten gegenständlichen Zeugnisse wie der „Lyrischen Hausapotheke“ Erich Kästners, die seine Frau Teofila für Marcel Reich-Ranicki als Geburtstagsgeschenk 1941 handschriftlich übertrug. Ohne Kenntnis der autobiographischen Erzählung, ohne Kenntnis des Literaturbetriebs erschließen sich die Dimensionen des Fotografischen kaum – zumal sie überwiegend von einem geringen ästhetischen Wert zeugen. Die Fotografien erzeugen außerdem ein paradoxes Bild, das zum „jetzigen“ Zeitpunkt in der Präsenz der Betrachtung längst verschwunden ist: Reich-Ranicki wird demnächst 90 Jahre alt. Die Wirklichkeit der Fotografie als wahrnehmungsnahes Zeichen verdeckt mehr als das sie aufdeckt: Sie bietet leblose, autobiographisch pragmatisierte Projektionsflächen, die die Uneinholbarkeit der Vergangenheit verdecken und der Melancholie des vergangenen Augenblicks Vorschub leisten.

3.3 *Mein Leben – Biopic*

Würde der Kritiker heute, auf das Jüdische in seinem Leben hin befragt, nicht gerne ausrufen: „Ich bin nicht Reich“? Und auf das Polnische angesprochen, ebenso heftig: „Ich bin nicht Ranicki“? Wenn er im Gespräch das Gefühl hatte, jemand wolle ihn in eine Schublade einsortieren, die ihm unpassend oder unbequem erschien, eine polnische oder jüdische zumal, pflegte Reich-Ranicki warnend den Zeigefinger zu heben: Man wolle ihn wohl wieder in ein Getto sperren (Gnauck 2009, 226).

Das Buch *Mein Leben* wurde 2009 vom Regisseur Dror Zahavi und dem Drehbuchautor Michael Gutmann als deutsche Fernsehproduktion in einer freien Adaption verfilmt. In den Hauptrollen spielen Matthias Schweighöfer (Reich-Ranicki zwischen 16 und 38 Jahren) sowie Katharina Schüttler („Tosia“). Diese vier Hauptbeteiligten haben in jeweils einzelnen Interviews ihre persönlichen Zugänge und Eindrücke zu diesem autobiographischen Stoff beschrieben.³⁸

Offensichtlich gingen den Dreharbeiten intensive Recherchen voraus. Schweighöfer beschreibt seine Konfrontation mit dem Nationalsozialismus wie folgt: „Wir waren fassungslos, als wir da am Set standen. Klar, man weiß, was damals geschehen ist. Ich hatte mich zur Vorbereitung der Rolle auch intensiv mit dem geschichtlichen Hintergrund beschäftigt. Aber wenn man dann so hautnah damit konfrontiert wird (...). Wirklich, wir waren fassungslos.“³⁹ Ebenso wie Schweighöfer unterstreicht auch Katharina Schüttler im Interview den Respekt, den sie der Figur „Tosia“ und den

³⁸ http://www.daserste.de/meinleben/sendung_dyn~uid,18z45ojxe4spupcb-cm.asp. Stand 24.8.2010.

³⁹ Siehe für dieses Zitat und die folgenden Aussagen Fußnote 38.

zeitgeschichtlichen Umstände entgegenbringt. Aus beiden Interviews spricht eine eher naiv klingende Ehrfurcht vor der Größe der Aufgabe und den Schwierigkeiten, sich als Protagonist in den historischen Kontexten zu bewegen.

Angesprochen auf die filmische Gestaltung und Auswahl der Person, antwortet Zahavi, dass Reich-Ranicki gerade nicht dem bekannten medialen Bild entsprechen sollte: „Jeder, der den Namen Reich-Ranicki hört, fängt sofort an, ihn nachzumachen. Hätte man versucht, das zu imitieren, wäre man Gefahr gelaufen, kabarettistisch zu werden. Deshalb haben wir uns für die andere Möglichkeit entschieden und das öffentliche Bild von Marcel Reich-Ranicki ignoriert. Ich glaube, man erreicht dadurch eine *höhere Glaubwürdigkeit* und vor allen Dingen ein *größeres Identifikationspotenzial für den Zuschauer* [Hervorhebung von mir, C. H.]“. Reich-Ranicki bzw. der filmisch dargestellte Lebensausschnitt wird so zu einer *allgemein anschlussfähigen, audio-visuellen Projektionsfläche* – die Last der nichtjüdischen deutschen Vergangenheit wird in der Gestaltung durch Identifikation mit seinem Opfer ausgeblendet. Der (nichtjüdische) Zuschauer soll sich nach Auffassung Zahavis mit dem „Opfer“ Reich-Ranicki und seiner Geschichte identifizieren, sich auf die moralisch integere Seite stellen und somit unbequemen Fragen entzogen werden. Betrachtet man die recht freie (und klischeebeladene) Adaption, so stellt sich die Frage, weshalb Zahavi überhaupt Reich-Ranickis Autobiographie als Grundlage des Films gewählt hat. Wollte er eine spezifische oder eine exemplarische Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Kommunismus? Oder war es die dramaturgische Ausschichtung der Liebesgeschichte von Marcel und Teofila Reich unter historisch schweren Umständen, die ihn zur Verfilmung bewogen hat? Dafür gibt der Film aber viel zu wenig von Reich-Ranickis amourösen Abenteuern, die in der Autobiographie ausführlich beschrieben werden, her. In der zeitgeschichtlichen und erinnerungskulturellen Bearbeitung des Stoffes verbinden sich jedenfalls die Erinnerungen Zahavis mit denen des Autobiographen Reich-Ranicki, da Zahavi, wie er selber sagt, in einem jüdischen Umfeld mit den Erinnerungen an die Shoah groß geworden ist. Insofern handelt es sich bei seiner Arbeit auch um ein Stück eigener Lebensgeschichtsaufarbeitung.

Der Drehbuchautor Michael Gutmann schließlich geht im Interview vor allem auf den kulturellen Zusammenhang von Erinnern und Erzählen ein. In der Auseinandersetzung mit Reich-Ranickis Lebensgeschichte, so Gutmann, haben sich für ihn das Bild differenziert, das bislang den medialen Diskurs dominierte. Seine Schwerpunktsetzung auf die Jahre in Polen und den Nationalsozialismus (die Zeit nach 1958 in der Bundesrepublik wird thematisch komplett ausgeblendet) begründet er mit dem Ziel, dadurch die widersprüchlichen Lebenserfahrungen und Rollenmuster Reich-Ranickis in dieser Zeit am besten herausarbeiten zu können. Ähnlich wie Zahavi weist Gutmann darauf hin, dass er durch die Umarbeitungen des lebensgeschichtlichen Stoffes vor allem auf die Rezeptionsprozesse des Lesers setzt: „Die Vielschichtigkeit eines Lebens wird auf einige Motive und Ereignisse reduziert. *Ich kann nur darauf vertrauen, dass die Zuschauer mittlerweile eine so große Erfahrung mit Adaptionen haben, dass sie wissen: Der Film ist nicht das Buch und schon gar nicht das Leben.* Es sind verschiedene Medien. Der Film hat Vorteile, und das Buch hat Vorteile. Der große Vorteil vom Buch ist, dass es den Leser nicht zu Bildern zwingt, sondern dass sie scheinbar von selbst im Kopf entstehen und sich gedankliche Räume öffnen. Wobei – das kann ein Film schon auch hin und wieder ... [Hervorhebung von mir, C. H.]“.

Auch in dieser Aussage wird auf die (anschlussfähigen) Bilder im Kopf des Zuschauers angespielt.

Der Film behandelt schwerpunktmäßig den Zeitraum von etwa Mitte der 1920er Jahre bis zu Reich-Ranickis Demission aus London als Konsul bzw. seine Haftzeit in Warschau Ende der 1940er Jahre. Geburt, frühe Kindheit oder familiärer Hintergrund der Eltern werden nicht thematisiert, ebenso bleibt der historische Kontext implizit und rudimentär: Der Film setzt auf das Vorwissen des Zuschauers. Er endet mit der Flucht aus Polen 1958. Die Länge entspricht dem gängigen Fernsehformat von etwa 90 Minuten. Das zentrale Strukturprinzip des Films ist eine (fiktive) Verhörszene zwischen dem inhaftierten Reich-Ranicki und einem polnischen Geheimdienstoffizier in Warschau. Gerichts- oder verhörartige Inszenierungsformen sind aus anderen Biopics bekannt, geben sie doch dem Protagonisten die Möglichkeit, sich lebensgeschichtlich zu rechtfertigen bzw. zu profilieren und gleichzeitig die individuelle Abgrenzung gegenüber einer ihn umgebenden Gesellschaft zu demonstrieren (vgl. Mittermayer 2009b, 508) – hier der polnisch-kommunistischen Gesellschaft. Der polnische Offizier ist im Verhör vor allem an Reich-Ranickis Verfolgungsgeschichte interessiert. Das Thema Literatur, nach Aussagen der Filmemacher ein zentrales Motiv (wie auch in der Autobiographie), das auf die spätere Tätigkeit als Literaturkritiker verweist, bleibt durchgängig sicht- bzw. hörbar in den narrativen Plot eingewoben. Zwischen Verhör und lebensgeschichtlicher Reflexion wird in regelmäßigen Abständen hin- und hergesprungen, die Chronologie läuft auf die Verhörszene zu, durchläuft sie zeitlich und endet im letzten Drittel mit der Beschreibung der polnischen Lebenswirklichkeit als Literaturkritiker. Die zeitgeschichtlichen Sprünge werden durch die Kohärenz des Erzählstrangs kaum sichtbar. Eine Vielzahl von bekannten stereotypen Mustern (etwa die damalige „weitsichtige“ Einschätzung der politischen Lage der Juden über ihr späteres Schicksal) wird an verschiedenen Stellen zur NS-Zeit bedient. Szenen, in denen die Grausamkeit der deutschen Besatzer in Warschau herausgestellt werden soll, tauchen relativ textnah zur Autobiographie, in ihrer Ausarbeitung jedoch stark individualisiert und auf das Stereotyp des „bösen Nazis“ zulaufend, immer wieder auf.⁴⁰ Dabei arbeitet der Film verkürzend die einzelnen autobiographisch beschriebenen Szenen ein und hängt sie in einer zeitgeschichtlich „leeren“ Form an einzelnen nationalsozialistischen Protagonisten auf. Diese Leerstellen sollen, folgt man den Aussagen des Drehbuchautors Gutmann, assoziativ durch den Zuschauer gefüllt werden. Anz hat auf diese narrativen Abstraktionen des Nationalsozialismus auch in der Autobiographie hingewiesen (vgl. Anz 2004, 40).

Ein filmästhetisches Stilmittel zur realitätsaffinen Darstellung des Grauens im Warschauer Getto ist die Einarbeitung dokumentarischen Materials. Die biedere und ungewöhnlich saubere Inszenierung des Gettos im Biopic wird mehrmals durchbrochen durch das plötzliche Einspielen von schwarz/weiß Originalaufnahmen, ohne diese jedoch in einen direkten Bezug zur Spielhandlung des Films zu setzen. Damit

⁴⁰ Eine wichtige Szene ist die Demütigung der Juden bei der Zwangsarbeit für die Deutschen: Ein Berliner Soldat zwingt eine Jüdin, den Boden mit ihrem Schlüpfers zu wischen, was von den dort ebenfalls arbeitenden Brüdern Reich beobachtet wird. Die Herkunft „Berlin“ wird zum Thema zwischen Marcel und dem Soldaten, der sich als begeisterter Herta BSC-Fan zu erkennen gibt. Nachdem Marcel ihm eine Frage zu einem ganz bestimmten Spielergebnis beantworten kann, entlässt der Soldat die beiden Brüder aus der Arbeit. Anschließend fordert er die anderen Juden forsch zur Weiterarbeit auf. Diese Szene ist bemüht am autobiographischen Text orientiert, wirkt aber in ihrer klischeehaften Darstellung des „bösen Nazis“ wenig überzeugend.

soll offenbar die Authentizität des Films weiter gesteigert werden, sie erzeugt aber auch einen Bruch in der Wahrnehmung des Zuschauers. Das dokumentarische Originalmaterial greift auf Archivaufnahmen zurück, die aus dem medialen Fernsehdiskurs hinreichend bekannt sind. Die Getto-Kulissen wie auch Kleidung und Aussehen der jüdischen Protagonisten vermitteln im Vergleich weniger die Strapazen bzw. Auszehrun-gen des Alltags, sondern erwecken vielmehr den Eindruck einer weiterhin wohlgeordneten Welt.

Die impliziten Opferidentifizierungspotentiale mit dem Hauptprotagonisten sind hoch, wird er doch als unproblematischer, kaum leidender und trotz seiner fürchterlichen Erfahrungen leicht rezipierbarer Charakter mit wenigen Ähnlichkeiten zu der autobiographischen Figur dargestellt – das gilt nicht nur für sein Äußeres. Es handelt sich bei diesem Film um ein Zugeständnis an den Unterhaltungscharakter des Fernsehens mit ein wenig Spannung, ein wenig Melodramatik versetzt, die durch die musikalische Untermalung einschlägiger Szenen, die emotionale Steuerung, noch unterstützt wird. Derartige Fernsehumsetzungen mit zeitgeschichtlichem Kolorit sind aus der Vergangenheit reichlich bekannt und erfreuen sich einer großen Beliebtheit. Die Vermittlung von Lebens- und Zeitgeschichte in diesem Format ist allerdings bedenklich, auch wenn immer wieder Stimmen zu hören sind, die meinen, dass so wenigstens ein rudimentäres historisches „Wissen“ breitenwirksam medial vermittelt wird – leider mit dem Effekt der unübersehbaren Stereotypisierung und Vereinfachung.

Die thematische Schwerpunktsetzung des Drehbuchautors hat noch einen weiteren Nebeneffekt: Das zentrale Strukturprinzip bildet das Verhör durch einen Vertreter des kommunistischen Polens in Person eines MBP-Offiziers – die kommunistische Vergangenheit Reich-Ranickis wird so zum zentralen Dreh- und Angelpunkt der filmischen Erzählung. Ebenso bedenklich ist in dieser Relationierung die Konzentration auf die nationalsozialistische Vergangenheit, ohne auf die zentralen Aspekte Reich-Ranickis Autobiographie in der Bundesrepublik nach 1958 einzugehen. Das Eingehen auf seine (teils berechnete) Angst vor erneuten antisemitischen Ressentiments in der bundesrepublikanischen Bevölkerung – die nach Aussage der Antisemitismusforscher Bergmann/Erb (1995, 60 ff.) zwar abnehmend, jedoch auch in jüngeren Generationen weiter virulent sind – hätte in der filmischen Darstellung möglicherweise den Bezug zur Gegenwart stärker herstellen können. Doch genau hier verweigert der Film durch wesentliche Aussparungen eine Bezugnahme der NS-Vergangenheit zur jüngsten Gegenwart: Die Frage, was die Geschichte für heutige Generationen an Auseinandersetzungspotential bereit hält, welche Problematiken bei der Durchsetzung einer Aufarbeitung der Vergangenheit lange Zeit in der Bundesrepublik bestanden, wird unter dem Kitsch der historischen Melodramatik und den Zugeständnissen an das Format der Fernsehunterhaltung vergraben. Die Inhaftierung und das Verhör als zentrales Strukturprinzip des Films (sowie die anschließende Darstellung der polnischen Lebenswirklichkeit in den 1950er Jahren) tragen meiner Auffassung nach eher dazu bei, den Blick des Zuschauers von den eigenen gesellschaftlichen Kontroversen, die bis heute in der erinnerungskulturellen Aufarbeitung des Nationalsozialismus im wiedervereinigten Deutschland zu beobachten sind, zu perpetuieren.⁴¹

41 Der Soziologe M. Bodemann spricht in diesem Zusammenhang auch von einem deutschen „Gedächtnistheater“, dessen Geschichte bis in die späten 1980er Jahre zurückreicht (vgl. Bodemann 2002; zur Geschichte der Erinnerungskulturen auch Assmann/Frevert 1999).

Bezeichnenderweise wurde dieser Film von der Kritik überwiegend positiv, zum Teil euphorisch aufgenommen. Volker Hage spricht im *Spiegel* von einem „Glücksfall des Schicksals“ und lobt die aus der Geschichte herausgearbeitete Dramaturgie des Films, die „glänzend“ verfilmt worden sei.⁴² Das Filmportal *Moviefilm* vermag darin eine „brillante Verfilmung eines bewegten Lebens“ erkennen.⁴³ Stefan Aust findet für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* folgende Worte: „Um es gleich zu sagen, es ist ein großartiger Film, handwerklich gekonnt, sehr gute Schauspieler, bis in die Nebenrollen, beste Regie (Dror Zahavi), Ausstattung, Schnitt. Ein dezenter Film, irgendwie cool, würde man heute sagen. Trotz des Themas.“⁴⁴ Aust ist der Ansicht, der Film zeige die „richtigen Bilder“. Die *taz* stellt die Frage nach der historischen Wirklichkeitsentsprechung des Films und kommt angesichts der polnischen Jahre Reich-Ranickis zu einem differenzierteren Urteil. Offensichtlich teilt die *taz* kaum die zitierten Auffassungen Gutmanns, nach der sich der Film Freiheiten in der Gestaltung von Aspekten nehmen müsse, die nicht mehr über die historische Recherche rekonstruiert werden könnte; jedoch bleibe der Film der „Wahrhaftigkeit“ verpflichtet.⁴⁵ Auch die *Süddeutsche Zeitung* bleibt in ihrer Rezension verhaltener und hebt hervor, dass die problematischen Nachkriegsjahre in der Bundesrepublik einfach ausgeblendet würden. Es sei eben kein „richtig guter“, aber auch „kein schlechter Film“ geworden.⁴⁶

Exemplarisch dazu einige Zuschauerkommentare auf der *taz*-Seite. Die Leserin „Stefie“ kritisiert am 11.5.2009 die fehlende Tiefe der Figuren sowie die „abgehackten, aneinander gereihten Naziverbrechen“ scharf, vor allem der Schauspieler Schweighöfer wirke nach ihrer Auffassung nicht überzeugend. „Mark“ findet den Film in seinem Kommentar vom 24.08.2009 „wichtig und gut“, auch die historischen Szenen, obwohl sie seiner Auffassung nach nicht „100% der Wahrheit“ entsprächen. Die Ausstattung des Films sei „ok“. Der Inhalt werde im Vergleich zu anderen TV-Produktionen gut vermittelt, er wünsche sich einen zweiten Teil. Während „nachtlichter“ (13.4.2009) die Leistung von Schweighöfer „grandios“ nennt, fehlt „Andrej“ (9.4.2009) das „rollende R“. Am kürzesten und prägnantesten ist der Kommentar von „Lars“ (9.4.2009): „Filme, die die Welt nicht braucht.“

4. Ausblick

Mediale Rahmungen und Konstitutionsbedingungen spielen im autobiographischen Darstellungszusammenhang in Form automedialer Hervorbringungen lebensgeschichtlicher Identität und Subjektivität eine zentrale Rolle. Das vermittelte Lebensbild Reich-Ranickis variiert in Abhängigkeit des eingesetzten Mediums. Die (auto-)biographische Darstellung ist in ihrer Konstruktion wie auch Rezeption zwingend an ihr Medium bzw. den medialen Kontext gebunden. Anhand der drei medialen Repräsentationsformen von Reich-Ranicki lassen sich diese Unterschiede in der (auto-)bio-

42 <http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,617830,00.html>. Stand 24.8.2010.

43 <http://www.moviefilm.de/news/brillante-verfilmung-eines-bewegten-lebens-102531>. Stand 24.8.2010.

44 <http://www.faz.net/s/Rub510A2EDA82CA4A8482E6C38BC79C4911/Doc~EFF19363B81E04F169B37BCA163EF208~ATpl~Ecommon~Scontent.html>. Stand 24.8.2010.

45 <http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/gruss-an-eine-jahrhundertfigur/>. Stand 24.8.2010.

46 <http://www.sueddeutsche.de/kultur/filmbiographie-marcel-reich-ranicki-bevor-der-kragen-platzte-1.396242>. Stand 24. 8.2010.

graphischen Darstellung deutlich sichtbar aufweisen. Automedialität verweist somit auf die Wechselwirkungen von medialer Repräsentation und (auto-)biographischer Subjektivierung. Im Zusammenhang soziologischer Biographieforschung ist die sozialkommunikative Funktion und mediale Repräsentation (auto-)biographischer Darstellungen in der Öffentlichkeit stärker in den Forschungsprozess einzubeziehen, um die spezifische Verfertigung lebensgeschichtlicher, sozialer und historischer Wirklichkeiten besser in den Blick zu bekommen. Zeitgeschichte, Erinnerungskultur und (Auto-)Biographie werden im sozialkommunikativen Kontext mit spezifischen Bedeutungen aufgeladen, die jeweils unterschiedliche Wahrnehmungen in Abhängigkeit des eingesetzten Mediums aktivieren können. Zu berücksichtigen ist ebenfalls das zeitliche Auseinanderfallen von Entstehungs- und Rezeptionsprozess.

Mediale Rahmungen bilden die konstitutiven Bedingungen, nach denen so etwas wie eine Lebensgeschichte erst schriftlich, bildlich bzw. audiovisuell öffentlichkeitswirksam hergestellt und vermittelt werden kann. Schriftlich erzeugen abstrakte Zeichenfolgen im Rezeptionsprozess mentale Bilder beim Leser, im Akt des Lesens werden die polysemen Potentiale des Textes je nach zeit-/räumlicher Rezeptionssituation und Vorwissen des Lesers aktiviert. Jedoch werden die mentalen Bilder des Lesers durch Einsatz visueller Paratexte unterstützt und ein Stück weit determiniert.

Fotografien wirken als wahrnehmungsnahe Zeichen objektiv und realistisch, jedoch erschließt sich die inhaltliche Dimension nur über ihre Pragmatisierung in einem bestimmten Verwendungskontext. Fotografien beziehen ihre jeweilige Bedeutung vor allem durch ihre von außen angebrachten Narrativierungen in Form des Kommentars. Die Abbildungen und Fotografien in *Sein Leben in Bildern* wären ohne diese Kommentare kaum als autobiographisch zu verstehen. Der lebensgeschichtliche Bogen spannt sich so erst durch die spezifische Anordnung und Struktur des biographischen Bildbands; während die Autobiographie die subjektive Innenperspektive beschreibt und den Leser durch die Augen des Erzählers schauen lässt, bilden die Fotografien die zeitlich entrückte Oberfläche ab.

Audiovisuelle Bilder im Biopic schließlich erzeugen ihre Wirkung vor allem durch ihre Suggestivität, Emotionalisierung und filmästhetische Gestaltung in der Montage (Sequenzierung von Szenen). Biopics tragen zudem in der Regel dem Unterhaltungscharakter des massenmedialen Kulturbetriebes Rechnung, was im Fall des Films *Mein Leben* besonders auffällig hervortritt.

Alle (auto-)biographischen Kommunikationsformate sind hinsichtlich ihrer Referenz problematisch – die Vergangenheit unterliegt den Möglichkeiten und Grenzen der interpretativen Deutung im eingesetzten Medium. Die medialen Narrative weisen bei Autobiographie, Bild und Film verschiedene Verläufe und Einsetzungen auf. Jedes Medium arbeitet dabei mit einer ihm immanenten Eigenlogik, die auf unterschiedliche Art und Weise Öffentlichkeiten adressiert und die Rezeption seitens des Lesers, Betrachters oder Zuschauers determiniert – dieser Zusammenhang ist empirisch sicherlich der am schwersten aufzuweisende und wäre gegenwärtig nur durch detaillierte Zuschauerbefragungen weiter zu differenzieren. Zeit und Raum der Rezeption sowie das Vorwissen des Rezipienten bilden die wesentlichen Faktoren der Wahrnehmung. Im erinnerungskulturellen Kontext bilden zeitgeschichtliche Horizonte wichtige Anknüpfungs- und Identifikationspunkte zur Verortung einer Lebensgeschichte. Somit sind auch die von mir vorgeschlagenen Zugänge zu den medialen

Repräsentationen Reich-Ranickis abhängig von der Situation meiner Deutungsversuche in diesem Aufsatz und nur einer unter weiteren denkbaren Möglichkeiten.

LITERATUR

- Anderson, Linda (2004): *Autobiography*, London and New York: Routledge.
- Anz, Thomas (2004): Marcel Reich-Ranicki, Deutscher Taschenbuch Verlag, München.
- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit – Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: Verlag C. H. Beck.
- Aurich, Rolf (1995): *Wirklichkeit ist überall: Zum historischen Quellenwert von Spiel- und Dokumentarfilmen*, in: Irmgard Wilharm (Hg.): *Geschichte in Bildern – Von der Miniatur bis zum Film als historische Quelle*, Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft, 112-128.
- Barthes; Roland (1989): *Die helle Kammer*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Benjamin, Walter (1996 [1931]): *Kleine Geschichte der Photographie*, in: Walter Benjamin (hg. von Michael Opitz): *Walter Benjamin – Ein Lesebuch*, Leipzig, Frankfurt/M.: Edition Suhrkamp, 287-312.
- Bergmann, Werner und Rainer Erb (1995): *Wie antisemitisch sind die Deutschen? Meinungsumfragen 1945-1994*, in: Wolfgang Benz (Hg.): *Antisemitismus in Deutschland – Zur Aktualität eines Vorurteils*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 47-63.
- Bodemann, Michal Y. (2001): *Gedächtnistheater: Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*, Hamburg: Rotbuch Verlag.
- Bohnsack, Ralf (2006): *Die dokumentarische Methode der Bildinterpretation in der Forschungspraxis*, in: Winfried Marotzki und Horst Niesyto (Hg.): *Bildinterpretation und Bildverstehen – Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive*, Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 45-76.
- Brandstätter, Ursula (2008): *Grundfragen der Ästhetik: Bild – Musik – Sprache – Körper*, Köln: Böhlau Verlag u.a.
- Breuer, Ulrich und Beatrice Sandberg (2006): *Einleitung*, in: Ulrich Breuer und Beatrice Sandberg (Hg.): *Grenzen der Identität und Fiktionalität*, München: iudicium, 9-18.
- Chamberlayne, Prue, Joanna Bornat and Tom Wengraf (2000): *Introduction – The Biographical Turn*, in: Prue Chamberlayne, Joanna Bornat and Tom Wengraf (ed.): *The Turn to Biographical Methods in Social Science*, London and New York: Routledge, 1-30
- Christmann, Ursula und Norbert Groeben (2001): *Psychologie des Lesens*, in: Bodo Franzmann, Klaus Hasemann und Dietrich Löffler (Hg.) (2001): *Handbuch Lesen*, Hohengehren: Schneider Verlag, 145-223.
- Custen, George F. (1992): *Bio/Pics – How Hollywood Constructed Public History*, New Brunswick/New Jersey: Rutgers University Press.
- de Man, Paul (1979): *Autobiographie als Maskenspiel*, in: Paul de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen* (hg. von Christoph Menke), Frankfurt/M.: Aesthetica edition Suhrkamp, 131-146.
- Dünne, Jörg und Christian Moser (2008): *Allgemeine Einleitung. Automedialität*, in: Jörg Dünne und Christian Moser (Hg.): *Automedialität: Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*, München: Wilhelm Fink Verlag, 7-18.
- Eco, Umberto (1977): *Das offene Kunstwerk*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Erl, Astrid (2005): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen – Eine Einführung*, Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Elsaesser, Thomas und Malte Hagener (2007): *Filmtheorie – zur Einführung*, Hamburg: Junius Verlag.
- Fest, Joachim C. (2006): *Ich nicht – Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

- Fetz, Bernhard (2006): Schreiben wie die Götter. Über Wahrheit und Lüge im Biographischen, in: Bernhard Fetz und Hannes Schweiger (Hg.): Spiegel und Maske – Konstruktionen biographischer Wahrheit, Wien: Paul Zsolnay Verlag, 7-20.
- Fuhs, Burkhard (2006): Narratives Bildverstehen. Plädoyer für die erzählende Dimension der Fotografie, in: Winfried Marotzki und Horst Niesyto (Hg.): Bildinterpretation und Bildverstehen – Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 207-226.
- Gnauck, Gerhard (2009): Wolke und Weide – Marcel Reich-Ranickis polnische Jahre, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Greimer, Peter (2009): Theorie der Fotografie – zur Einführung, Hamburg: Junius Verlag.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): Diesseits der Hermeneutik – Die Produktion von Präsenz, Frankfurt/M.: edition Suhrkamp.
- Hartewig, Karin (2000): Zurückgekehrt – Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR, Köln u.a.: Böhlau Verlag.
- Heinze, Carsten (2007): Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen (20. Jg.), 19-37.
- Heinze, Carsten (2008): Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heinze, Carsten (2010): Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 2010/ 36 (1), 93-128.
- Iser, Wolfgang (1994) [1984]: Der Akt des Lesens, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Jarausch, Konrad H. und Martin Sabrow (Hg.) (2002): Verletztes Gedächtnis – Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- Jureit, Ulrike und Christian Schneider (2010): Gefühlte Opfer – Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Klein, Christian und Lukas Werner (2010): Biographische Erzählungen in audiovisuellen Medien: Spielfilm, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 154-163.
- Kracauer, Siegfried (1977 [1927]): Die Photographie, in: Kracauer, Siegfried (1977): Das Ornament der Masse, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 21-39.
- Krämer, Sybille (2004): Was haben >Performativität< und >Medialität< miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der >Asthetisierung< gründende Konzeption des Performativen. Zur Einführung in diesen Band, in: Krämer, Sybille (Hg.): Performativität und Medialität, Wilhelm Fink Verlag, München, 13-32.
- Krauss, Marita (2006): Kleine Welten. Alltagsfotografie – die Anschaulichkeit einer „privaten Praxis“, in: Paul, Gerhard (Hg.) (2006): Visual History – Ein Studienbuch, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 57-75.
- Lejeune, Philippe (1994) [1975]: Der autobiographische Pakt, Frankfurt/M.: edition Suhrkamp.
- Littell, Jonathan (2008): Die Wohlgesinnten, Berlin: Berlin Verlag.
- Marchart, Oliver (2008): Cultural Studies, Stuttgart: UTB.
- Mersch, Dieter (2006): Medientheorie – zur Einführung, Hamburg: Junius Verlag.
- Mittermayer, Manfred, Patric Blaser, Andrea B. Braidt und Deborah Holmes (Hg.) (2009): Ikonen, Helden, Aussenseiter – Film und Biographie, Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Mittermayer, Manfred (2009a): Die Autobiographie im Kontext der ‚Life-Writing‘-Genres, in: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 69-102.
- Mittermayer (2009b): Darstellungsformen des Schöpferischen in biographischen Filmen. Beobachtungen an einer Untergattung des Biopics, in: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 501-536.
- Ní Dhúill, Cairtriona (2010): Intermediale Biographik (Bild und Biographie), in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 190-194.

- Niggel, Günter (1998): Einleitung, in: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie – Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1-20.
- Preimesberger, Rudolf (1999): Einleitung, in: Rudolf Preimesberger, Hannah Baader und Nicola Suthor (Hg.): Porträt, Frankfurt/M.: Dietrich Reimer Verlag, 13-64.
- Raible, Wolfgang (1999): Kognitive Aspekte des Schreibens, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.
- Raible, Wolfgang (2004): Über das Entstehen der Gedanken beim Schreiben, in: Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München: Wilhelm Fink Verlag, 191-214.
- Reich-Ranicki, Marcel (1999): Mein Leben, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Riedel, Peter (2002): Pragmatik der Photographie, Marburg: Tectum Verlag.
- Sachs-Hombach, Klaus (2006): Das Bild als kommunikatives Medium – Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft, Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Schabacher, Gabriele (2007): Topik der Referenz – Theorie der Autobiographie, die Funktion ‚Gattung‘ und Roland Barthes‘ *Über mich selbst*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schirmacher, Frank (2000): Marcel Reich-Ranicki – Sein Leben in Bildern, München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Siedler, Wolf Jobst (2004): Wir waren noch einmal davongekommen: Erinnerungen, Berlin: Siedler Verlag.
- Sontag, Susan (2006) [1980]: Über Fotografie, Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Taylor, Henry M. (2002): Rolle des Lebens – Die Filmbiographie als narratives System, Marburg: Schüren Verlag.
- von Hassell, Ulrich (1994) [1944]: Der Kreis schließt sich, Berlin: Propyläen.
- Weilepp, Diana (2010): Biographische Erzählungen in audiovisuellen Medien: Dokumentarfilm, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 164-167.
- Wende, Waltraud Wara (2007): Medienbilder und Geschichte. Zur Medialisierung des Holocaust, in: Waltraud Wara Wende (Hg.): Der Holocaust im Film – Mediale Inszenierung und kulturelles Gedächtnis, Heidelberg: Synchron Publishers, 9-28.
- Winter, Rainer (1992): Filmsoziologie – Eine Einführung in das Verhältnis von Film, Kultur und Gesellschaft, München: Quintessenz Verlag.

Sechs Österreich und ein Leben – Biographische Zugänge zu Kreiskys Außenpolitik

Elisabeth Röhrlich

Auf den ersten Blick mag der Titel des Aufsatzes widersprüchlich erscheinen: Er kündigt die Beschäftigung mit einem vielschichtigen österreichischen Leben an und verweist auf die Bedeutung der nationalen Dimension in Bruno Kreiskys Biographie. Zugleich hebt er jedoch auch hervor, sich mit Außenpolitik zu befassen. So geht es einerseits um einen biographischen Zugang zu den Themen österreichische Identität sowie um nationale Bezüge im politischen Wirken des früheren österreichischen Außenministers (1959-1966) und Bundeskanzlers (1970-1983), andererseits aber auch um dessen internationale Ausrichtung. Dass beide Faktoren – österreichische Identitätsbildung und internationales Programm – in Kreiskys politischem Leben eng zusammenhängen und auf welche Weise sie das taten, ist das Thema des Aufsatzes.

Und etwas Weiteres spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle: Die Frage, wie der österreichische Außenminister und Bundeskanzler Bruno Kreisky seinen Lebensweg deutete, wie er aus seinem Leben erzählte und wie er seine Biographie inszenierte. Kreiskys autobiographisches Sprechen und Schreiben – in Interviews, vor allem aber in den Memoiren – war ein Teil seiner Politik, die er an seine Person rückkoppelte und die er mit biographischen Erfahrungen begründete und argumentierte.

Der 1911 in Wien geborene Kreisky hatte die wechselvolle Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert in weiten Teilen selbst miterlebt. Bis auf die Jahre im schwedischen Exil (1938-1945/1951) verbrachte Kreisky sein Leben in der Hauptstadt Wien und war schon in seiner Jugend Zeuge der politischen Umbrüche. Den Justizpalastbrand (1927), den Bürgerkrieg (1934) und den sogenannten „Anschluss“ (1938) – die zentralen Ereignisse der Zwischenkriegszeit – erlebte er hautnah mit. All diese Erfahrungen haben ihn zu einem politischen Menschen gemacht, so vermitteln es als Kernaussage auch die Memoiren Kreiskys, deren ersten Band er 1986 veröffentlichte (Kreisky 1986).

Der amerikanische Historiker deutsch-jüdischer Herkunft, Fritz Stern, gab seiner 2006 erschienen Autobiographie den Titel: „Five Germanys I have known“ oder, wie es für deren deutsche Übersetzung formuliert wurde, „Fünf Deutschland und ein Leben“ (Stern 2006). Der Titel verweist auf die politischen Umbrüche und Wechsel in der deutschen Geschichte, von denen auch die österreichische Geschichte geprägt ist. Während Kreiskys ersten Kindheitsjahren bestand noch die Habsburgermonarchie, als kleiner Junge erlebte er dann die Verwundetentransporte im Ersten Weltkrieg. Die Ausrufung der Republik und die Etablierung des sogenannten „Ständestaates“, schließlich der „Anschluss“ zeugen von der krisengeschüttelten Geschichte der ersten österreichischen Republik. 1945 wurde die Zweite Republik ausgerufen, zehn weitere

Jahre dauerte es, bis der erfolgreiche Abschluss des Staatsvertrages die Besatzungszeit beendete. Angesichts dieser politischen und gesellschaftlichen Systemwechsel – Monarchie, Erste Republik, autoritäres Dollfuß-Schuschnigg-Regime, „Anschluss“ an das Deutsche Reich, Besatzungszeit, Souveränität der Zweiten Republik nach dem Abzug der Besatzungsmächte – kann man in Anlehnung an Sterns Titel auch Kreiskys Leben ähnlich überschreiben: Sechs Österreich und ein Leben.

I. Eine doppelte biographische Perspektive

Der vorliegende Aufsatz wählt einen zweifachen biographischen Zugang zu Bruno Kreiskys Leben und Politik. In einem ersten Schritt soll in einigen Punkten skizziert werden, welche biographischen Prägungen Kreiskys politisches Wirken beeinflussten, welche langfristigen ideellen Entwicklungen es gab und wie sich politische Vorstellungen im Laufe seines Lebensweges formten oder auch änderten. In einem anschließenden zweiten Schritt gerät Kreiskys Instrumentalisierung seiner Biographie in die Perspektive. Dabei geht es um die Art und Weise, wie er selbst – öffentlich und an ein breites Publikum gerichtet – aus seinem Leben erzählte. Dieses autobiographische Reden und Schreiben war ein wichtiger Bestandteil von Kreiskys politischer (Selbst-) Inszenierung.

Die hier vorgestellten Überlegungen basieren auf einer Dissertation und fassen deren Untersuchungen und Ergebnisse zusammen. Die Arbeit wurde an den zeithistorischen Instituten in Tübingen (Anselm Doering-Manteuffel) und Wien (Oliver Rathkolb) betreut. Ihr Abschluss erfolgte 2008, ein Jahr später erschien sie unter dem Titel „Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm“ (Röhrlich 2009). Die Studie beschäftigte sich mit Themen und Praxis der Außenpolitik Kreiskys und untersuchte dies von den frühen politischen Prägungen in den ausgehenden 1920er Jahren bis in die Zeit der Kanzlerschaft. Dabei wurden die Entstehung außenpolitischer Schwerpunkte und deren Umsetzung herausgearbeitet. Die Analyse wurde von der Frage geleitet, in welcher Weise Kreiskys Außenpolitik eine nationale Selbstfindungsstrategie war, wie sie konzipiert und umgesetzt wurde. Kreisky erkannte, so die These der Studie, dass ihm die Außenpolitik ein Feld bot, auf das Selbstbild und die Außendarstellung der Zweiten Republik einzuwirken. Für die junge österreichische Republik musste diese Rolle nach 1945/1955 gleichwohl erst geschrieben werden. Das war vor allem ein Projekt der politischen Eliten, zu denen auch Kreisky gehörte.

Der Außenminister und spätere Bundeskanzler Kreisky setzte auf eine Identitätspolitik, in der er den Rückgriff auf die österreichische Geschichte mit neuen Werten, politischen Konzeptionen und Ideen verband. Seine Biographie baute er leitmotivisch in dieses Schreiben einer neuen nationalen Rolle ein und inszenierte sich vor allem mit seinen Memoiren selbst als österreichischer Erinnerungsort. Kreiskys Autobiographie war damit im umfassenden Sinn Ausdruck und Mittel seiner „Selbshistorisierung“ (Depkat 2007, 66).

Bedingt durch den engen Zusammenhang von nationaler Identitätspolitik und internationaler Ausrichtung in Kreiskys politischem Programm wird in den folgenden Ausführungen auf eine dichotome Aufteilung zwischen Innenpolitik einerseits und Außenpolitik andererseits verzichtet.

II. Kreisky und die österreichische Biographik

Mit den Memoiren hat Kreisky am Ende seiner Karriere eine Meistererzählung seines politischen Lebens vorgelegt. In drei Bänden – die ersten beiden erschienen noch zu Lebzeiten Kreiskys, der dritte posthum – schilderte er eingehend seine politischen Prägungen, die Stationen seines Lebensweges, Erfolge und Rückschläge. Es war ein Anliegen Kreiskys, dass man ihn als Ergebnis seiner Biographie verstand, ungern überließ er es daher anderen, diese Biographie zu interpretieren. Die Deutungshoheit über seinen Lebensweg versuchte er in seinem Einflussbereich zu halten. Als etwa Anfang der 1970er Jahre zwei Autorenteam parallel zueinander daran arbeiteten, eine Kreisky-Biographie zu verfassen, verfolgte Kreisky deren Entstehung bis zur Veröffentlichung genau und lenkte mit der Auswahl des Quellenmaterials, das er den Autoren zur Verfügung stellte, deren inhaltliche Schwerpunktsetzung.¹ Rückblickend erklärte der österreichische Journalist Paul Lendvai, Verfasser einer der beiden Biographien, dass er nichts geschrieben habe, was er heute nicht mehr vertreten könne. Allerdings bezeichnete er es als „problematisch“, was er nicht geschrieben habe. Eindringlich beschreibt er, wie genau Kreisky den Entstehungsprozess seiner Biographie verfolgte (Lendvai 2007, 133-135). Kreisky wollte Botschaften vermitteln – was ihm auffallend gut gelang: Auch spätere biographische Darstellungen über Kreisky blieben meist sehr nah an dessen eigenen Interpretationen und Bewertungen. Bis heute fehlt dagegen eine wissenschaftliche Biographie.

Letzteres ist jedoch nicht allein ein Spezifikum der Kreisky-Forschung, sondern entspricht einer allgemeinen Tendenz in der österreichischen Zeitgeschichtsforschung, in der es keine ausgeprägte Tradition für die wissenschaftliche Biographik gibt. Und dies obwohl Peter Huemer bereits 1968 seine Dissertation über Robert Hecht, Sektionschef im Heeresministerium und juristischer Berater Engelbert Dollfuß, vorlegte, in der er biographischen Ansatz und analytische Fragestellung verband (Huemer 1975).²

Seit den letzten Jahren aber scheint sich dies zu ändern. Vor allem in Dissertationen – und das ist eine Entwicklung, die man ganz ähnlich in Deutschland beobachten kann – wird immer häufiger ein biographischer Ansatz gewählt.³ Die vermeintlich altmodische und Theorie ferne Gattung Biographie wird mit innovativen Fragestellungen verbunden und dadurch an andere Teildisziplinen wie die Kultur-, Sozial- oder Ideengeschichte geknüpft.

1 Die beiden Biographien, die zeitgleich entstanden, trugen auch fast den identischen Titel: „Kreisky. Porträt eines Staatsmannes“ (Lendvai/Ritschel 1974) und „Kreisky. Das Porträt eines Staatsmanns“ (Reimann 1972)

2 Die Arbeit wurde 1968 als Dissertation von der Universität Wien angenommen und 1975 publiziert.

3 Vgl. die in diesem Band publizierten Beiträge von Lucile Dreidemy und Katharina Prager. Ebenfalls hinzuweisen ist auf die am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien entstehende und vor der Fertigstellung stehende Studie von Maria Wirth „Christian Broda. Eine politische Biographie“. Beispiele für die Entwicklungen in der deutschen Forschung: Jan Eckel 2005: Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biografie im 20. Jahrhundert, Göttingen; Thomas Etzemüller 2001: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München.

III. Biographische Prägungen in Kreiskys Außenpolitik

Nähert man sich nun also der Außenpolitik Kreiskys in biographischer Perspektive, so zeigt sich der oben angesprochene Zusammenhang von nationaler Identität und außenpolitischem Programm als zentral. Dass es hinsichtlich Österreichs Rolle in den internationalen Beziehungen und der nationalen Identität einen großen Nachholbedarf gab, hatte Kreisky in seinem Leben oft und auf vielfältige Weise erfahren. Über die böhmisch-mährische Herkunft seiner Familie erhielt er früh einen Eindruck von der geographischen Ausdehnung der Habsburgermonarchie. Auf Familienbesuchen und Reisen wurde dies für den jungen Kreisky erfahrbar – auch noch, nachdem die Habsburgermonarchie mit dem Ende des Ersten Weltkrieges zerfallen war. Österreich war nun ein Staat von sechseinhalb Millionen Einwohnern, an dessen wirtschaftliche Überlebensfähigkeit nicht viele glaubten. Das galt auch für die österreichische Sozialdemokratie, deren Jugendorganisationen Kreisky sich in den 1920er Jahren anschloss. Nach einer kurzen Zeit bei den Sozialistischen Mittelschülern wechselte Kreisky bald zur Sozialistischen Arbeiterjugend. Seine Aktivitäten, die er im Dollfuß-Schuschnigg-Regime in der Illegalität fortsetzte, brachten ihn 1935 in politische Haft. Der „Anschluss“ des Jahres 1938 führte zu einer weiteren Verhaftung, diesmal durch die Nationalsozialisten.⁴

Kreisky hat später wiederholt erklärt, er habe aus dem „Anschluss“ den Schluss gezogen, dass nur eine feste Verankerung in den internationalen Beziehungen die österreichische Souveränität sichern könne. Kein zweites Mal dürfe Österreich von der Weltöffentlichkeit „vergessen“ werden (Kreisky 1978, 74-76).

Ohne all diese frühen Prägungen ist Kreiskys späteres außenpolitisches Programm nicht ausreichend zu erklären. Er war ein Produkt der wechselvollen Geschichte des 20. Jahrhunderts, sein politisches Wirken war auch eine Reaktion auf dessen Brüche. Kreiskys besondere Interessen für Themen der internationalen Politik entsprangen zudem persönlichen Vorlieben, die er im Laufe seines Lebens für dieses Ressort herausgebildet hatte.

Hier sind besonders die Jahre im schwedischen Exil nennen, in das Kreisky 1938 fliehen musste. Trotz der teilweise restriktiven Bedingungen für Emigranten gelang es Kreisky, in Stockholm schnell Fuß zu fassen. Finanziell ging es ihm im Vergleich zu den meisten anderen Exilanten gut, zudem verfügte er über gute und hilfreiche Kontakte zur schwedischen Sozialdemokratie. Bald konnte sich Kreisky auch innerhalb unterschiedlicher, in Stockholm existierender Emigrantengruppen einen Namen machen. Im Umkreis der Stockholmer „Kleinen Internationale“ – einer Gruppe von Sozialisten aus unterschiedlichen europäischen Ländern, darunter auch der Deutsche Willy Brandt – beschäftigte sich Kreisky erstmals intensiv mit Fragen der internationalen Politik. Zugleich formten die Exiljahre entscheidend Kreiskys Vorstellungen von einem zukünftigen Nachkriegsösterreich, über das im „Klub österreichischer Sozialisten“ und der „Österreichischen Vereinigung in Schweden“ intensiv diskutiert wurde. In beiden österreichischen Exilgruppen war Kreisky Obmann. Während er im Umfeld der „Kleinen Internationale“ die stärkere Zusammenarbeit im Nachkriegseuropa forderte und Konzepte für die Zukunft der Sozialistischen Internationale entwarf (die dann in den 1970er Jahren wieder aktuell wurden!), scheute er zur selben Zeit

4 Vgl. zu Kreiskys Jugendjahren auch den Quellenband Rathkolb/Etzersdorfer 1996.

nicht davor zurück, das Ziel der österreichischen Unabhängigkeit mit einer auf Habsburg-Nostalgie setzenden und teils zum Folkloristischen neigenden Kulturpolitik zu untermauern. Anders als die meisten anderen ins Ausland emigrierten österreichischen Sozialisten forderte deren schwedische Exilgruppe schon vor der Moskauer Deklaration von 1943 die zukünftige Unabhängigkeit Nachkriegsösterreichs (Röhrlich 2008).

Erst sechs Jahre nach Kriegsende kehrte Kreisky nach Wien zurück. Das Interesse der österreichischen Sozialdemokratie an den Remigranten war nicht sehr groß. Auch Kreisky gelang es zunächst nicht, einen attraktiven Posten in Österreich zu erhalten, in das er nach dem schwedischen Exil so schnell wie möglich zurückkehren wollte. Freundlich, aber deutlich, wurde er nach Schweden zurückkomplimentiert, wo er am Aufbau einer österreichischen Gesandtschaft mitarbeiten sollte (Röhrlich 2009, 100-110; Rathkolb 2003, 117-130). Erst 1951 gelang ihm die Rückkehr nach Österreich, wo er bald zum Berater des Bundespräsidenten Theodor Körner wurde.

Schließlich gelangen Kreisky erste Karriereschritte innerhalb des Außenamtes, das damals noch dem Bundeskanzleramt unterstellt war. Zunächst als Staatssekretär (1953-1959), dann als Außenminister (1959-1966) war seine Politik von der Abgrenzung zum deutschen Nachbarn gekennzeichnet. In der Buchreihe „Das einsame Gewissen“, an der Kreisky federführend mitarbeitete, sollte die Bedeutung des österreichischen Widerstandes hervorgehoben werden. Zwar verzichtete Kreisky auf überspitzte, kulturell argumentierende Abgrenzungen zur deutschen Bundesrepublik, sah sein geschichtspolitisches Engagement aber dennoch als Mittel, um die österreichische Geschichte und Identität von der deutschen zu unterscheiden. Projekte wie „Das einsame Gewissen“, aber auch die Initiierung eines „Ministerkomitees für die Herausgabe einer geschichtlichen Darstellung über den Beitrag Österreichs zu seiner Befreiung im Sinne der Moskauer Deklaration“ hatten gleichwohl eine von Deutschland abgrenzende Komponente. Das hatte auch politisch-pragmatische Überlegungen als Hintergrund, die etwa den Bereich der Entschädigungszahlungen betrafen (Röhrlich 2009, 168-182).

Mit der Neutralitätspolitik, die Kreisky während seiner Kanzlerschaften zu einer „aktiven Neutralitätspolitik“ erweiterte, sollte Österreich zu einer eigenen außenpolitischen Linie finden. Auch andere außenpolitische Themenbereiche wiesen eine klare identitätspolitische Dimension auf: In seiner Südtirolpolitik besetzte Kreisky ein heimatpolitisches Thema sozialdemokratisch, in der Nachbarschaftspolitik verband er die Geschichte der Donaumonarchie mit neuen politischen Herausforderungen. Aus der Vergangenheit leitete Kreisky eine neue österreichische Aufgabe in Europa ab. Dabei warnte er zwar davor, die Beziehungen mit den kommunistischen Nachbarstaaten zu sehr im Lichte der gemeinsamen habsburgischen Vergangenheit zu sehen, nutzte jedoch selbst immer wieder diesen historischen Rückgriff. Der Kalte Krieg wurde als Bedrohung wahrgenommen, eröffnete aber auch Perspektiven zur Ausformung einer österreichischen Neutralitätspolitik. Aktuelle politische Entwicklungen und das historisch bedingte Interesse Österreichs an den Entwicklungen in Osteuropa führte Kreisky in seiner Argumentation zusammen und baute sie so zur außenpolitischen Legitimationsstrategie aus.

Die Einbindung in den ideologischen Westen gab Kreisky trotz der östlichen Nachbarschaftspolitik nicht auf, seine prowestliche Grundhaltung bestätigte er in zahlreichen Artikeln und Reden. So publizierte Kreisky regelmäßig in Friedrich

Torbergs Zeitschrift „Forum“, einer vom „Kongress für kulturelle Freiheit“ (CCF) geförderten Publikation, die deutlich vom strengen Antikommunismus des Herausgebers Torberg geprägt war.⁵ Als Mitorganisator eines Gegenprogramms zum kommunistischen Jugendfestival in Wien (1959) setzte Kreisky das auch in die politische Praxis um. Dabei setzte er auf eine die politischen Lagergrenzen überschreitende Zusammenarbeit mit prominenten Konservativen wie dem Verleger Fritz Molden (Rathkolb 1997, 206-212). Kreiskys Antikommunismus war dabei nicht nur von der damaligen Ost-West-Konfrontation geprägt, sondern auch von biographischen Erfahrungen der Zwischenkriegszeit. Ideologische Debatten zwischen kommunistischen und sozialistischen Jugendorganisationen gehörten zum Alltag von Kreiskys früher politischer Sozialisation – mitunter konnten diese auch in handfesten Schlägereien enden.

Kreiskys sozialistisches Selbstverständnis beeinflusste seine politische Vorstellungswelt und die von ihm gewählten außenpolitischen Schwerpunkte in vielerlei Hinsicht. Dies verband sich etwa in der sogenannten „Dritte Welt“-Politik mit weiteren biographischen Prägungen wie der Erfahrung des Flüchtlings-Seins. Die Generation junger Sozialisten, zu der Kreisky gehörte, hatte sich schon früh mit den kolonialen Befreiungsbewegungen solidarisiert. Als Sozialdemokrat seiner Generation, die von der Faszination für den New Deal und den Marshallplan geprägt war (bei Kreisky kam noch das Kennenlernen der Stockholmer Schule der Myrdals hinzu), verbanden sich Sozialismus, Antikommunismus und ein starker Fortschritts- und Planungsoptimismus. Letzterer zeigte sich auch an der Faszination für bestimmte Wissenschaftszweige wie Soziologie und Nationalökonomie.⁶

Seit seinen Kanzlerschaften eröffnete Kreisky der österreichischen Außenpolitik neue Aufgabenbereiche, vor allem in der Nahostpolitik. Innerhalb Österreichs ebenso wie international erfuhr besonders Kreiskys Einsatz für die Palästinenser Aufmerksamkeit. In Kreiskys Außenpolitik fand nun auch ein spürbarer Wandel statt. Wo es in den 1950er und 1960er Jahren darum gegangen war, der österreichischen Außenpolitik ein eigenes, spezifisch österreichisches Profil zu geben, sah sich Kreisky jetzt immer stärker mit seinem eigenen Profil als Österreicher konfrontiert. Die Vorwürfe, dass er mit seiner forcierten Nahostpolitik dem internationalen Image Österreichs schade, nahmen zu. Seine jüdische Herkunft wurde zum Thema erhoben und oft kaum verdeckt gegen seine österreichische Identität ausgespielt. Kreisky betonte zwar stets seine Loyalität gegenüber dem Staat Israel, erklärte jedoch auch immer wieder, warum er sich so für die Palästinenser einsetze. Dabei griff er auch auf ein biographisches Erklärungsmuster zurück: Ihm sei im schwedischen Exil das Recht aberkannt worden, sich als Österreicher zu bezeichnen, und er habe als Deutscher gegolten – daher könne er das palästinensische Recht auf Anerkennung in besonderer Weise nachvollziehen (Kreisky 1986, 306f).

IV. Autobiographien schaffen Zeitgeschichte

Im Laufe der Kanzlerschaften wurde das Thema Autobiographie für Kreisky immer virulenter. Nach einem ersten gescheiterten Anlauf veröffentlichte er schließlich 1986

⁵ Zur Geschichte des CCF und seinen ideologischen Strömungen vgl. Hochgeschwender 1998.

⁶ Dies wird besonders deutlich in Kreisky 1963.

den ersten Band seiner Memoiren, unter dem Titel „Zwischen den Zeiten“. Die Memoiren entstanden daher am Ende von Kreiskys politischem Leben und waren – anders als sich das beim heutigen Boom autobiographischer Schriften von noch aktiven Politikern beobachten lässt – ein wirkliches Alterswerk. Der Sozialpsychologe Harald Welzer betont, dass ein älterer Mensch beim Rückblick auf sein Leben einen höheren Grad an Semantisierung vornimmt als jüngere Menschen. Ein alter Mensch berichte „sein Wissen nicht in Form einer gelebten Erzählung, wo [...] viele Bezüge darauf genommen werden, direkte Rede und Lebendigkeit [...], sondern er repräsentiert sie in einer relativ abgeschlossenen Form, alltagssprachlich würde man sagen, es ist immer gleich die Moral der Geschichte dabei.“ (zitiert nach: Hubert 2005). Diese abgeschlossene Form wird im ersten Band von Kreiskys Memoiren besonders deutlich: Er beginnt mit einem Panorama seiner Familie und stilisiert sie zu einer typisch österreichischen. Auch seine böhmisch-jüdische Herkunft baut er stringent in die Erzählungen über das späte Habsburgerreich ein. Es folgen die Prägungen durch die Zwischenkriegszeit, die an Schlüsselerlebnissen festgemacht werden, und schließlich das als „große Lehre“ interpretierte Exil in Schweden. Ganz besonders wichtig war es für Kreisky, sich selbst als politischen Flüchtling zu begreifen, nicht als jüdischen. Zudem betonte er immer wieder, dass er nicht bei der „erstbesten Gelegenheit“, sondern erst, als ihm keine andere Wahl blieb, ins Exil gegangen sei. Damit reagierte er auch auf die ständigen Bezüge auf seine jüdische Herkunft, die besonders im Zusammenhang mit seiner Nahostpolitik eine große Rolle spielten. Durch den Hinweis auf die späte Flucht unterstrich Kreisky außerdem, dass er sein Land Österreich erst ganz zum Schluss verlassen habe. Was das schwedische Exil betrifft, das er als die entscheidende demokratische Erfahrung seines frühen politischen Lebens schilderte, wunderten sich skandinavische Rezensenten seiner Memoiren mitunter sehr über die schwedische Idylle, die Kreisky hier entwarf (Patera 1987).

Die erfolgreiche Rückkehr von den Moskauer Verhandlungen im Vorfeld des Staatsvertragsabschlusses bildet das Finale des Bandes – Kreisky beschreibt den Tag als schönsten seines politischen Lebens. Dass er selbst anfangs eine Allianzfreiheit nach schwedischem Muster einer österreichischen Neutralität vorgezogen hatte, erzählte er hier nicht mehr – hätte es doch auch nicht in diese teleologische Darstellung gepasst. Auch wenn diese Meistererzählung in den Memoiren ihre geschlossenste Form fand, hatte Kreisky ihre einzelnen Episoden und Erzählungen auch in früheren Reden und Schriften bereits – überspitzt gesagt – vor seinen Zuhörern „angetestet“ und sie im Laufe der Zeit variiert.

Die hier zusammengefassten Überlegungen zu Kreiskys Memoiren stützen sich sehr auf die Arbeiten Volker Depkats, der sich intensiv mit dem autobiographischen Schreiben von Politikern beschäftigt hat. Er erläutert: „In der autobiographischen Reflexion setzt sich der Autor mit seiner Lebensgeschichte in ein Verhältnis zur Vergangenheit und bringt dadurch Vergangenheit erst hervor, weil er sich mit seinem Text ihr gegenüber verhält.“ In Anlehnung an Aleida Assmann fährt Depkat fort: „Vergangenheit wie auch Identität sind aufeinander bezogene und einander bedingende soziale Konstruktionen, deren Beschaffenheit sich aus den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart her ergibt“ (Depkat 2003, 447 f.). Depkat sieht daher in der Gattung Autobiographie zwei Dimensionen von Identität wirksam: die den Autor selbst betreffende Identität mit sich und seinem Lebensweg sowie die Identität mit den sozialen Gefügen, in denen er lebt.

Gleichzeitig können Autobiographien auch Identität schaffen: Sie „bieten Deutungsmuster an, in denen die Zeitgenossen einen Teil ihrer eigenen Lebens- und Geschichtserfahrungen wiederfinden können“ (Depkat 2003, 468). In diesem Sinne sind auch Kreiskys Memoiren ein Akt der österreichischen Identitätsstiftung. Nationale Identitäten sind, wie es Heidemarie Uhl formuliert hat, „keine natürlichen, selbstverständlichen Gegebenheiten [...], sondern Konstruktionen“, sie werden in permanenten Erzählungen „produziert, reproduziert und modifiziert“ (Uhl 2005, 138 f.).

Depkat lenkt den Blick besonders auf den Entstehungskontext autobiographischer Texte, auf deren Sitz im Leben. Zu welcher Zeit und in welchem Kontext wurden Autobiographien geschrieben? Depkat betont, dass kaum ein autobiographischer Text vollständig zu einer bestimmten Zeit verfasst wird. Ältere Textstufen und Formulierungen gehen in den neuen Text ein. Dabei kann es sich beispielsweise um Tagebuchaufzeichnungen, um Notizen, Reden und Briefe handeln – die Selbstzitation war ein Verfahren, das Kreisky gerne verwendet hat. Etwas Weiteres kommt hinzu: Meist ist der namentlich genannte Autobiograph nicht der einzige Verfasser des Textes. Verleger, Lektoren und zurate gezogene Historiker sind an der Arbeit beteiligt. Autobiographisches Schreiben ist daher, so Depkat, fasst immer ein „kollektiver Prozess“ (Depkat 2003, 459). Auch der Wiener Historiker Oliver Rathkolb gehörte zum Team, das Kreisky während der Arbeit an seinen Memoiren zusammengestellt hatte.

Vor allem zu Beginn des Memoirenprojektes waren der Verleger Wolf Jobst Siedler und der Publizist und Zeithistoriker Joachim C. Fest an der Arbeit beteiligt. Ihr publizistischer Einfluss in der Bundesrepublik der 1980er Jahre war groß; Siedler hatte zudem seinen eignen Verlag gegründet, der seit 1982 die Reihe „Die Deutschen und ihre Nation“ herausbrachte (vgl. Wolfrum 2001, 126). Kreiskys Memoiren erschienen daher in einem Verlag, der eine klare geschichtspolitische Programmatik hatte, und sie ordneten sich somit auch in eine neuere geschichtspolitische Entwicklung ein, in der ein konservativeres Nations- und Staatsbewusstsein – und auch das Thema „Identität“ – wieder mehr Bedeutung erhielten. 1991 nahm der Lektor von Kreiskys erstem Memoirenband, Thomas Karlauf, auch einen Text Kreiskys zum Thema „Anschluss“ in die Siedler-Publikation „Ein deutsches Lesebuch“ auf.⁷

Auch andere Zeittrends wirkten auf Kreiskys Memoiren zurück. In epischer Breite geht er auf die Zeit der späten Habsburgermonarchie ein, beschreibt seine Familie als typisches Beispiel für das jüdische Wiener Bürgertum der Zeit – und das in den Jahren, als gerade Carl E. Schorskes „Fin de Siècle Vienna“ auf Deutsch erschien und die Ausstellung „Traum und Wirklichkeit“ die Jahrhundertwende in Wien zum Thema in den Feuilletons machte. Kreisky selbst erzählte, dass ihn sehr positive Rückmeldungen, die er auf seine Teilnahme in einer Fernsehsendung zu Kaiser Franz Joseph erhalten hatte, davon überzeugt hätten, diese Zeit mehr berücksichtigen (Röhrlich 2009, 385).

Siedler nahm an den vier vorbereitenden Arbeitssitzungen teil, die jeweils mehrere Tage dauerten. Kreisky erzählte im Kreis der von ihm ausgewählten Mitarbeiter aus seinem Leben. Vereinzelt stellten die Zuhörer Fragen und lenkten so das Gespräch. Fest und Siedler brachten die besten Qualifikationen für Kreiskys Projekt mit: Historisch waren beide versiert und hatten bereits zu zeitgeschichtlichen Themen publi-

7 Der Text von Kreisky erschien unter dem Titel: Bruno Kreisky: Der „Anschluss“ kam anders. Der 12. März 1938 und die Folgen, in: Ein deutsches Lesebuch, Berlin 1991, 243-256.

ziert. Fest besaß zudem ausgezeichnete Erfahrung in der Gattung Biographie, stammte von ihm doch eine wichtige Hitler-Biographie. Man muss es nicht bis ins Letzte ausdeuten, aber als Faktum doch festhalten: Kreisky spielte hier wieder seine großbürgerliche Karte aus, die er auch in seinem sonstigen Habitus sehr betont an den Tag legte.

Was Volker Depkat über Autobiographien sagt, galt in besonderer Weise für das Erscheinen von Kreiskys erstem Memoirenband: Sie wurden zu einem „historischen Ereignis, das sich in den Kategorien von Ursache und Wirkung analysieren lässt“ (Depkat 2004, 116). Auch die Buchpräsentation von „Zwischen den Zeiten“ machte Kreisky zu einem wirklichen Ereignis: Er stellte den Band im Prunksaal des Wiener Schloss Belvedere vor, ein Ort, der nicht besser hätte gewählt sein können. Die Traditionsstränge, die Kreisky in seinen Lebenserinnerungen aus der österreichischen Geschichte herausgegriffen hatte, symbolisierte das Wiener Schloss in besonderer Weise. Es stammte aus der glanzvollen Zeit der Habsburgermonarchie und wurde im 20. Jahrhundert zum Ausstellungsort der Kunst der Wiener Moderne. Am 15. Mai 1955 wurde hier feierlich der österreichische Staatsvertrag abgeschlossen, mitunterzeichnet von: Bruno Kreisky.

V. Schlussbemerkung

In diesem Rahmen konnten nur einige ausgewählte Schlaglichter auf den Zusammenhang von Biographie und Politik bei Bruno Kreisky geworfen werden. Abschließend soll daher der hier skizzierte biographische Zugang noch einmal zusammengefasst werden. In den Überlegungen wurde eine doppelte biographische Perspektive eingenommen, in dem erstens die Entwicklung von Kreiskys außenpolitischen Ideen und der außenpolitischen Praxis im Laufe seines Lebens dargestellt wurde. Zweitens wurden aber auch die autobiographischen Erzählungsstränge in den Blick genommen – der Plot also, mit dem Kreisky seine Politik unterlegte. Dieses autobiographische Erzählen, Argumentieren, Vergleichen und Erläutern wiederum war ein wichtiger Bestandteil seines politischen Programms. Durch den zweifachen biographischen Zugang geraten diese Rückkoppelungen zwischen biographischer Prägung, der Reflexion darüber und deren Inszenierungen in den Blick. So kann der biographische Ansatz in eine Studie zur Außenpolitik einbezogen werden, ohne im klassischen Sinne eine „große Lebenserzählung“ eines Protagonisten leisten zu müssen.

LITERATUR

- Depkat, Volker 2003: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29, 441-476.
- Depkat, Volker 2004: Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung, in: Thomas Rathmann und Nikolaus Wegmann (Hg.), „Quelle“. Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion, Berlin, 102-117.
- Depkat, Volker 2007: *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München.
- Eckel, Jan 2005: *Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biografie im 20. Jahrhundert*, Göttingen.
- Etzemüller, Thomas 2001: *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München.

- Hochgeschwender, Michael 1998: Freiheit in der Offensive? Die Deutschen und der Kongress für kulturelle Freiheit, München.
- Hubert, Martin 2005: Zeitreisen ins Ich. Interdisziplinäre Forschungen zum autobiographischen Gedächtnis, Deutschlandfunk, 1. Mai.
- Huemer, Peter 1975: Sektionschef Robert Hecht und die Zerstörung der Demokratie in Österreich. Eine historisch-politische Studie, München.
- Kreisky, Bruno 1963: Die Herausforderung. Politik an der Schwelle des Atomzeitalters, Wien – München.
- Kreisky, Bruno 1978: Die Zeit in der wir leben. Betrachtungen zur internationalen Politik, hrsg. v. Manuel Lucbert, Wien.
- Kreisky, Bruno 2000 [Erstausgabe 1986]: Zwischen den Zeiten. Der Memoiren erster Teil, hrsg. v. Oliver Rathkolb, Johannes Kunz und Margit Schmidt, Wien – München – Zürich.
- Kreisky, Bruno 2000 [Erstausgabe 1988]: Im Strom der Politik. Der Memoiren zweiter Teil, hrsg. v. Oliver Rathkolb, Johannes Kunz und Margit Schmidt, Wien – München – Zürich.
- Kreisky, Bruno 2000 [Erstausgabe 1996]: Der Mensch im Mittelpunkt. Der Memoiren dritter Teil, hrsg. v. Oliver Rathkolb, Johannes Kunz und Margit Schmidt, Wien – München – Zürich.
- Kreisky, Bruno 1991: Der „Anschluss“ kam anders. Der 12. März 1938 und die Folgen, in: Ein deutsches Lesebuch, Berlin, 243-256.
- Lendvai, Paul 2007: Mein Österreich. 50 Jahre hinter den Kulissen der Macht, Wien.
- Lendvai, Paul und Karl Heinz Ritschel 1974: Kreisky. Porträt eines Staatsmannes, Düsseldorf.
- Patera, Paul 1987: Bruno Kreisky minns, in: Uppsala Nya Tidning, 15. Januar.
- Rathkolb, Oliver 1997: Washington ruft Wien. US-Großmachtpolitik und Österreich 1953-1993. Mit Exkursen zu CIA-Waffenlagern, NATO-Connection, Neutralitätsdebatte, Wien – Köln – Weimar.
- Rathkolb, Oliver 2003: Der Fall Kreisky. Grenzgänge zwischen Politik, Wissenschaft und Kunst, in: *Austriaca (Exil et Retours d'exil)*, 117-130.
- Rathkolb, Oliver und Irene Etzersdorfer (Hg.) 1996: Der junge Kreisky. Schriften, Reden, Dokumente 1931-1965, Wien.
- Reimann, Victor 1972: Kreisky. Das Porträt eines Staatsmannes, Wien – München – Zürich.
- Röhrlich, Elisabeth 2008: Donauweisen und Arbeiterlieder. Zur österreichischen Kulturpolitik im schwedischen Exil, in: *Exil 1933-1945. Forschungen, Erkenntnisse, Ergebnisse*, 1/2008, 47-58.
- Röhrlich, Elisabeth 2009: Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm, Göttingen.
- Stern, Fritz 2007: Fünf Deutschland und ein Leben. Aus dem Englischen von Friedrich Griese, München [Originalausgabe: Ders. 2006: *Five Germanys I Have Known*, New York].
- Uhl, Heidemarie 2005: Zwischen Pathosformal und Baustelle: Kultur und europäische Identität, in: Moritz Csáky und Monika Sommer (Hg.): *Kulturerbe als soziokulturelle Praxis*, Innsbruck, 129-146.
- Wolfrum, Edgar 2001: Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich zur Wiedervereinigung, Göttingen.

Engelbert Dollfuß 1934-2009

Reflexionsansätze zu einer Biographie des Posthumen

Lucile Dreidemy

*„En ma fin gît mon commencement“ – „In meinem Ende ist mein Anbeginn“
Maria Stuart, 1568*

Am 25. Juli 1934 wurde Engelbert Dollfuß im Laufe eines Putschversuches der illegalen Nationalsozialisten getötet. Um das weiter bestehende diktatorische und faschistoide Regime unter seinem Nachfolger Kurt Schuschnigg zu legitimieren, wurde das prominente Todesopfer in einen opferbereiten Märtyrer verwandelt und sein Tod als sein größter Sieg hochstilisiert. Sterbend erlebte Dollfuß eine Art zweite Geburt. Hier begann sein Nachleben in Form eines Führerkultes. Hier setzt auch meine Dissertation in Form einer ‚anderen‘ Dollfuß-Biographie an, einer Biographie des Posthumen.

I. Erkenntnisinteresse: Die bewusste Abkehr von einer ‚klassischen‘ Dollfuß-Biographie

Das Konzept dieser Dissertation entstand im Anschluss an eine Masterarbeit über Theorie und Praxis von Dollfuß' Politik 1932-1934. Dass die im Rahmen dieser Masterarbeit geleistete Vorarbeit nicht zur Erarbeitung einer neuen ‚klassischen‘ Dollfuß-Biographie genutzt wurde, liegt erstens an der gewonnenen Überzeugung, dass eine neuerliche Dollfuß-Biographie keinen relevanten Beitrag zur weiteren Erforschung des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes leisten könnte. Zweitens beruht diese Entscheidung auf der festgestellten Diskrepanz zwischen der immerhin bereits relativ umfassenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime und dem wissenschaftlichen Vakuum hinsichtlich des geschichtspolitischen Umgangs mit diesem Regime und insbesondere mit dem Dollfuß-Mythos.

Mein Erkenntnisinteresse liegt eben im Schicksal dieses Mythos zwischen dem ursprünglichen Staatskult um Dollfuß ab 1934 und der heutigen ‚Quasi-Vergessenheit‘, in die Dollfuß geraten zu sein scheint. Den Beweis für diese weitgehende Vergessenheit lieferten 2007 geführte Umfragen, aus denen hervorging, dass kaum die Hälfte der 2000 Befragten Dollfuß mit der Errichtung einer Diktatur in Österreich assoziieren konnte (Rathkolb 2008a). Dass es sich trotzdem *nur* um eine ‚Quasi-Vergessenheit handelt, beweisen nicht nur das erst 1998 errichtete Dollfuß-Museum sowie etliche weitere Dollfuß-Denkmäler, -Gedenkstätten und -Gedenkzeremonien, sondern auch die Vehemenz, mit welcher anlässlich von Gedenktagen (beispielsweise am 25. Juli) und von geschichtspolitischen Kontroversen (Stichwort Rehabilitierung der Opfer des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes) über Dollfuß' Verhältnis zum Faschismus oder über seine Verantwortung an der Zerstörung der Demokratie in Österreich

immer noch diskutiert wird. Davon zeugte zum Beispiel die jüngste Podiumsdiskussion über die Frage „Warum wird heute noch über Dollfuß gestritten?“, die am 11. Februar 2010 im Wien Museum stattfand. Vor diesem geschichtspolitischen Hintergrund soll eine methodische Dekonstruktion des Dollfuß-Mythos der letzten 75 Jahre dazu beitragen, die Grundlagen einer zwiespältigen, sich wandelnden österreichischen Identität kritisch zu beleuchten.

Als die womöglich umstrittenste Persönlichkeit der österreichischen Geschichte im 20. Jahrhundert stellt Engelbert Dollfuß die Möglichkeit eines österreichischen *Kollektivgedächtnisses* in Frage. Etwas verkürzt kann man sagen, dass bis heute zwei Erscheinungsformen des Dollfuß-Mythos konkurriert haben: ein ‚positiver‘ Mythos von Dollfuß als patriotischer Verfechter der österreichischen Unabhängigkeit und Führer der ersten staatlichen Widerstandsfront gegen Hitler und ein ‚negativer‘ Mythos, in dem Dollfuß einzig und allein als Arbeitermörder charakterisiert bzw. der Faschismus in Österreich vor 1938 auf ein „Dollfußgewächs“ (vgl. etwa Schärf 1935, 35f.) reduziert wird. Im Hinblick auf den Fokus dieses Beitrags auf die Dollfuß-Biographik und meinem aktuellen Forschungsstand zufolge werde ich mich hier allerdings ausschließlich auf den so genannten ‚positiven‘ Dollfuß-Mythos konzentrieren.

Egal ob negativ oder positiv eingeschätzt, ist Dollfuß bis heute ein Anknüpfungspunkt für das Selbstbewusstsein der zwei Hauptlager der österreichischen Politik geblieben, auch wenn viele Facetten des Mythoskomplexes mit dem Aussterben der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen zweifelsohne an Schärfe und Bedeutung abnehmen. Diese Schwelle nach ca. 80 Jahren wurde in den Gedächtnistheorien von Jan und Aleida Assmann als Übergang von einem kommunikativen Kurzzeitgedächtnis in ein kulturelles Langzeitgedächtnis aufgefasst (vgl. etwa Assmann 2005, 50). Wie bzw. ob sich überhaupt dieser theoretisch gefasste Wandlungsprozess auf das zukünftige Schicksal des Dollfuß-Mythos übertragen lässt, bleibt noch zu überprüfen. Allerdings lieferten die Arbeiten von Jan und Aleida Assmann und insbesondere ihre Theorie des kulturellen Gedächtnisses bereits fruchtbare Reflexionsansätze in Bezug auf die Problematiken rund um den Dollfuß-Mythos und die Dollfuß-Biographik. Angesichts der anwachsenden Skepsis über die Unzulänglichkeiten der Assmannschen Paradigmen für die Erfassung des vielfältigen und komplexen Prozesses des Gedenkens (vgl. etwa Siebeck 2010), möchte ich aber an dieser Stelle meinen Umgang mit diesen Theorien kurz präzisieren: Trotz der irreführenden Singularform in ‚kommunikatives Gedächtnis‘ und ‚kulturelles Gedächtnis‘ kann man meiner Ansicht nach mit diesen Theorien arbeiten, ohne in die seit den Debatten um den Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ berüchtigte Falle der Hypostasierung zu tappen. Dafür muss man allerdings von Anfang an klarstellen, dass diese Konzepte keineswegs mit homogenen Gedächtnistendenzen gleichzusetzen sind, die in ihrer Totalität erschließ- bzw. erfassbar wären, so wenig wie die analysierte Gruppe oder Gesellschaft als eine konsensuale, widerspruchslose Gemeinschaft aufgefasst werden kann. Um den Risiken der Hypostasierung und der Pauschalisierung zu entgegnen, erscheint auch eine Annäherung dieser Gedächtnistheorien aus der Perspektive der Geschichtspolitik als besonders erforderlich. Inwiefern ein geschichtspolitischer Umgang mit der Theorie des kulturellen Gedächtnisses der Biographieforschung zugutekommen kann, wird im dritten Abschnitt näher betrachtet.

An dieser Stelle könnte ein Kritikpunkt lauten, dass sich der ausgewählte Forschungszeitraum (1934-2009) vor jener Schwelle von 80 Jahren befindet, die in der Assmannschen Theorie als Wendepunkt zum kulturellen Gedächtnis betrachtet wird. Aus rein rechnerischen Gründen sollte ich mich daher streng genommen nur mit den Formen des kommunikativen und nicht des kulturellen Gedächtnisses befassen. Im Gegensatz dazu gehe ich davon aus, dass kulturelle – im Sinne von institutionalisierten – Stützen eines Langzeitgedächtnisses, auch wenn dies in der Assmannschen Theorie womöglich zu wenig Betonung findet, nicht erst nach dem Ableben der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen geschaffen werden, sondern bereits vor der vierten bzw. dritten Generation.

Die Assmannschen Paradigmen allgemein und vor allem die Theorie des kulturellen Gedächtnisses seien also hier als heuristische Kategorien verstanden, als eine methodische Werkzeugkiste (Deleuze/Foucault 1972) in einem ‚Work in Progress‘.

II. Zur Gattung der Biographie des Posthumen – oder vom Tappen im theoretischen Dunklen

Biographik und Mythos

Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts wagte sich die Jahrhunderte alte Gattung der Biographik auf das Feld der Legende und des Mythos. Vor allem der intellektuelle Kreis um den deutschen Dichter Stefan George setzte sich für eine Neubewertung der Mythographie in der Darstellung von historisch-relevanten Viten ein. Dies ging Hand in Hand mit der Verfemung der Wissenschaftlichkeit (Klein 2002, 8), dem bewussten Verzicht auf die chronologische Laufbahn der Protagonisten und der Ablehnung jeglicher kritischen Untersuchung zugunsten einer harmonischen Heldendarstellung (Raulff 2002, 62). Bertrams „Versuch einer Mythologie“ über Friedrich Nietzsche, 1918 zum ersten Mal erschienen, gilt als Paradebeispiel für diese neue Auffassung der Biographie als Mythographie und darüber hinaus für ein deklariertes Bekenntnis zum Mythos als einem wesentlichen Bestandteil der Geschichte. Die mythische Komponente der Geschichte ergibt sich laut Bertram aus der Unmöglichkeit, die Vergangenheit in ihrer Authentizität zu erfassen, ohne diese historisch zu verfremden und zu interpretieren. Was vom tatsächlich Geschehenen übrig bleibt, nennt er die Legende (Bertram 1985, 9). Im Falle eines individuellen Schicksals bedeutet es präziser für Bertram, dass man das vergangene Leben einer Persönlichkeit nie in seiner Totalität und Komplexität begreifen könne, sondern immer nur Teilaspekte davon, also wiederum nur ihre Legende:

[E]inzig in der Form der Legende überdauert die Persönlichkeit, auch die am schärfsten umrissene, am deutlichsten vom geschichtlichen Wissen umzirkelte, als wirkende und forzeugende Macht die Zeiten. [...] Nur als Bild, als Gestalt, nur als Mythos also lebt sie, nicht als Kenntnis und Erkenntnis eines Gewesenen. (Bertram 1985, 9f.)

Aufgrund dieses Interesses für die Legende wurden im George-Kreis erste Bausteine auf den Weg zur Erfassung der posthumer Wirkung von solch ‚großen‘ Persönlichkeiten gelegt. Ausgehend von der Identifizierung der Legende mit Teilaspekten des Lebens verstanden sie aber die posthume Aura einer Persönlichkeit bloß als die Lang-

zeitauswirkung der von dieser Persönlichkeit selbst geschaffenen Legende. Dementsprechend beschränkte sich ihre Zugangsweise zur posthumen Legende weitgehend auf eine nacherzählende Überlieferungsgeschichte. Einen Schritt weiter ging zwar Friedrich Gundolf, ein weiterer Mythograph des George-Kreises, der 1924 in seinem „Caesar. Die Geschichte seines Ruhms“ auf die verschiedenen Kontexte der Rezeption von Cäsars Mythos aufmerksam machte. Diese Perspektive blieb dennoch insofern begrenzt, als Gundolf die Basis des Mythos weiterhin allein vom Protagonisten ausgehen ließ, anstatt die jeweiligen posthumen Kontexte als zahlreiche Arenen der aktiven Weitergestaltung dieses Mythos aufzufassen.

Aus diesen frühen Experimenten zur Annäherung an das Mythische lassen sich im Hinblick auf die Erforschung von Dollfuß' Nachleben folgende Schlüsse ziehen: Eine umfassende Untersuchung des Dollfuß-Mythos kann nur in einer Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte erfolgen, welche die Kontinuitäten und Brüche zwischen Dollfuß' Selbstinszenierung und dem posthumer ‚Making of‘ zum Vorschein bringt. Die Relevanz dieser doppelten Perspektive wird am Beispiel des Schicksals des sakralen Dollfuß-Kultes besonders ersichtlich: Dieser schöpfte nämlich aus Dollfuß' Selbstinszenierung als sendungsbewusster Christ (vgl. etwa Dollfuß 1933) und wurde dann kontextbezogen weiter tradiert bzw. adaptiert. Mittels einer diachronen Diskursanalyse sollen daher die Veränderlichkeit der Geschichtsbilder, die Wandlungsfähigkeit des Mythos und die Wellen im Erinnerungsprozess in Bezug auf Dollfuß aufgezeigt werden. Bereichert werden soll diese Längsschnittanalyse durch einzelne relevante Querschnitte zu entscheidenden Eckdaten, wobei konkurrierende Formen des Erinnerungsdiskurses synchron gegenübergestellt werden.

Ein biographisches Experiment

Im Bereich der Biographieforschung bleiben Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichten theoretische und methodische Raritäten. Dementsprechend zögerte Raulff noch 2002, solche Annäherungsweisen als Biographien zu bezeichnen, weil sie seiner Ansicht nach „das Leben eines Individuums eher in seinen äußeren (oder gar postumen) Spiegelungen und Brechungen, reflexiv und rezeptiv zugleich auffassen“. (Raulff 2002, 64) Diesem Vorbehalt zum Trotz bekräftigte er bald darauf in derselben Studie: „Doch so wenig wie die älteren George'schen Deutungsbücher sind die neueren Essays, die unter Titeln wie *The making of...* oder *The Invention of...* auftreten, als Anti-Biographien anzusprechen.“ (Raulff 2002, 65) Inzwischen hat Raulff die Ebene der theoretischen Reflexion über Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichten wiederholt überschritten, um selber welche zu verfassen: Sein kürzlich erschienenen Werk „Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben“ ist ein gutes Beispiel dafür.

Auch wenn sich dieses Werk einem Intellektuellen und keinem Politiker widmet, enthält es zweifelsohne konstruktive Reflexionsansätze für die weiteren Schritte der Erforschung des Dollfuß-Mythos, wie zum Beispiel Raulffs Unterscheidung zwischen „Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte“ und „Nachleben“ (Raulff 2009, 19): Raulff vergleicht den posthumer Einfluss Georges mit weiteren Zentralfiguren der Lyrik wie Rilke oder Hofmannsthal und schließt daraus, dass nur im Falle Georges ein tatsächliches ‚Nachleben‘ stattgefunden habe, nämlich durch das Weiterbestehen des George-Kreises, dessen Existenzgrundlage in der Durchsetzung von Georges poetischen Ideen und Lebensgesetzen bestand (Raulff 2009, 19). Wendet man dieses Konzept auf Dollfuß' posthumer Einfluss an, so ließe sich im ersten Augenblick vor allem für die Zeit

bis 1938 ein so genanntes Nachleben erkennen, und zwar durch die offizielle Erklärung der so genannten „Dollfußstraße“ zum politischen Programm des Nachfolgeregimes Schuschnigg. Inwieweit die Unterscheidung zwischen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte und Nachleben für die Erforschung der Verwandlung des Dollfuß-Mythos seit 1938 relevant ist, bleibt allerdings erst zu prüfen.

Auch der Biographietheoretiker Bernard Fetz richtete in den letzten Jahren verstärkt den Fokus auf (Personen-)Legenden und deren Erkenntnispotential, so zum Beispiel in Christian Kleins 2009 publizierter „Handbuch Biographie“:

Die Legende besitzt einen ähnlich zweifelhaften Ruf als biographisches Auskunftsmittel wie die Anekdote. Doch auch ihr kann mit Blick auf eine gegenwärtige biographische Praxis Erkenntniswert zugemessen werden, gehören doch zum Leben (zumindest zum Leben ‚bedeutender‘ Personen) auch das Nachleben und damit die Bilder und Legenden, die sich im Umlauf befinden. (Fetz 2009b, 436)

Trotz dieser theoretischen Impulse blieben jedoch Reflexionen über Überlieferungs- und Wirkungsgeschichten sowohl in Kleins „Handbuch Biographie“ als auch in Fetz’ „Biographie – zur Grundlegung ihrer Theorie“ (beide 2009 erschienen) weitgehend im Schatten ‚klassischerer‘ Perspektiven. Es ist zu hoffen, dass der große Anklang von Raulffs „Kreis ohne Meister“ – er erhielt dafür den Preis der Leipziger Buchmesse 2010 – sowie weitere Forschungsprojekte und Ereignisse wie zum Beispiel die bevorstehende Großveranstaltung zum Thema „Einige werden posthum geboren.“ Friedrich Nietzsches Nachwirkungen“ (Naumburg/Saale, Oktober 2010) der Erforschung von Personenmythen zukünftig Aufwind geben werden. Vor diesem Hintergrund besteht eine Herausforderung dieser Dissertation darin, die Relevanz dieser bisher weitgehend auf die intellektuelle Welt angewandte Methode für die Erforschung der posthumer Wirkung politischer Persönlichkeiten hervorzuheben. Vor allem im Falle einer bis heute umstrittenen Figur wie Engelbert Dollfuß besteht meines Erachtens die unmittelbare Notwendigkeit einer neuen, ‚dezentrierten‘ Sicht in Form einer diskursanalytischen Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte, die es ermöglicht, den fortdauernden Dollfuß-Mythos endgültig sachlich-kritisch zu hinterfragen.

Wenngleich sich bereits einzelne Forschende und Verlage wie der junge französische Verlag „Références/facettes“ auf das Feld der Personenlegenden und -mythen wagen, bleibt dieses Feld der Biographieforschung weitgehend experimentell. Aber eben diese Reise ins theoretisch und methodisch Unbekannte macht den besonderen Reiz einer ‚Biographie des Posthumen‘ aus.

III. Theoretische und methodische Grundlagen

Theoretischer Ausgangspunkt: Biographie, Mythos und kulturelles Gedächtnis

Ein erster theoretischer Ausgangspunkt dieser ‚Biographie des Posthumen‘ ist die seit der Antike existierende Verbindung zwischen Biographie und Totenkult, der laut Jan Assmann einen zentralen Stützpunkt sowohl des kommunikativen Kurzzeitgedächtnisses als auch des kulturellen Langzeitgedächtnisses bildet. (Assmann 2005, 61) Die Verbindung von Biographie und kulturellem Gedächtnis zeigt sich auch – und das ist

im Falle Dollfuß' von zentraler Bedeutung – durch das Naheverhältnis beider Gedächtniskonstrukte zum Mythos: Wie sich im kulturellen Gedächtnis faktische Geschichte in Mythos transformiert, sind nämlich auch Biographien „sowohl auf dem Gebiet der faktischen Erinnerung als auch auf dem der mythologisierten Ausprägung anzusiedeln.“ (Klein 2002, 83)

Ausgehend von diesen Zusammenhängen können, dem Biographietheoretiker Christian Klein zufolge, Biographien im Hinblick auf Arbeiten zum kulturellen Gedächtnis zweierlei Erkenntnisse bieten: Einerseits können Bio- und Hagiographien als eine zentrale dokumentarische Quelle zum Totenkult betrachtet werden, aus der kontextspezifische Gedächtnisstrukturen herausgelesen werden können. Andererseits kann der biographische Blick auch einen aktiven Beitrag zur Gedächtnis- und Identitätsforschung leisten, indem er kulturelle und politische Erinnerungsstränge und Identitätskonzepte herausarbeitet und auswertet (Klein 2002, 83 f.). In unserem Fall geht es darum, die Aussagekraft des Dollfuß-Mythos im Hinblick auf die politisch gespaltene Identitätskonstruktion Österreichs auszuwerten.

Methode (1): Die Dollfuß-Biographien als Quelle

Der methodologische Ansatz dieser Dissertation setzt mit der diskursanalytischen Untersuchung der frühen Dollfuß-Biographik an. Grund dafür ist die offensichtliche gegenseitige Beeinflussung zwischen dem bio- bzw. hagiographischen Boom unmittelbar nach Dollfuß' Tod und dem ursprünglichen Staatskult unter Schuschnigg. Aus dieser frühen Hagiographik wurde eine Reihe von wiederkehrenden Topoi herausdestilliert, die zusammengefasst eine Art Wertekanon ergeben: Die hier kategorisierten Werte, die Dollfuß zugeschrieben wurden, reichen von Gutmütigkeit und Menschlichkeit bis hin zu Heiligkeit durch Kompromissbereitschaft, Opferbereitschaft, väterliche Autorität, Pflichtbewusstsein und letztendlich Sendungsbewusstsein. Dieser Wertekanon bzw. der Begriff des Kanons interessiert uns aus der Perspektive des kulturellen Gedächtnisses und insbesondere in Zusammenhang mit dem Prozess der Mythenbildung und Mythen transformation. Kanon, kulturelles Gedächtnis und Mythos haben nämlich gemeinsam, dass sie nicht ein für alle Mal feststehen, sondern immer kontextbezogen sind und daher wandelbar und anpassungsfähig bleiben. Die kontextbezogene Plastizität des Wertekansons lässt sich an der Entwicklung der Dollfuß-Biographik gut beobachten: Dabei zeigt sich beispielsweise, dass manche Topoi des ursprünglichen Staatskultes bis heute aufrechterhalten blieben, so zum Beispiel Dollfuß' Opferbereitschaft gegenüber dem Vaterland (vgl. etwa Dollfuß 1994, 140; Walterskirchen 2004, 288 f.), während andere bald gänzlich wegfielen, wie der Topos des christlichen Messias (vgl. etwa Hildebrand 1934). Letztendlich wurden weitere Elemente des Kanons umgewandelt: Anstelle des wahren deutschen Mannes und der Versöhnungsbereitschaft mit dem Deutschen Bruder (vgl. etwa Messner 1935, 66) wurde nach dem Zweiten Weltkrieg der Akzent auf Dollfuß' vergeblichen Widerstandskampf gegen die Nationalsozialisten gelegt (vgl. etwa Walterskirchen 2004, 258).

Die Untersuchung der Dollfuß-Biographik lässt den Dollfuß-Mythos gleichsam als ein Palimpsest erscheinen, denn je nach politischen, sozialen, kulturellen und generationellen Kontextänderungen konnte er neu geschrieben werden, um das jeweilige Publikum weiterhin anzusprechen. Demnach konnten sich Dollfuß-Anhänger und Anhängerinnen bis heute ohne Probleme auf Biographien stützen, um ihrem partei-

ischen bzw. parteipolitischen Kult eine jeweils aktuelle Legitimationsbasis zu geben. In Anlehnung an Jürgen Oelkers' kritische Überlegungen zu einer sogenannten „unschuldigen Gattung“ (Oelkers 1974, 299 und 309), gemeint ist hier die Biographie, wird in dieser Analyse der Dollfuß-Biographik der Akzent dezidiert auf die rhetorische, ideologische und politische Wirkungsmacht des biographischen Genres gesetzt. Um der Gefahr der Mythologisierung während des eigenen Forschungsprozesses vorzubeugen, soll mittels der diskursanalytischen Methode nicht nur der Dollfuß-Mythos in seinen verschiedenen Erscheinungsformen dekonstruiert, sondern auch die eigene Position als Biographin bewusst mit reflektiert werden (vgl. dazu etwa Landwehr 2008, 171).

Methode (2): Dollfuß als Objekt der Geschichtspolitik – oder von seinem Platz im institutionalisierten Erinnerungsdiskurs

Diese ‚Biographie des Posthumen‘ beschränkt sich allerdings keineswegs auf die Analyse der verschiedenen Dollfuß-Biographien, also auf eine Art Dollfuß-Bibliographie. Parallel dazu wird auch die kontextspezifische Adaptierung von anderen Ausdrucksformen des Dollfuß-Mythos analysiert – unter anderem von Gedenkreden sowie Gedenkstätten – und im Hinblick auf ihre (partei-)politische Deutung und Nutzung hinterfragt. Zentral für diese zweite Ebene der demnach nicht nur textbezogenen Diskursanalyse ist die Kombination von Reflexionsansätzen aus den theoretischen Bereichen des kulturellen Gedächtnisses und der Geschichtspolitik. Ausschlaggebend für diese Vorgangsweise war die Berücksichtigung eines Hauptmerkmals des kulturellen Gedächtnisses, nämlich seiner Institutionalisierung (Assmann 2005, 24), an der eine Vielfalt von politischen und kulturellen Akteuren und Akteurinnen mitwirkt.

„Die Legende verfügt über keinen einzelnen Autor, an ihr stricken viele mit,“ betont der Biographietheoretiker Bernard Fetz (Fetz 2009a, 130). Wer diese Autoren und Autorinnen bzw. Mitgestaltenden im Falle des Dollfuß-Mythos gewesen sind, soll mittels einer akteurspezifischen Herangehensweise aufgeschlüsselt werden (zum Akteurspektrum der Geschichtspolitik, vgl. etwa Sandner 2001, 11). Auf dieser Basis sollen auch durch einen genealogischen Ansatz die Wellen im kulturellen Gedächtnis um Dollfuß ab dem anfänglichen Staatskult und bis zur Gegenwart im Hinblick auf die jeweiligen Machtkonstellationen hinterfragt werden. Dafür wird zu jeder Periode die Aufmerksamkeit auf jenes Ensemble von politischen, administrativen und ökonomischen Entscheidungsprozessen gelenkt, das die offiziellen Gedächtnisstrukturen und die kulturellen Erinnerungsleistungen im Zusammenhang mit der Figur Dollfuß mitbestimmt hat. Anhand dieser verschiedenen Gedächtnisstützen soll nachgezeichnet werden, wie in den jeweiligen Erinnerungsdiskursen geschichtspolitische Kämpfe um Deutung und Hegemonie feststellbar werden.

Diese stringente Einbettung des Mythos in die jeweilige politische Kultur ist insofern entscheidend, als, wie die Politikwissenschaftlerin Karin Liebhart betont, „die Kultur als ein organisatorischer Bezugsrahmen und Ordnungsmechanismus der Wahrnehmungen und Erfahrungen [...] die Folie dar[stellt], auf der politische Mythen überhaupt erst gelesen werden können“. (Liebhart 1998, 225) Erst über diese kontextbedingte Lektüre hinaus kann der Mythos in einer weiteren Phase selbst neue Erkenntnisse über die politischen und kulturellen Rahmenbedingungen seiner Entstehung liefern: „Mythos und Geschichte sind unzertrennbar“, führt Didier Fischer in

seiner Biographie „Le mythe Pétain“ aus, denn hinter dem Mythos stecke skizzenhaft auch immer die soziale und politische Realität einer Epoche (Fischer 2002, 280 f.).

So hoch das Aufklärungspotential des Mythos sein mag, wenn man diesen methodisch dekonstruiert, so wirksam kann auch seine rückschrittliche Hartnäckigkeit sein, wenn er unhinterfragt weitergetragen wird.

IV. Der Mythos als Herausforderung für Biographik und Geschichtswissenschaft

Auch wenn sie weiterhin unübersehbare Lücken aufweist, hat die wissenschaftliche Erfassung der Dollfuß-Schuschnigg-Ära seit den 1970er Jahren erhebliche Fortschritte verzeichnet und zu einem weitgehenden geschichtspolitischen Konsens über den diktatorischen Charakter des Regimes geführt (vgl. etwa Rathkolb 2008b). Was jedoch das Leben und Wirken Engelbert Dollfuß' betrifft, stoßen sachliche Untersuchungen weiterhin auf unkritische Interpretationen und Gemeinplätze, die eine endgültige wissenschaftliche und gesellschaftliche Emanzipation vom Dollfuß-Mythos verhindern. Dies scheint dem Mythographen Ernst Bertram weitgehend Recht zu geben, der 1918 über die „großen zweimalgeborenen Menschen“ bemerkte:

Jedes Fortleben aber und Fortwirken einer Individualität über die Grenzschwelle ihres persönlichen Lebens hinaus ist, mit Jakob Burckhardt, Magie, ist ein religiöser Vorgang und als solcher jeder mechanischen, jeder rationalen Einwirkung entzogen. Das Unwissenschaftliche, das Unphilologische in jedem Sinne, bleibt das äußerlich bezeichnendste Merkmal dieses Vorgangs. (Bertram 1985, 11)

Einen ähnlichen Schluss zog Ulrich Raulff aus seiner Untersuchung von Georges Nachleben: „Es ist, um Adorno zu paraphrasieren, als habe der Mythos, den der Dichter rief, einen Bann um ihn geworfen, gegen den historische Vernunft keinen leichten Stand hat.“ (Raulff 2009, 528)

Dass diese Eigenschaft auch auf politische Mythen zutrifft, bewies der Mythenexperte Ernst Cassirer bereits 1947 in der Studie „Der Mythos als politische Waffe.“ In diesem für die Untersuchung der posthumer Wirkung Dollfuß' entscheidenden Beitrag geht Cassirer unter anderem der Frage nach, wie die magische bzw. religiöse Kraft des Mythos im Kontext politischer Krisensituationen von Herrschenden nutzbar gemacht werden kann. (Cassirer 1947, 30ff.) Erste Teilantworten in Bezug auf Dollfuß gab am 11. Februar 1938 Louis Gillet, französischer Historiker, Kunsthistoriker und Mitglied der renommierten Gelehrtengeellschaft *Académie Française*, als er von der „Geburt eines Kultes, der Genese einer Seligsprechung“ sprach, und Dollfuß' posthume Unverletzbarkeit kommentierte:

„Il était devenu une idée. [...] Il n'était plus qu'un thème de songes, un souverain des âmes, une de ces figures de Légende dorée qui n'ont plus à craindre

*du temps et de leurs propres faiblesses et des surprises de la vie.*¹ (Gillet 1938, 2)

So zutreffend diese Analyse des entstehenden Kultes Anfang 1938 noch war, so aktuell ist sie in verschiedener Hinsicht bis heute geblieben. Die Grausamkeit von Dollfuß' Tod ermöglichte bis heute seinen Anhängern und Anhängerinnen, die Realität seiner Politik und Ideologie weitgehend in den Schatten zu drängen. Die mediale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse in Bezug auf den antidemokratischen, faschistoiden Charakter von Dollfuß' politischer Ideologie und Praxis genügte nicht, um die Wirkungsmacht des verehrenden bzw. heute vor allem ‚verständnisvollen‘ Dollfuß-Mythos zu vereiteln. Dem liegt zu Grunde, dass die Legende immer Elemente des Biographischen enthält, die die Quellenkritik transzendieren. Dies erkannte bereits Bertram 1918, als er auf die Fähigkeit großer Persönlichkeiten, ihre Legende von den belegbaren Umständen ihres Lebens loszulösen, hinwies (Bertram 1985, 14).

Dass sich der Mythos um kartesianische Regeln wenig schert, beweist das Paradigma von Dollfuß als erstem Opfer des Nationalsozialismus. Diese Deutung des 25. Juli wurde bereits 1934 propagiert, sie gehört aber zu den Lektüren der Geschichte, die vor allem infolge des Zweiten Weltkrieges einen besonders fruchtbaren Boden für die Festigung des Dollfuß-Mythos darstellten und trotz wissenschaftlicher Erkenntnisse bis heute aufrechterhalten blieben. So sprachen sowohl Gordon Brook-Shepherd in seiner Dollfuß-Biographie 1961 als auch Eva Dollfuß in ihrer Biographie „Mein Vater, Hitlers erstes Opfer“ von Dollfuß als Hitlers erstem Opfer, was sie nicht daran hinderte, im selben Werk über die österreichischen Todesopfer von NS-Terrorakten aus dem Jahr 1933 zu berichten (vgl. Brook-Shepherd 1961, 10 und 237; Dollfuß 1994, 163 und 187). In diesem Phänomen widerspiegelt sich eine der Erkenntnisse des französischen Historikers Pierre Laborie, der im Rahmen seiner Analyse der Öffentlichkeit im Vichy Regime bemerkte: „Manche Worte leben von ihrer missverstandenen Benutzung. Es gibt eine Distanz, und welche!, zwischen den Wahrheiten der Geschichte und dem Verstand, zwischen der Idee und ihrer naiven und manipulierenden Nutzung.“ (Laborie 2001, 85 f., zit. nach Fischer 2002, 217)

Wir haben es hier mit einem für den aktuellen Stand des Dollfuß-Mythos typischen Fall von zwei parallel laufenden Deutungssträngen zu tun: auf der einen Seite einer sachlich belegbaren Darstellung, auf der anderen Seite der kehrreimartigen Weitertradierung einer aus wissenschaftlicher Sicht längst überholten Erzählung. Logik versus Inkohärenz, könnte man vorschnell daraus folgern. Tatsächlich besitzt aber jeder dieser Deutungsstränge eine geschlossene Kohärenz und eine innere Logik: hier eine rationale weil sachlich belegbare, dort eine mythische. So konnten sie Seite an Seite in den Mythos integriert werden, ohne das Publikum zu verwirren und ohne darüber hinaus den Mythos ins Wanken zu bringen.

Schlussbemerkung

Das skurrile Paradox des Mythos ‚Dollfuß, erstes Opfer‘ ist ein Zeichen für die Begrenztheit des wissenschaftlichen Beweisprozesses gegenüber der Wirkungsmacht

1 „Er war zu einer Idee geworden. [...] Er war nur noch das Thema von Träumen, ein Herrscher der Seelen, eine dieser Figuren der Goldenen Legende, die sich nunmehr weder vor dem Zeitverlauf noch vor ihren eigenen Schwächen und vor den Überraschungen des Lebens zu fürchten brauchen.“

von tradierten Erzählungen. Es beweist, wie sehr Gemeinplätze und darüber hinaus Mythen, so säkularisiert sie auch immer sein mögen, weiterhin im Bereich des Glaubens angesiedelt sind und dem Herzen zuneigen, von dem der Philosoph Blaise Pascal sagte, dass es seine Gründe hat, die die Vernunft nicht kennt. Hier liegt, 76 Jahre nach Dollfuß' Tod, an der Grenze zwischen kommunikativem Kurzzeitgedächtnis und kulturellem Langzeitgedächtnis, die größte und schwierigste Herausforderung einer sachlich-kritischen Biographie des posthumen Dollfuß.

LITERATUR

- Assmann, Jan ⁵2005: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (Beck'sche Reihe 1307), München.
- Bertram, Ernst ⁹1985: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Bonn.
- Brook-Shepherd, Gordon 1961: Engelbert Dollfuß, London.
- Cassirer, Ernst 1947: Der Mythos als politische Waffe, in: Die Amerikanische Rundschau 3, 30-41.
- Deleuze, Gilles und Michel Foucault 1972: Les intellectuels et le pouvoir, in: L' Arc 49.
- Dollfuß, Engelbert 1933: Trabrennplatzrede, 11. September 1933, in: Klaus Berchtold 1967 (Hg.): Österreichische Parteiprogramme 1868-1966, Wien, 427-433.
- Dollfuß, Eva 1994: Mein Vater, Hitlers erstes Opfer, Wien.
- Fetz, Bernard 2009a: Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen, in: Ders. (Hg.): Biographie – zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York.
- Fetz, Bernard 2009b: Zur Bedeutung der Quellen. in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart, 433-437.
- Fischer, Didier 2002: Le mythe Pétain, Paris.
- Gillet, Louis 1938: Dollfuss, le Metternich de Lilliput, ressuscité par l'amour d'un peuple, in: Paris-Soir 16.
- Hildebrand, Dietrich von 1934: Engelbert Dollfuß. Ein katholischer Staatsmann, Salzburg.
- Klein, Christian 2002: Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandaufnahme, in: Ders. (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart, 1-23.
- Klein, Christian 2002: Lebensbeschreibung als Lebenserschreibung? Vom Nutzen biographischer Ansätze aus der Soziologie für die Literaturwissenschaften, in: Ders. (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart, 69-85.
- Landwehr, Achim 2008: Historische Diskursanalyse, Frankfurt/Main.
- Liebhart, Karin 1998: Zur Funktion von Mythen für politische Inszenierungen, Dissertation, Wien.
- Messner, Johannes 1935: Dollfuß, Innsbruck.
- Oelkers, Jürgen 1974: Biographik - Überlegungen zu einer unschuldigen Gattung, in: Neue Politische Literatur 19, 296-309.
- Rathkolb, Oliver 2008a: Dollfuß für 40 Prozent „unbekannt“, in: ORF On Science, 29.02.2008, URL:<http://sciencev1.orf.at/science/news/150949><http://sciencev1.orf.at/science/news/150949> (5.09.2010)
- Rathkolb, Oliver 2008b: 1933 – ein noch geteilter Erinnerungsort, in: ORF On Science, 29.02.2008, URL:<http://science.orf.at/science/news/150949><http://science.orf.at/science/news/150949> (5.09.2010)
- Raulff, Ulrich 2002: Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft, in: Christian Klein (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart, 55-68.
- Raulff, Ulrich 2009: Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München.

- Sandner, Günther 2001: Hegemonie und Erinnerung: Zur Konzeption von Geschichts- und Vergangenheitspolitik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 30, 5-18.
- Schärf, Adolf 1955: Österreichs Erneuerung. 1945 – 1955 ; das erste Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien.
- Siebeck, Cornelia 2010: Gedächtnis, Macht, Repräsentation. Zur (Un-)Möglichkeit ‚demokratischer‘ NS-Gedenkstätten, Vortrag anlässlich der Veranstaltung „Perspektiven der Konzentrationslagerforschung: Ort, Ereignis und Gedächtnis. 16. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager“, Internationale Jugendbegegnungsstätte Oswiecim, 21.-25.5.2010
- Walterskirchen, Gudula 2004: Engelbert Dollfuß. Arbeitermörder oder Heldenkanzler, Wien.

Berthold Viertel und die Möglichkeiten einer biographischen Analyse österreichischer und deutscher kultureller Identität

Katharina Prager

I. Wie rekonstruiert man aus „bare bones“ das „Gesicht einer Epoche“?

„Ich kannte dieses Gesicht. Es war das Gesicht einer politischen Situation, einer ganzen Epoche. Es war das Gesicht Mitteleuropas.“ (Isherwood, 1998, 22) Mit diesen Worten beschrieb der englische Schriftsteller Christopher Isherwood in seinem Schlüsselroman „Prater Veilchen“ seinen Eindruck, als er dem jüdischen Intellektuellen und Kulturschaffenden Berthold Viertel, der in dem Roman als die Hauptfigur Dr. Friedrich Bergmann porträtiert wurde, 1933 in London erstmals gegenüberstand.

Der Dichter, Essayist, Theater- und Filmregisseur, Dramaturg und Drehbuchautor Berthold Viertel (1885-1953) gehört heute – vor allem im Vergleich mit den beiden anderen im biographischen Zusammenhang hier behandelten Persönlichkeiten Kreis-ky und Dollfuß – zu den weitgehend vergessenen Zentralfiguren europäischer Geistesgeschichte.

Woraufhin kann oder soll man als Biographin nun Viertels biographische Eckdaten¹ und das Material in seinem achtzig Kästen umfassenden Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach untersuchen? Woraufhin diese „bare bones“, wie es Jill Lewis im Zusammenhang mit ihrer Käthe-Leichter-Biographie² bezeichnet hat, befragen, um dieses verschüttete „Gesicht einer ganzen Epoche“ wieder sichtbar werden zu lassen? Bis zu einem gewissen Grad gibt dieser „Knochenbau“ eines biographischen Subjekts bereits Methodik und Werkzeuge vor. Aber durch eine entsprechende analytische Fragestellung wird ein fast ebenso markanter Akzent gesetzt, der die *heute* noch relevanten und interessanten Aspekte an Berthold Viertel und seinem Umfeld in den Vordergrund rückt und die gegebenen Lebensfakten *neu* zu einer hoffentlich

1 In einem knappen Biogramm könnte man diese folgendermaßen anordnen: Berthold Viertel wurde 1885 in Wien als Sohn jüdischer Einwanderer aus Galizien geboren und begann schon in der Schulzeit Gedichte zu schreiben. Bald publizierte er in der „Fackel“ und gehörte später dem engsten Kreis um Karl Kraus an. Er schrieb sich für Philosophie und Geschichte an der Universität Wien ein, wandte sich aber um 1911 dem Theater zu und wurde Dramaturg und Regisseur an der neu gegründeten Wiener Volksbühne. 1914-1918 diente er als Oberstleutnant der Reserve in Serbien und Galizien und lebte anschließend als Regisseur und Autor in Dresden, Berlin und Düsseldorf. 1928 ging er nach Hollywood, wo er bis 1932 mehrere Filme drehte. Die Machtergreifung Hitlers verhinderte eine versuchte Rückkehr nach Deutschland. Viertel arbeitete nun als Film- und Theater-Regisseur im Exil in London und New York (1933/34-1947) und wurde amerikanischer Staatsbürger. 1947 kehrte er über London (BBC) und Zürich nach Wien zurück und erlebte ab 1948 einen letzten Karrierehöhepunkt als Regisseur und Autor am Burgtheater in Wien – mit Gastspielen in Berlin (West- und Ost). Berthold Viertel starb im September 1953 in Wien.

2 Jill Lewis in einem Vortrag an der Universität Wien im Oktober 2009.

lesbaren und spannenden Biographie strukturiert. In dieser Biographie Viertels soll die Frage nach einer „Analyse der österreichischen und deutschen kulturellen Identität“ im Vordergrund stehen und richtungweisend wirken.

Die „Zeitgeschichte“ schrieb seinem Leben „lange die Route vor“ – so meinte Berthold Viertel selbst. Die Wechselwirkung zwischen biographischen und zeithistorischen Brüchen spielt bei Viertel tatsächlich auf eine Weise zusammen, dass man ihn auf der einen Seite als einen biographisch immer wieder „Gescheiterten“ darstellen könnte. Auf der anderen Seite hat sein fragmentarisches Werk aber eben eine analytische Qualität in Bezug auf die ihn umgebenden Kulturen und seine Zeit, die in seinem Umfeld als bemerkenswert hervorsteht – wie auch Zeitgenossen betonten.

Es gelang ihm – so meine These – aus dem Abseits³ der Beobachtung, die Brüche des 20. Jahrhunderts in einer Klarsicht und Schärfe zu reflektieren und Ereignisse gegen den Strich der herrschenden Meinung zu analysieren, so dass seine Äußerungen bis heute den Finger auf „offene Wunden“ der österreichischen und deutschen Identität legen.

Wie lässt sich das aber herausarbeiten und zeigen? Ich will hier im Folgenden eine Art „Werkstatteinblick“ geben und dabei drei sich teilweise überlagernde und ergänzende methodische Herangehensweisen an diese analytische Biographie versatzstückartig vorstellen (Unterkapitel II. bis IV.). Diese Herangehensweisen sollen schließlich anhand von möglichen thematischen Schwerpunkten⁴ im V. Kapitel „Mögliche Umsetzung“ durchgespielt und geprüft werden.

II. Der falsche Schein einer in sich geschlossenen Biographie

Am 8. Dezember 1991 besprach Wendelin Schmidt-Dengler in der Radiosendung „Ex Libris“ den eben erschienenen zweiten Band der durch Konstantin Kaiser und Siglinde Bolbecher herausgegebenen Studienausgabe zu Berthold Viertel. Unter dem Titel „Kindheit eines Cherub“ wurde darin eine größere Auswahl von Viertels autobiographischen Fragmenten erstmals eigenständig publiziert.⁵ Schmidt-Dengler urteilt darin über Viertels autobiographisches Schreiben:

Das Exil und die verwickelte Lebensgeschichte Viertels lassen es nicht zu, den falschen Schein einer in sich geschlossenen Biographie herzustellen. Viertel verklärt nicht und an der Konjunktur, die im Kielwasser der Memoiren einer Alma Mahler-Werfel und Stefan Zweigs die von ihm bekrittelte „österreichische Illusion“ erlebte, hat er keinen Anteil. Der Beobachter Viertel entzaubert – hier bleibt nicht viel mehr übrig vom heiteren Penälertum, vom Leben in der großbürgerlichen Familie, vom Schmelz der süßen Mädels. (Audiokassette o.S., DLA⁶)

3 Dieses Abseits oder „Draußen-Stehen“ ist vor allem wieder im Vergleich zu den in das Zeitgeschehen aktiv involvierten Politikern Kreisky und Dollfuß zu sehen.

4 Vorläufig habe ich für mich sieben solcher Schwerpunkte formuliert, die einen thematischen Kreis um Viertels Rückkehr nach Wien bilden.

5 Erstmals wurden 1956 vereinzelte autobiographische Fragmente herausgebracht (Berthold 1956).

6 Die am Ende mit DLA gekennzeichneten Zitate stammen alle aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, Bestand A: Viertel.

Diesen „falschen Schein einer in sich geschlossenen Biographie“ zu vermeiden, mit anderen Worten nicht in die „Geschlossenheitsfalle“ – wie Frank Möller es auf dem „Workshop: Identität und Lebenswelt – Praxis der historischen Biographieforschung“⁷ genannt hat – zu tappen ist auch für meinen Zugang zu Berthold Viertel wesentlich. In diesem Zusammenhang erscheint mir die wohl am prominentesten in den Biographien Dieter Kühns angewandte Vorgehensweise der Transparenz und klar herausgestellten Subjektivität des Autors/der Autorin als ein erster sinnvoller Zugang. Kühn beschreibt in seinem Aufsatz „Werkreflexion, Stichwort: literarische Biographie“ (Kühn 2002, 179-202), wie er seine Leser an den Recherchen, seinen Überlegungen und dem Prozess der Realisierung teilnehmen lässt. Er erklärt, sein Verfahren sei aufgrund der vielseitigen, komplexen Figur Oswald von Wolkensteins entstanden, dessen adäquate Lebensbeschreibung wohl einen Landeshistoriker, Rechtsexperten, Literatur- und Musikwissenschaftler in Personalunion verlangt hätte. Im Hinblick auf seine Vielseitigkeit kann man Viertel mit Wolkenstein durchaus vergleichen. Expertise in den Bereichen Theater, Film, Lyrik, Philosophie, Politik, Geschichte etc. ist notwendig, um Viertels Werk und Wirken zu verstehen und in einen biographischen Zusammenhang zu bringen. Wolkenstein und Viertel reagierten beide mit ihrer Vielseitigkeit auf die Anforderungen ihrer Zeit. Kühn spricht hier von „reaktiver Vielseitigkeit“ und fragt sich: „Darf man nur einen interdisziplinären Sammelband herausgeben [Anm.: wie bei Viertel geschehen], oder kann der Versuch einer Synthese gewagt werden [...]?“ (Kühn 2002, 180).

Er argumentiert weiter, dass der Versuch durchaus gewagt werden kann. Dabei sollte man aber seine Voraussetzungen als Autor bzw. Autorin erkennbar machen, seine Zugangsweise offen legen, ohne etwas vorzutäuschen, sich als Vermittler in den Text einbeziehen, ohne sich in Szene zu setzen, und Brüche und offene Fragen nicht zwanghaft aufzuklären bzw. zu übertünchen versuchen.

Auch Viertel selbst schrieb in diesem Zusammenhang einmal:

Wer viele Leben lebt, kann nicht alle gründlich leben. Er stückelt Bruchstücke zusammen. Er bewegt sich über disparate Augenblicke hin. Die Kontinuität reißt immer wieder ab. Vergeblich kämpft die Erinnerung gegen das Fragmentarische, das Vor- und Nachläufige eines solchen Lebenslaufes. (Viertel 1990, 13)

Im anschließenden folgenden „Probedurchlauf“ einer möglichen Umsetzung in Themenkomplexen lässt sich diese hier eingangs beschriebene Methode natürlich nur sehr schwer widerspiegeln – vor allem im Vergleich mit den beiden folgenden Herangehensweisen. Es sei daher bereits hier angemerkt, dass versucht werden soll, den „falschen Schein einer geschlossenen Biographie“ bereits im Aufbau zu brechen: Thematische Schwerpunkte wiegen schwerer als die Chronologie, und am Beginn steht eigentlich das Ende – so soll auch der „Phantasmagorie des linearen Lebensverlaufs“ (Klein 2002, 80) entgegen gewirkt werden.

7 Dieser Workshop fand vom 11. bis 12. Dezember 2009 in Bochum statt.

Exkurs zum Begriff „kulturelle Identität“

In engem Zusammenhang mit dieser oben erläuterten Offenheit, Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit steht auch meine Auffassung des Begriffes „kulturelle Identität“. Berthold Viertel, der die Aspekte autobiographischen Schreibens und „Identität“ auch selbst immer wieder reflektiert, schreibt an anderer Stelle:

Das Individuum erinnert sich, um sich zu behaupten, zu verklären; um sich vor sich und der Welt zu entschuldigen und zu bewähren, jedenfalls zu identifizieren. Die Identität des Ichs soll erhalten, sie soll überhaupt erst geschaffen werden; sie muß, wo sie durch Handlungen und Leiden beschädigt wurde, repariert und ergänzt werden; wo sie abreißt, sei sie wieder hergestellt, sie muß durch eine besondere Auslese geklärt und gefertigt, in ihrem Bestande bestimmt und durch Abgrenzungen und Versteifungen gegen das Chaotische, gegen das Abgleiten und Abbröckeln im Vergessen, gesichert werden. Was die erstrebte, oft nur durch Opfer erreichbare Einheitlichkeit des Bildes, das ein Mensch von sich und seinem (sic) haben will, gefährdet, muß ausgeschlossen, ja ausgemerzt werden. Das wenigstens ist die Grundtendenz der durch ein Menschenleben fortgesetzten Handlung, die wir Erinnerung nennen. (Erinnerungen an Karl Kraus [Fassung A], Sign. 227, DLA)

Damit trifft Berthold Viertel sehr präzise das Artifizielle, Gemachte, Konstruierte bereits einer personalen Identität, die jeweils bestimmten Interessen dient. Für den Politologen Thomas Meyer, einer der aktuellen Experten zum Identitätsbegriff, macht die Verwendung des Begriffes „kulturelle Identität“ nur dann Sinn, wenn man sich dessen bewusst ist, dass eine „Einheitlichkeit des Bildes“, wie Viertel es im Bezug auf personale Identität formuliert, ein Missverständnis ist. Meyer erklärt:

Wo der Erforschung von Identitäten [...] nicht an geeigneter Stelle durch Willkür oder Gewalt das politisch passende Ende gesetzt wird, zeigt sie sich stets als das Gebrochene, Offene, Widerspruchsvolle, das Anleihen aus vielen Traditionen und Orientierungen enthält und das Andere immer auch in sich trägt. (Meyer 2004, 27)

In dieser biographischen Analyse Viertels soll unter dem also naturgemäß so wenig präzisen Leitbegriff „Identität“ (vgl. auch Röhrlich 2009) versucht werden, Viertels biographisch motivierte Diskurse über österreichische und deutsche Kultur entlang seines Lebenslaufs nachzuvollziehen. Diese sind zwar einerseits durch ihre Zeit bedingt gebrochen, offen und widerspruchsvoll, entwerfen aber andererseits nach und nach ein spannendes alternatives Bild österreichischer und deutscher kultureller Möglichkeiten nach 1945, dessen Nichtzustandekommen Viertel in seinen letzten fünf Lebensjahren noch ansatzweise miterlebt und reflektiert hat. Dabei war sich Viertel seiner persönlichen Identitätsproblematik durchaus bewusst. Er schrieb 1944:

Schau mal, ich bin Österreicher, dazu Jude; als Schriftsteller und Theatermensch Angehöriger der deutschen Kultur, kein Wunder, daß ich meine besten Arbeitsjahre in Dresden und Berlin verbrachte, dann wanderte ich nach Amerika aus, das war bereits meine zweite Emigration, die erste war die nach

Deutschland. Als Hitler Österreich seinem Zwangsstaat einverleibte, befand ich mich in London und tauschte meinen österreichischen Pass gegen ein weißes Papier um, das mich staatenlos und zum Weltbürger machte.(o. T. [1944], o. S., DLA)

III. Scheitern und Biographie

Eine zweite Herangehensweise an Viertels Biographie ergibt sich einerseits (wie schon erwähnt) aus dem Umstand, dass Viertel im Vergleich zu den beiden anderen in diesem Zusammenhang besprochenen biographischen Subjekten Kreisky und Dollfuß eine weitgehend unbekanntere Persönlichkeit geblieben ist, andererseits, weil Berthold Viertel selbst immer wieder „Scheitern“ thematisiert hat.

Es handelt sich dabei um „Scheitern und Biographie“. Der gleichnamige Sammelband von Stefan Zahlmann und Sylka Scholz (Zahlmann/Scholz 2005) hat mich hier zu einigen Überlegungen, Fragen und neuen Sichtweisen auf Viertels Leben inspiriert, wobei es nicht darum geht, Viertel als gescheiterte Existenz darzustellen! Etwa: Entspricht Viertel in seinen Äußerungen den herrschenden Konventionen männlicher Selbstbeschreibung? Wie sieht eine „männliche Normalbiographie“ seiner Zeit aus? Sind unvollendete Werke (Fragmente), kein kontinuierlicher Karriereverlauf, keine klassische berufliche Erfolgsbiographie, das Fehlen eines „(Eigen-)Heims“, weite finanzielle Durststrecken, etc. Indizien für „Scheitern“? Was bedeutet Scheitern im Ausland, im Exil? Können Generationen scheitern? Wer definiert und beurteilt Scheitern (Diskrepanz von Selbst- und Fremdbildern)? Wie wird über Scheitern gesprochen? Was ist eine siegreiche Niederlage? Kann Scheiterfähigkeit als „progressive Ausrichtung des Identitätskonzepts“ verstanden werden, gerichtet auf „Gewährleistung weiterer Handlungsfähigkeit selbst in Zeiten einer Krise“ (Zahlmann 2005, 9)?

An mehreren Punkten in Viertels Leben wird und wurde immer – beispielsweise in der Sekundärliteratur – von Scheitern gesprochen, so etwa im Kontext der Auflösung von Viertels Theaterensemble-Experiment „Die Truppe“, seiner Flucht aus Hollywood, seinem Versuch, am Broadway Fuß zu fassen, und auch im Zusammenhang mit dem Fragmentarischen seines Werkes. Diese Knotenpunkte sind also zu überprüfen – denn „fest steht [...], dass jedes Sprechen über eigenes Scheitern oder das anderer Personen, auch ein Sprechen über spezifische Verhältnisse von Individuum und Gesellschaft ist.“ (Zahlmann 2005, 9)

Ein berühmtes Zitat von Viertel, der auch oft mit der Metapher des „Schiffsbruchs“ arbeitete, lautet etwa:

Meine Arbeit hatte bereits im Treibsand zerbröckelnder Verhältnisse begonnen. Sie blieb provisorisch, und auf Abruf getan. Kein größeres Werk gelang mir. Keine geschlossene Abfolge meines Wirkens, auch nicht einmal der bleibende Ansatz einer Tradition, welche die mehr als sieben mageren Jahre überwintern konnte. [...] Nirgendwo war ich daheim, mich einzureihen vermochte ich nicht, obwohl ich am Lagerfeuer der Zukunft eine Stimme im Rate der vorwärts Gerichteten innehatte. Freund der Tapferen und der Geschlagenen, Lehrer ohne Schule, habe ich manche auf den Weg gebracht, den ich selbst nur gegen überwältigende Hindernisse strauchelnd und in die Irre gehen sollte. (Viertel 1990, 211)

Im Hinblick auf meine Leitfragestellung bedeutet dies, dass es auch „kein größeres Werk“ gibt, welches den Blick auf Viertel „verstellt“ und sich in den Mittelpunkt drängt. Ein Umgang mit diesem großteils fragmentarischen, teilweise „erfolglosen“, streckenweise aber auch sehr erfolgreichen Schaffen Viertels soll eben durch die oben beschriebenen Ansätze gefunden werden. Hierbei ist noch anzumerken: Eine komplette und durchgängige Einbeziehung seines sehr umfangreichen und sehr verschiedenartigen Werkes als Autor, Theater- und Filmschaffender in diese analytische Biographie ist für mich natürlich nur bedingt möglich und auch nicht erstrebenswert. Viertels autobiographische bzw. Roman-Fragmente und politische Essays werden im Vordergrund stehen. Insgesamt werden sich alle Texte der Leitfragestellung zu kultureller deutscher und österreichischer Identität unterordnen. Auch in diesem Zusammenhang möchte ich ausklingend nochmals Viertel selbst zu Wort kommen lassen, der an anderer Stelle über sich schrieb:

Der ewige Anfänger und Aufhörer, der unvermeidliche Stümper. Dem seine Werke nach immer neuem Anfang sich immer wieder auflösen – wie das Gespinnst der Penelope, die es absichtlich tut, weil der rechte Freier fehlt. Mein ganzes Leben ist solch eine vergebliche Webearbeit. Der rechte Freier hat gefehlt? Der Beruf? Die Berufung? Die Epoche? Ort und Zeit? Zweifellos gibt es eine sozial und historisch bedingte – oder verstärkte – Schizophrenie. (Viertel 1990, 13)

IV. Die Grundlagen österreichischer und deutscher kultureller Identität – Klischees und (kulturelle) Erinnerungsmuster in Berthold Viertels (autobiographischen) Romanen

In Zusammenhang mit einem dritten biographischen Zugang zitiere ich nochmals Schmidt-Dengler, der Anfang der 1980er Jahre meinte, es sei „nicht länger die Aufgabe der österreichischen Autoren [...], eine große Vergangenheit zu administrieren oder aggressiv eine österreichische Identität zu bestätigen“. Ihre Aufgabe sei es im Gegenteil, „alle ihre Energie auf die kritische Überprüfung der Grundlagen dieser Identität zu richten“ (Wendelin Schmidt-Dengler zitiert in Heiß 1998, 247).

Berthold Viertel interessierten in seinem autobiographischen Schreiben und Romanen hauptsächlich diese Grundlagen, die er „Österreichische Illusionen“ genannt hat. Zugunsten des Herausarbeitens dieser grundlegenden Erinnerungsmuster aus dem k.u.k.-Wien – der „Analyse“ seiner Umgebung ohne beschönigenden, nostalgischen Blick – tritt das autobiographische Subjekt, der Judenknabe Berthold Viertel – meist in der dritten Person beschrieben, oft unter anderem Namen – stark in den Hintergrund oder löst sich in Exkursen auf. Konstantin Kaiser und Siglinde Bolbecher, die Herausgeber einer Viertelschen Studienausgabe, schreiben über die autobiographischen Versatzstücke Viertels: „Die Absicht, das eigene Werden zugleich mit den Bedingungen dieses Werdens darzustellen, scheint die autobiographische Form zu sprengen.“ (Viertel 1990, 360) Ähnlich fiel auch Alfred Polgars Reaktion aus, als Viertel ihm in den frühen 1950ern Entwurf und erste Kapitel der geplanten Autobiographie zeigte: „Deine psychologische Bohr-Arbeit führt Dich so tief unter die Erde, daß Du schwer an die Oberfläche zurück findest. [...] ich wünschte, Du solltest der

großartige Maulwurf bleiben, der Du bist, aber Dir ein paar Flügelchen dazu anschaffen.“ (Brief Alfred Polgars an Berthold Viertel, undatiert, 69.2663/45, DLA)

Interessant ist dabei auch, dass Viertel im Lauf seines Lebens immer wieder eine Kindheitsautobiographie zu schreiben begann und nie zum Erwachsenenalter vorstieß. Mitzudenken ist dabei natürlich, dass für ein Kind diese kulturellen Muster und Prägungen noch nicht zur Gewohnheit geworden sind und in den Fragmenten immer wieder aus frischer Perspektive betrachtet werden können. Ebenfalls mitzudenken ist auch immer Entstehungszeit und -kontext des jeweiligen Fragments.

Ähnlich wie in den autobiographischen Fragmenten für Österreich versuchte Berthold Viertel in seinem unveröffentlichten Romanbruchstück „Amalia oder die Hölle der Keuschheit“ auch für Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg die prägenden kulturellen Grundmuster herauszufiltern, die das Land in den Faschismus führten. Anhand des Lebens der „drallen, feigen“ Amalia – Tochter des „aufrechten deutschen“, bismarckianischen Rechnungsrats Kunze und Witwe des Fabrikdirektors Robert Taubenzeller⁸ – werden da etwa autoritäre, patriarchalische Erziehungsstrukturen und unterdrückte Sexualität klischeehaft als Grundlagen aufgezeigt – ähnlich wie in Hanekes derzeitigem Erfolgsfilm „Das weiße Band – Eine deutsche Kindergeschichte“ (Ö/D/F/I 2009).

Gernot Heiß hat in seinem Aufsatz „Erich von Stroheims Wien“ (Heiß 1986, 247–284) gezeigt, wie der (übrigens im selben Jahr wie Viertel) in Wien geborene Stroheim in seinen Hollywood-Filmen durch sorgfältig ausgestaltete Österreich-Klischees – gegen das Harmoniebedürfnis des Publikums gekehrt – Erklärungsmuster für historische Konstellationen, Ereignisse und Ereignisketten anbietet, um so Geschichte als eine Interpretation, eine Deutung von Zusammenhängen zu schaffen. Auch Berthold Viertel bietet in den erwähnten Texten solche Interpretationsmuster. Teilweise in Klischeebildern, doch hinter „scheinbar idyllischen Resultaten“ findet man „Spuren wiederholter Destruktionen“, spürt man die „zerreissenden Kräfte“ (Bolbecher/Kaiser in: Viertel 1990, 364).

Solche Erklärungs- oder (kulturellen) Erinnerungsmuster möchte ich aus Viertels Texten insbesondere im Kontext der deutschen und österreichischen kulturellen Identität herauslösen und diese, zumindest am Rande, auch in Bezug zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung setzen. Das Verhältnis von Gedächtnis und Autobiographie ist bereits gut erforscht. Es wurden „komplexe interdisziplinäre Konzepte zur Beschreibung der kulturellen Dimension autobiographischen Erinnerens entworfen“ und „soziokulturell geprägte Erinnerungsprozesse untersucht“ (Klein 2009, 80; vgl. auch Straub 1989 und 1998).

In seinem jüngst erschienenen „Handbuch Biographie“ beklagt Christian Klein jedoch nach wie vor (wie schon in den „Grundlagen der Biographik“, 2002), dass sich die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung bis heute (trotz der herausragenden Bedeutung gerade von Biographien für das kulturelle Gedächtnis) mit Biographik nicht systematisch beschäftigt habe und erklärt:

Biographien hätten im Hinblick auf Arbeiten zum kulturellen Gedächtnis eine zweifache Relevanz: Einerseits könnten sie als Quellenmaterial dienen, anhand

8 „Ein Mann von Statur, von Stimme, blauäugig, wohlverteilt, ein Judenschreck“, heißt es da etwa. (vgl. Amalia oder die Hölle der Keuschheit, o. S., DLA).

dessen man Erinnerungsformen und Gedächtnisstrukturen exemplifizieren kann. Andererseits aber könnte im Rahmen des biographischen Arbeitens aktiv an der analytischen Rekonstruktion und Auswertung bestimmter kultureller Erinnerungsmuster mitgewirkt werden [...]. (Klein 2002, 80)

Lucile Dreidemy zeigt in ihrem Beitrag, wie sie dieses Forschungsdesiderat aufgreift und ein spannendes Zusammenspiel von Biographik und kulturellem Gedächtnis in einer „posthumen Biographie“ von Engelbert Dollfuß entwirft. In meiner Berthold Viertel-Biographie hingegen wird eine solche Reflexion zum kulturellen Gedächtnis nicht als vorherrschende, kohärente Methode, aber eben als eine Herangehensweise eingehen, und es wird so zumindest ansatzweise „an der analytischen Rekonstruktion und Auswertung bestimmter kultureller Erinnerungsmuster“ mitgewirkt.

V. Mögliche Umsetzung

Zuletzt noch ein Blick auf die vorläufig gesetzten Schwerpunkte und geplanten Themenkomplexe dieser Berthold Viertel-Biographie, in denen sich also die vorgestellten Herangehensweisen spiegeln sollen. Berthold Viertels eigene Worte eröffnen und beleuchten dabei jeweils wie ein Schlaglicht den jeweiligen Themenkomplex, dessen Fragestellungen dann skizzenhaft ausgeführt werden.

1. Die Rückkehr Viertels nach Europa als Brenn- / Ausgangspunkt

Wien: eine noch immer betörend schöne, heimatlich-unheimlich-anheimelnde Stadt, arm, aber sogar die Ruinen schön, schrecklich zuhausig. Etwas im Herzen des Heimkehrers seufzt befriedigt u. befriedet: „wieder da“ wie ein Säugling lallt, der eben Muttermilch gekriegt u. sich an ihr sanft u. schläfrig gesoffen hat. Denkt man aber u. stellt sich vor, man bliebe nun für immer hier, denn wird es eher eng um das [...] Herz und man fragt sich leise: hab ich dazu die Krot gefressen? Ja, aus der Muttermilch wird plötzlich, wie verhext, eine verschluckte Kröte und man muss sich übergeben. (Notizbuch „Wien, Ankunft Dec. 1948“, 10. Dec. 1948, 69.3142/43, DLA)

In einem ersten Themenkomplex um die „Rückkehr“ des 60-jährigen Berthold Viertel aus dem Exil, der sich 1945-1948 schrittweise wieder an seine Geburtsstadt Wien annäherte, werden schon einmal alle wesentlichen Problemstellungen angerissen, die später bis in ihre Wurzeln nachvollzogen werden: Da stehen etwa Viertels finanzielle Notlage und die Huldigungen zu seinem 60. Geburtstag nebeneinander (Stichwort Scheitern!). Da geht es um die Problematik des Wiedersehens mit dem zerstörten Deutschland und dann mit Österreich und ebenso um die u.a. in Exilvereinigungen entwickelten Vorstellungen in Bezug auf die (kulturelle) Nachkriegsentwicklung beider Länder, die mit der Realität konfrontiert werden – bald auch mit der politischen Realität des Kalten Krieges.

2. „Österreichische Illusionen“ in der Stadt der Kindheit

[Skizze über Romanaufbau:] Der in Wien heranwachsende Knabe wird in den Erlebnissen geschildert, die seinen Charakter und seine Weltanschauung bilden. Die Schilderung ist nicht sentimental, das Soziale und Politische spielt

überall hinein, die Entwicklungslinie wird aufgezeigt, die, über das Individuelle hinaus, erst heute ganz gesehen und verstanden werden kann, die in der heutigen Wiener- und Welt-Situation mündet und dadurch jetzt wieder eine aktuelle erregende Bedeutung hat. Die Darstellung bleibt nirgends im Idyllischen stecken. Haus und Schule, die Erziehung zu den typischen „österreichischen Illusionen“, während die Wirklichkeit bereits die Symptome des Verfalls aufweist. [...] Der Schiffbruch der Monarchie droht: Wohin rettet sich der werdende begabte Mensch mit seinem Lebensdurst und Bildungshunger? [...] Der Horizont weitet sich dem Mittelschüler allmählich zur Fin de Siecle-Perspektive. Er ist vorbereitet, sich zur Opposition in Kunst und Leben zu schlagen, noch bevor er deren Repräsentanten in Peter Altenberg, Karl Kraus, Alfred Polgar, Adolf Loos etc. [kennen lernt]. [...] Bereits dem Siebenjährigen hatte sich ein wahrhaft apokalyptisches Kulturpanorama enthüllt. Mit dem Instinkt der Jugend, der auf Unerbittlichkeit hinzielt, wobei der Radikalismus aber noch immer auf dem schwankenden Fundament von Illusionen beruht, sieht er die bürgerliche Klasse und ihre Kultur als erledigt und geliefert, als dem Untergang geweiht an. Er schwingt sich zu einem utopischen Sozialismus auf, aber, von heute aus gesehen, überwiegt in seiner Anschauung, die sich früh dichterisch äussert, das anarchistische und nihilistische Element. (Die Stadt der Kindheit, o. S., DLA)

Hier geht es darum, aus den angesprochenen autobiographischen Fragmenten zu Viertels Kindheit und Jugend (zwischen 1885 und 1918 sehr weit gefasst) – wie der oben zitierten Skizze – und auch aus Viertels Kriegstagebuch die *österreichischen* Erinnerungsmuster und Prägungen herauszuarbeiten, aber auch zu erkennen, wo „deutsche Kultur“ bereits hineinspielte. Der Erste Weltkrieg stellte einen ersten lebensgeschichtlichen Bruch dar. Es geht um Fragen wie: Wie stellt Viertel die Dynastie Habsburg, deren Schlüsselposition für die „Österreichischen Illusionen“ er erkennt, als „Familie“ der jüdisch-bürgerlichen Familie des Möbelhändlers Salo Viertel gegenüber? Wie vermitteln österreichische Dienstmädchen dem Knaben Viertel Katholizismus und deutsche Kultur in Form von Balladen? Wie läuft das Spiel „Nationen“ am Schulhof ab, und warum erscheint die humanistische Bildung des Wiener Gymnasiums als geistige Unterdrückung? Welche Gegenwelten zur bürgerlichen Kultur werden im Caféhaus, in der Sozialdemokratie gefunden? Wie stehen Väter/Lehrer und Söhne einander gegenüber? Wieso befasst sich der Philosophiestudent Viertel vorwiegend mit deutscher Philosophie, und wie steht er zu aktuellen österreichischen Strömungen (Wiener Kreis)? Wie kommt Berthold Viertel zur freien Volksbühne? Wie werden erste Karriereentwicklungen unterbrochen? Wie erlebt Viertel Österreicher und Deutsche im Krieg, und wie beurteilt er das kulturelle Deutschland?

3. Der „deutsche Kulturschaffende“

Es bedurfte eines verlorenen Krieges und aller mit ihm verlorenen und auf zahllosen Soldatenfriedhöfen begrabenen Hoffnungen: einer Revolution, die nicht genug gutes Gewissen und keinen und keinen Glauben an ihre eigenen Ziele aufbringen konnte; einer Dynastie, die abging wie ein Bandwurm, zahllose fortpflanzungsfähige Glieder im Darm der Nation zurücklassend; es bedurfte der schlechten Verdauung aller Kriegsgifte, die den ganzen Körper des

Staates zum Eitern brachte; und der vereinigten Furcht aller Feinde, deren Sieg ein noch schlechteres Gewissen hatte als die deutsche Revolution, ja der grossen Entente der Angst, die, in falscher Dialektik, alles tat, um die wirtschaftlichen und moralischen Übel des Gegenspielers, nun da er eine Pause im Spiel machen musste, zu vermehren: alles dessen und noch vieles mehr, bedurfte es, bis endlich Hass und Feindschaft sich nach innen kehrten, und das so spät erwachte deutsche Volk seine schlecht verdrängte, wild geschürte Rache- und Mordlust, seine nicht mehr niederzuhaltende Bestialität gegen Juden, Sozialisten und Pazifisten, gegen die Geiseln des Zeit- und Weltgeistes im eigenen Inneren austobte. Dann freilich konnte ein anderes, noch viel bunteres Spiel beginnen, mit fliegenden Fahnen und so gewaltig wie nie zuvor fortreisenden Marschmusiken, gespielt auf einem bis dahin nicht so richtig ausgenützten Sektor der Drehbühne: dann erst lief die Front der Deutschen mitten durch ihr deutsches Hinterland. – Aber so weit sind wir noch nicht. (Amalia oder die Hölle der Keuschheit, o. S., DLA)

In diesem Schwerpunkt soll Viertels Identität des „deutschen Kulturschaffenden“ unter die Lupe genommen werden wie auch seine Interpretationsangebote für das Deutschland der Zwischenkriegszeit – eine wichtige Quelle ist u.a. das bereits erwähnte und oben zitierte Romanfragment „Amalia oder die Hölle der Keuschheit“.

Als Berthold Viertel 1918 in Deutschland ankam, wurde er in seinem Schaffen als Dramaturg und Regisseur von der Energie der Novemberrevolution gewissermaßen erfasst und trug die Umgestaltung des Königlichen Schauspielhauses in Dresden in ein Staatstheater mit. Er wurde in den nächsten zehn Jahren zu einem der wichtigsten Regisseure des expressionistischen Dramas und gab so der veränderten politischen und sozialen Lage ihren theatralen Ausdruck.

Es geht also um Viertels Auseinandersetzung mit Kultur und Politik in der Weimarer Republik (auch aus dem Rückblick des Exils) und um die Rolle, die Wagner und Nietzsche dabei spielten. Es geht um Viertels Haltung zu Max Reinhardt und seinem Startheater, um das „verunglückte“ Experiment des Ensembletheaters „Die Truppe“ in Zeiten der Inflation sowie auch um Viertels Blick über die Grenze auf die I. Republik in Österreich.

4. „Scheitern“ im „Zaubersumpf“

Der Menschheit ist dort [in den USA] – und damit bald überall – eben die Primitivisierung des technisch organisierten, erleichterten Lebens geboten. Prosperity von Maschinen betrieben. Der Komfort für alle! Luft, Licht, Badezimmer, die Wirtschaft vom Drugstore fertig ins Haus geliefert. Das Auto, das uns der Einsamkeit entführt. Das Leben à la masse, in Typologien der Dinge, Begriffe. Das Radio, welches jede Stille vertagt (bis zum Grab), jede Leere ausfüllt. Das Kino, das uns alles Denken, alle Konzentration erspart. Die Publicity, die alles Geschehene bis zur letzten Banalität auswalkt, auch die Sensation der Banalität angleicht. Eugenik, Kosmetik, jeden Unterschied tilgend. Der rastlose Konsum, das Leben als Massenartikel verschreibend verschleissend. [...] Religion als Entertainment, das Christentum als Job, der Priester ein Manager Gottes. Lasst die Heuchelei, als das happy end um jeden Preis, herrschen – und die Wahrheit nur noch in der Maschine, der Technik, dem po-

sitiven Lebensgeschäft existieren. Macht die Verbrecher romantisch u. zu den letzten Rittern, an denen der Seelenrest abreagiert wird, die Bürgertugend aber für alle gleich und gut verdaulich. Und nicht zuletzt: das Weib, Sweetheart oder Vamp, als Wunsch u. Angsttraum unter dem Leben installiert, als Promise für die der Mann arbeitet: während in Wirklichkeit die Weiber hier die Männer (businessmen) – und die Männer hier die Sklaven sind, aber durch ihre Entmannung arg- und harmlos, naiv und kindlich geworden, während die Kinder Erwachsene sind, auch sie bereits demokratische Bürger, ohne Traum u. Wunsch, mit dem einzigen Streben nach Sport und leiblichen Wettkampf. Seht zu, wie in einer Demokratie ungehindert das Geld herrscht, weil jeder sich berechtigt fühlt, es eines Tages zu erwerben. Setzt das Geld als Idol über alles! Störet euch nicht an der märchenhaften Korruption, weil sie ja doch eben wieder nur die prosperity nährt. Und ihr werdet verstehen, daß dieser Zustand sich über die ganze Welt ausbreiten muß! (Die Primitivisierung Europas nach dem Kriege, o. S., DLA)

In einem vierten Schwerpunkt rückt das „Scheitern“ wieder stärker in den Mittelpunkt, und zwar das „Scheitern“ als Filmregisseur in Hollywood, dem „Zaubersumpf“. Viertel, der sich schon 1922 dem neuen Medium Film zugewandt hatte, folgte nach seinem finanziellen Ruin mit der „Truppe“ 1928 dem Ruf des berühmten Stummfilmregisseurs Friedrich Wilhelm Murnau in die USA, um sich zu sanieren. Die amerikanische Lebensweise, die „Prosperity“ und die amerikanische Demokratie faszinierten Viertel, der in vielen Essays und Tagebucheinträgen dieses Land zu erfassen versuchte und zum kulturellen Europa in Beziehung setzte, woraus sich natürlich auch ein neuer Blick auf Österreich und Deutschland ergab. In der vollkommen kommerzialisierten Filmindustrie des Ausnahmeorts Hollywood konnte sich Berthold Viertel auf Dauer nicht zurechtfinden – und „scheiterte“? Das ist eben die Frage. Während seine Frau Salka begann, sich als erfolgreiche Drehbuchautorin für Greta Garbo zu etablieren – sich also auch die Geschlechterrollen verschoben –, entschloss sich Berthold Viertel, aus diversen Gründen Hollywood den Rücken und zurück nach Europa (inzwischen ein Sehnsuchtsort) zu kehren.

5. Brüche oder die Rückkehr ins Exil

Ich verließ [...] Wien, als die Nachmittagszeitungen eben Hitlers Berufung (Machtergreifung) gebracht hatten. In Wien, das märchenhaft im Schnee lag, war es so friedlich gewesen. [...] Seit drei Wochen arbeite ich von Früh bis Abend an dem Manuskript, das extra bezahlt wird, wenn ich nicht Kontingent frei werde und infolgedessen nicht Regie führen sollte. Es muss, damit ich überhaupt arbeiten darf, ein deutscher und nicht jüdischer Regisseur dabei sein, Herr Wendhausen, für den es seinerseits bitter ist, dass er's nicht allein in die Hände kriegt, der sich aber anständig und sympathisch beträgt. [...] – Natürlich habe ich den Herrn von der „Europa“ klar gemacht, dass ich sowohl ein unbekehrbarer Jude als auch ein geborener und geliebener Österreicher bin – was ich beides nicht als Verbrechen anerkenne – und es ihnen auch noch nach unterschriebenen Vertrag anheim stelle, ob sie sich mit einer solchen Person überhaupt belasten wollen oder nicht. Trotzdem lassen sie nicht von mir – bis jetzt! [...] Die Entscheidung ist da – ich bin nicht kontin-

gentfrei, nicht berechtigt im deutschen Film zu arbeiten. [...] Die deutsche Behörde sagt: da ich die letzten Jahre in Hollywood gearbeitet hätte und nach dem Film wieder dorthin zurückzugehen beabsichtige, besteht keine Notwendigkeit für mich, in Deutschland zu arbeiten. Vorher, nicht in meinem Fall, hatte man der Gesandtschaft vertraulich mitgeteilt, es handle sich ja nicht um die Ausschließung der Österreicher, nur der österreichischen Juden. – Alles, was in diesen 2 Wochen hier geschehen ist und in den nächsten Tagen und Wochen voraussichtlich geschieht, beweist mehr als mir lieb ist, dass zwar keine Notwendigkeit für mich besteht, in Deutschland zu arbeiten, aber die äußerste Deutschland zu verlassen – obwohl und weil ich politisch zu keiner Partei gehöre. Was hier vorgeht und sich von Tag zu Tag steigert, ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen deutschen Staatsbürgern. Jemand, der nur zur deutschen Sprache, zur deutschen Dichtung gehört, hat keine Daseinsberechtigung. [...] Es war notwendig, Bescheid zu wissen, dazu musste das alles mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört werden! (Briefe Berthold Viertels an Salka Viertel, 26.[30?].1.1933 und 15.2.1933, 78.862/8 und /9, DLA)

Hier liegt der Schwerpunkt nun auf den zeithistorischen Bruchstellen 1933/1934/1938, die Viertels „Rückkehr ins Exil“ bedingten. Wie erlebte und reflektierte Viertel die Machtübernahme Hitlers 1933, den österreichischen Bürgerkrieg 1934 und den „Anschluss“ Österreichs 1938 basierend auf seiner bisherigen deutschen und österreichischen Identitätskonstruktion? Hier würden sich erstmals die in den Themenkomplexen 2, 3 und 4 herausgearbeiteten Grundlagen verdichten, ergänzen und widersprechen.

Ein Schlüsseltext vor allem in Bezug auf den Februar 1934 ist dabei auch Christopher Isherwoods eingangs zitierter Roman „Praterveilchen“. Isherwood erlebte Viertels „Londoner Wut- und Schmerz-Ausbrüche“ als sein Regieassistent bei der Gaumont British mit und verarbeitete sie etwa zehn Jahre später in besagtem Roman.

6. Positionierung im österreichischen und deutschen Exil

2.) [...] Auch das unabhängigste Öster. ist ein europäisches Problem. [...]

4.) Es ist deutscher Sprach- und Kulturboden: Man wird nicht umhin können, das Problem: Deutscher zu behandeln. Es muß konstruktiv behandelt werden: also nicht etwa in der Einstellung auf Herr, Rache, Ressentiment. Die Selbstständigkeit öster. Kultur kann wohl behauptet und verfochten werden: aber nur als ein lebendiges Glied der deutschen Kulturfamilie. (Paradox ausgedrückt: der kulturelle Anschluß eines befreiten Deutschland an Öster. muß vorbereitet werden.)

5.) Dazu braucht man zuerst einmal ein demokratisches Öster.: kein kaiserliches u. kein klerikales. Solche Pläne u. Möglichkeiten müssen bekämpfte werden. (o. T., handschriftlicher Entwurf über die Publikation einer neuen Zeitschrift in einem Notizheft mit dem Titel „Lamm des Armen - Januar 1944 (Santa Monica) / Januar 1945 (New York)“, o. S., DLA)

Fast zuletzt sollen Viertels Positionierung im österreichischen und deutschen Exil, d. h. in den Exilvereinigungen, untersucht werden,⁹ und es wird der Frage nachgegangen, wie weit er hier eine Mittlerrolle innerhalb des deutschsprachigen Exils einnahm und einnehmen konnte. Im Gegensatz zu laufend eintreffenden Neuankömmlingen hatte Viertel bereits gute Kenntnis der englischen und amerikanischen Kulturlandschaft, kannte durch Herkunft und beruflichen Werdegang die österreichische und deutsche Szene „und verstand es, die gemeinsamen kulturellen Interessen wahrzunehmen, ohne sich über die Unterschiede einfach hinwegzusetzen“ (Roessler/Kaiser in: Viertel 1989, 405). Vor allem sollen aber Viertels „Kulturphantasien“ in Bezug auf das Nachkriegs-Deutschland / -Österreich herausgearbeitet werden.

7. Rückkehr als Brennpunkt continued – leicht verschobener Fokus

Das B.T. [Burgtheater] wird immer katholischer, der Westen immer westlicher, der Osten immer östlicher. Der Kalte Krieg beginnt inzwischen a bissel zu brennen: die ersten Toten sind schon da (die ersten Schwalben dieses Völkerfrühlings) [...] Die Tatsache, dass ich voriges Jahr ein Stück mit [dem] „Berliner Ensemble“ machte, wird zwar totgeschwiegen in Wien, meine ich, aber an Hinweise[n] auf meine „Gesinnung“, die unverblümt genug sind, fehlt es nicht, und die werden sicher von den Aufpassern hüben und drüben registriert, das ist das Geschäft dieser Leute, wenn es nicht geradezu ihr Amt ist. Die Scheidung der beiden Lager wird natürlich täglich strenger, und am schwersten haben es die Wenigen, zu denen ich gehöre, die ihre Unabhängigkeit wahren wollen. In Wien geht's noch immer verhältnismäßig zahmer und verbindlicher zu, vielleicht auch nur scheinbar. Die heftigeren Vorstöße kommen aus der Provinz. (Brief Berthold Viertels an Salka Viertel, 13. 8. 1950, 78.883/5, DLA)

Damit schließt sich der Kreis, und wir kehren zum Anfang, zur „Rückkehr zurück“ – mit leicht verschobenem Fokus. Es laufen alle aufgespannten Fäden nochmals zusammen, wenn der Remigrant Viertel nach seiner Rückkehr dem österreichischen Kulturmythos „Burgtheater“ wieder begegnete, das gerade dabei war, als „Bollwerk unzerstörbaren Österreichertums“ wieder aufzuerstehen. Trotzdem der „Reichskanzleistil“ nach wie vor das Ensemble durchsetzte, schaffte Berthold Viertel Meisterinszenierungen eines „phantastischen Realismus“ und erlebte einen letzten Karrierehöhepunkt vor seinem Tod. Es lockten aber auch spannende Angebote aus Deutschland, während der „Starregisseur“ in Wien in der spannungsaufgeladenen Atmosphäre des Kalten Krieges immer wieder als „Kryptokommunist“ angegriffen wurde. Viertel blieb bis fast zuletzt zwischen Österreich und Deutschland hin- und hergerissen. Wie richtete sich Viertel schließlich doch in Österreich ein, und wie wurde das dem Remigranten durch Wohnungs- und Einbürgerungsschwierigkeiten erschwert? Wieso lehnte Viertel den Begriff „Heimkehr“ ab? Wie begann parallel der Aufbau eines neuen kulturellen Österreichbildes mit den Ingredienzien Opferrolle, Rückgriff auf

⁹ Viertel war u.a. Mitglied in: Freier Deutscher Kulturbund, German-American Writers Association, Liga des geistigen Österreich, Tribüne (für Freie Deutsche Kunst und Literatur in Amerika) und Aurora (Verlag) und hatte weitere Ideen/Ansätze, z.B. zu österreichischen Zeitschrift mit Polgar, Council for a Democratic Germany etc.

das Barocke und die Monarchie, das Viertels „Kulturphantasien“ eine ganz andere Realität entgegengesetzte und das in den 1950er Jahren auf einen „kritikfeindlichen, geistlosen, repressiven Provinzialismus“ (Heiß 1998, 246), wie Gernot Heiß es bezeichnet, hinauslief beziehungsweise auf das, was Oliver Rathkolb die „kulturpolitische Grabesstille der fünfziger Jahre“ (Rathkolb 2005, 328) nannte.

Berthold Viertel starb im September 1953 und wurde in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof beigesetzt. Trotz der Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre erscheinenden Studienausgabe blieb er in Österreich und Deutschland weitgehend vergessen und seine Biographie bisher ungeschrieben.

LITERATUR

- Heiß, Gernot 1986: Erich von Stroheims Wien, in: Hubert Ch. Ehalt und Gernot Heiss (Hg.): *Glücklich ist, wer vergisst ...? Das andere Wien um 1900*, Wien/Graz, 247-284.
- Heiß, Gernot 1998: Der Konsens und sein Preis: zur Identitätskonstruktion in Österreich nach 1945, in: Gernot Heiß, Alene Mišková, Jiří Pešek und Oliver Rathkolb (Hg.): *An der Bruchlinie / Na rozhraní světů. Österreich und die Tschechoslowakei nach 1945*, Innsbruck/Wien, 233-255.
- Isherwood, Christopher 1998: *Praterveilchen*, Frankfurt am Main.
- Klein, Christian (Hg.) 2002: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart.
- Klein, Christian 2002: Lebensbeschreibung als Lebenserschreibung. Vom Nutzen biographischer Ansätze aus der Soziologie für die Literaturwissenschaften, in: Christian Klein (Hg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, 69-86.
- Klein, Christian (Hg.) 2009: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart.
- Kühn, Dieter 2002: Werkreflexion, Stichwort: literarische Biographie, in: Christian Klein (Hg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, 179-202.
- Meyer, Thomas 2004: *Die Identität Europas*, Frankfurt am Main.
- Rathkolb, Oliver 2005: *Die paradoxe Republik. Österreich 1945-2005*, Wien.
- Röhrlich, Elisabeth 2009: *Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm*, 2009.
- Straub, Jürgen 1989: *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und Methodische Argumentation in systematischer Absicht*, Heidelberg.
- Straub, Jürgen 1998: *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt am Main.
- Viertel, Berthold 1956: *Dichtungen und Dokumente*, ausgewählt und herausgegeben von Ernst Ginsberg, München.
- Viertel, Berthold 1989: *Die Überwindung des Übermenschen. Exilschriften*, Studienausgabe 1, hrsg. von Peter Roessler und Konstantin Kaiser in Zusammenarbeit mit Siglinde Bolbecher, Wien.
- Viertel, Berthold 1990: *Kindheit eines Cherub. Autobiographische Fragmente*, Studienausgabe 2, hrsg. von Siglinde Bolbecher und Konstantin Kaiser, Wien.
- Zahlmann, Stefan und Sylka Scholz (Hg.) 2005: *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*, Gießen.
- Zahlmann, Stefan 2005: *Sprachspiele des Scheiterns. Eine Kultur biographischer Legitimation*, in: Stefan Zahlmann und Sylka Scholz (Hg.): *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*, Gießen, 7-34.

Erzählungen über Terrorismus in Österreich

Die Palmers-Entführung (1977) in den Erinnerungen der Beteiligten

Irene Bandhauer-Schöffmann

Österreich erlebte in den 1970er Jahren einige terroristische Anschläge¹, doch nur bei einem Ereignis mit terroristischem Hintergrund waren nachweislich auch Österreicher und Österreicherinnen beteiligt. Die am 9. November 1977 von Mitgliedern der „Bewegung 2. Juni“ durchgeführte Entführung von Walter Palmers, des Seniorchefs einer bekannten österreichischen Strumpf- und Unterwäschefirma, hat daher einen besonderen Stellenwert in den Erinnerungen an den Linksterrorismus. Denn im Unterschied zu den Ereignissen wie der Geiselnahme der OPEC-Minister in Wien oder dem Anschlag auf das Durchgangslager für jüdische Auswanderer aus der Sowjetunion, die durch ausländische Terroristen erfolgten und deren Ziele als „ausländische“ wahrgenommen wurden, gab es bei der Palmers-Entführung auch heimische (Mit-)Täter und Tatbeteiligte. Die Involvierung von österreichischen Studenten führte infolgedessen zu einer breiten Diskussion über Terrorismus, in der die Interpretationsmuster für den Linksterrorismus aufgegriffen wurden, die in der BRD zu Beginn der 1970er Jahre etabliert worden waren (Balz 2008, Terhoeven 2008), und diese mit nationalen Narrativen verknüpft wurden.

Dieser Text wird kurz die Fakten zur Entführung, die drei involvierten österreichischen Studenten und die spezifisch österreichischen Diskurse zum Linksterrorismus vorstellen und dann der Frage nachgehen, wie die hegemonialen Narrative, die in der österreichischen Öffentlichkeit während der 1970er Jahre von Politikern, Bürokratie und Medien geprägt wurden, die Erinnerungen von damals Involvierten prägten. Als Quellen dienten mir der Dokumentarfilm „Keine Insel“ von Alexander Binder und Michael Gartner aus dem Jahr 2006 und ein ungeschnittenes, nie gesendetes Videointerview mit Reinhard Pitsch aus dem Archiv des ORF aus demselben Jahr. Der Dokumentarfilm über die Palmers-Entführung basiert u.a. auf Interviews mit Thomas Gratt (1956-2006), Othmar Keplinger (1958-2010), Reinhard Pitsch (geb. 1954) und Gabriele Rollnik (geb. 1950), die alle Michael Gartner durchführte. Im Oktober 2006 wurde der Film beim Festival „Viennale“ der Öffentlichkeit vorgestellt und bald danach wegen Rechtsstreitigkeiten zwischen den beiden Filmemachern wieder vom Markt genommen, im September 2010 wurde er vom ORF erstmals ausgestrahlt. Da zwei der damals involvierten Studenten mittlerweile verstorben sind – Thomas Gratt setzte im Jahr 2006 seinem Leben ein Ende, Othmar Keplinger verstarb 2010 an einer Krebserkrankung – und Reinhard Pitsch trotz intensiver Bemühung meinerseits

1 Der Anschlag auf jüdische Auswanderer, die aus der Sowjetunion über Österreich nach Israel reisten, erfolgte im Oktober 1973, der Überfall auf die OPEC-Zentrale in Wien im Dezember 1975. Im Unterschied zur BRD war in Österreich das Thema „innere Sicherheit“ kein wichtiges Thema für die Politik.

nicht zu einem lebensgeschichtlichen Interview bereit war, stellen diese Videointerviews eine Möglichkeit dar, die Facetten der Erinnerungen der damals Beteiligten zu rekonstruieren.

Die Palmers-Entführung

Am 9. Mai 1977 wurde Walter Palmers, der in Österreich allseits bekannte, damals bereits 74-jährige Wäschefabrikant und Inhaber von hunderten Ladengeschäften, von Mitgliedern der „Bewegung 2. Juni“ entführt und vier Tage später unverletzt gegen eine Bezahlung von 30,5 Millionen österreichische Schilling (das wären ca. 6 Millionen Euro) wieder freigelassen. (Bandhauer 2010; Friesenbichler 2008, 153-161; Staudinger/Zellhofer 1998, 82-103)² Das Lösegeld, das die Palmersfamilie unter Umgehung der Polizei gezahlt hatte, finanzierte den Linksterrorismus in den nächsten Jahren und erleichterte als eine Art Eintrittsgeld den Zusammenschluss zwischen der „Bewegung 2. Juni“ und der RAF im Jahr 1980. (Wunschik 2006; Korndörfer 2008) Durchgeführt wurde diese Lösegelderpressung mit terroristischem Hintergrund von Mitgliedern der „Bewegung 2. Juni“, die sich dem Fahndungsdruck in der BRD entziehen wollten und in Österreich, einem Land, das im Unterschied zur Terrorhysterie in der BRD als ruhiges Etappenland galt, planten, ihre leeren Kassen aufzufüllen und sich als Gruppe zu reorganisieren. (Viett 1996) Aufgrund der soliden Finanzen der Familienfirma Palmers, worüber das Buch „Die Reichen und Superreichen in Österreich“ des Journalisten Georg Wailand Auskunft gab, wurde der Seniorchef als Entführungsoffer ausgewählt. Thomas Gratt macht in seiner Erinnerung aus diesem Buch des „Kronenzeitung“-Journalisten das unverfängliche „Who is who“, wenn er über die Auswahl des Entführungsoffers spricht:

Man hat einfach das Who is who genommen und geschaut: Wer ist in Österreich ansässig, wie groß ist das vermutliche Privatvermögen? Da haben sich dann ein paar Adressen ergeben, und als einzig Machbares, technisch, taktisch Machbares hat sich dann herausgestellt, dass es eben der Palmers ist. Der halt einen Wohnsitz hat, der so gelegen war, dass es für uns machbar war, ihn dort zu entführen, ohne uns allzu großer Gefahr auszusetzen, bereits im ersten Schritt der Aktion mit der Polizei Bekanntschaft zu schließen. [Lächeln]

Walter Palmers wurde in der Gefangenschaft in einer Wohnung in der Webgasse im 6. Wiener Gemeindebezirk freundlich behandelt und keinen „Verhören“ unterzogen. Die Entführung war von der „Bewegung 2. Juni“ als Geldbeschaffungsaktion, als ein rein krimineller Akt, geplant und sollte nicht mit Terrorismus in Zusammenhang gebracht werden, denn man wollte eine Einschaltung des Behördenapparates des BKA vermeiden. Um zu gewährleisten, dass der Verdacht nicht sofort auf Deutsche und damit vielleicht auf die linksterroristische Szene der BRD fiel, war es unumgänglich, Österreicher an der Tat zu beteiligen, z.B. um die Anrufe bei der Familie des Entführungsoffers zu tätigen.

² Die Mithilfe der österreichischen Studenten an einer für die Finanzierung des Linksterrorismus bedeutenden Geldbeschaffungsaktion ist bisher, abgesehen von meinen Forschungen, die sich auf den umfangreichen Gerichtsakt stützen, nur in zwei journalistischen Arbeiten dokumentiert worden.

Im Mai 1977 hatten sich Inge Viett, Gabriele Rollnik und später ab Ende Juni auch Juliane Plambeck und andere Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ (darunter Ina Siepmann, Angelika Goder, Ingrid Barabass, Gudrun Stürmer, Klaus Viehmann, Christian Möller und Gabriele „Nada“ Kröcher-Tiedemann) nach Wien abgesetzt (Diewald-Kerkmann 2009, 132; Wunschik 2006, 553; Viett 1996, 171; Rollnik 2003, 76) – um dem steigenden Fahndungsdruck in der BRD zu entgehen und eine große „Geldbeschaffungsaktion“ durchzuführen. Inge Viett hatte sich durch zweimaliges Ausbrechen aus einem Berliner Frauengefängnis einen gewissen Ruf in der linken Szene erworben. Als führendes Mitglied der „Bewegung 2. Juni“ war sie im Herbst 1975 wieder inhaftiert worden und war dann gemeinsam mit Juliane Plambeck, Gabriele Rollnik und der RAF-Aktivistin Monika Berberich am 7. Juni 1976 aus dem Berliner Frauengefängnis Lehrterstraße entkommen. Diese Flucht wurde mit ungemein sexistischen Zuschreibungen, die Linksterrorismus mit Frauenemanzipation und Lesbianismus verknüpfen, in den Medien kommentiert. (Bandhauer 2009)

Von den Studierenden, die Kontakt mit den in Wien lebenden Terroristen und Terroristinnen hatten, schloss sich nur der damals 21-jährige Thomas Gratt der „Bewegung 2. Juni“ als Mitglied an, zwei weitere Studenten, der damals 19-jährige Othmar Keplinger, wie Gratt Student der Theaterwissenschaften, und der 23-jährige Philosophiestudent Reinhard Pitsch, hatten regelmäßig Kontakt mit den Terroristinnen und Terroristen und wurden als Mithelfer angeklagt. Ohne genaue Details zu kennen, unterstützten noch weitere Studierende diese drei Studenten, indem sie z.B. Ausweise und Führerscheine zur Verfügung stellten. Bereits einige Wochen nach der Entführung wurden die drei involvierten Studenten verhaftet, im Februar 1979 wurden sie zu langen Haftstrafen verurteilt, wobei die Überlegung im Raum stand, dass die Abwesenheit der Haupttäterinnen das Strafausmaß noch hinaufgetrieben haben könnte. Thomas Gratt wurde zu 15 Jahren Haft verurteilt und nach 13 Jahren entlassen; Othmar Keplinger wurde zu vier Jahren verurteilt und nach vier Jahren Haft entlassen; Reinhard Pitsch, der zu fünf Jahren verurteilt wurde, schrieb in der Haft – betreut vom Wiener Philosophieprofessor Michael Benedikt – seine Doktorarbeit in Philosophie und wurde nach drei Jahren und acht Monaten entlassen.³

Nachdem die Zeitungen über die ersten Verhöre von Pitsch ausführlich berichtet hatten, war er bereits unmittelbar nach der Tat in linken Kreisen als „Verräter“ gebrandmarkt worden. Die „Arbeiterzeitung“ (1.12.1977, 5) berichtete, er sei „weinend zusammengebrochen“ und habe alles erzählt: „Er redete und redete.“ Pitsch verwies vor Gericht darauf, dass er gesetzeswidrig mehr als 48 Stunden ohne Anwalt in Polizeihaft habe verbringen müssen und währenddessen auch gefoltert worden sei. Tatsächlich hatte man die Länge der Polizeihaft mit einem Trick ausgedehnt und sicherlich auch zu gewaltsamen Mitteln gegriffen, denn als Pitsch dem Staatsanwalt von der Polizei übergeben wurde, sei er „sanatoriumsreif“⁴ gewesen. In den 1980er Jahren, als

3 Die in der ersten Instanz im Februar 1979 verhängten Strafen waren noch höher: Gratt erhielt beinahe 15 Jahre, Keplinger fünf Jahre und Pitsch sechseinhalb Jahre Haft. Landesgericht für Strafsachen Wien 25a Vr 9534/77.

4 Obwohl der Untersuchungsrichter Dr. Stieglitz bestätigte, dass er Pitsch, als dieser von der Polizei dem Gericht übergeben wurde, für „sanatoriumsreif“ gehalten habe, war Pitsch mit seiner Klage gegen Polizeigewalt nicht erfolgreich. Man argumentierte, dass sich diese Aussage auf seinen psychischen Zustand und die Angst, von Terroristen als Verräter liquidiert zu werden, bezogen habe, nicht aber auf eine allfällige Misshandlung während der Verhöre.

die RAF die Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ übernahm, wurde Thomas Gratt von einem Femegericht als Verräter ausgeschlossen, weil er vor Gericht gesprochen hatte. Gratt hatte zwar nur in Hinblick auf seine Taten Angaben vor Gericht gemacht und zu den anderen Beteiligten geschwiegen, der RAF aber reichte das für einen Ausschluss. Vorgeworfen wurde ihm auch, dass er bei seiner Verhaftung nicht von der Schusswaffe Gebrauch gemacht hatte.

Während Kepplinger und Gratt nach ihrer Entlassung aus der Haft nicht die Öffentlichkeit suchten, gab Pitsch Interviews und trat wiederholt als Zeitzeuge und Interpret des einzigen Falls von Linksterrorismus auf, an dem auch Österreicher beteiligt gewesen waren. In einer öffentlichen Diskussion im Jahr 2007 beklagte er sich, dass die Memoiren von Inge Viett „Nie war ich furchtloser“ den Anteil der österreichischen Studenten an der Geschichte des Linksterrorismus nicht würdigten. „Es ist nicht schön“, sagt er bei einer Podiumsveranstaltung in der Kunsthalle in Wien, „nach Jahren rauszukommen, in einer Buchhandlung zu blättern und in einem Band über die ‚Bewegung 2. Juni‘ zu sehen, dass man überhaupt nicht vorkommt. Das ist eine Frechheit. Diese Leute gehören vor ein Militärgericht!“ (zit. nach Lackner 2007) Inge Viett, die in der DDR untertauchte und nach 1990 nur sieben Jahre inhaftiert war, schreibt in ihren Memoiren, dass die „Bewegung 2. Juni“ bei der Rekrutierung eines „Wiener Genossen“ „viele Fehler“ gemacht habe und dass Gratt, den sie nicht beim Namen nennt, viel zu schnell als Mitglied akzeptiert worden sei:

Wir machten in Wien viele Fehler. Zwar nicht in der konkreten Aktion, aber im Vorfeld. Es gab in der Wiener politischen Szene eine kleine Schar von Sympathisanten des bewaffneten Kampfes, zu der wir Kontakt hatten. Da hat sich Nada in einen Wiener Genossen verliebt und wir hatten ihn viel zu ungeprüft, viel zu schnell in die Aktion eingebunden. Zu persönlichen Beziehungen haben wir in der Gruppe ein diskretes und nachsichtiges Verhalten gehabt. Das war oft ein Fehler und wir hatten selbst ein gespaltenes Verhältnis zu unserer Freizügigkeit in diesem Punkt. Einige Tage nach der Entführung wurde er an der Grenze nach Italien mit einem Teil des Lösegeldes festgenommen. In den Verhören hat er nicht standgehalten, unter den Drohungen einer langen Zuchthausstrafe hat er alles ausgesagt, was er wusste. (Viett 1996, 171)

Rekrutierung der österreichischen Studenten durch deutsche Terroristinnen

Als Reinhard Pitsch Anfang Mai 1977 Flugblätter „Gegen Folter und Vernichtungshaft“ vor dem Hauptgebäude der Universität Wien verteilte, kam es zum Kontakt mit den in Wien lebenden deutschen Terroristinnen, die sich aber zunächst nicht zu erkennen gaben und von Pitsch auch nicht erkannt wurden, denn in Österreich waren die bundesdeutschen Fahndungsplakate nicht omnipräsent. Auf den Flugblättern wurde der Selbstmord Ulrike Meinhofs ein Jahr zuvor (am 9. Mai 1976) thematisiert und eine Untersuchung des Todes verlangt, denn die Unterstützerszene der RAF in Österreich und der BRD ging davon aus, dass es sich um Mord gehandelt habe, begangen vom angeblich „faschistischen“ Staatsapparat der BRD. Pitsch engagierte sich in der Universitätspolitik in den gerade erst von der sozialistischen Alleinregierung unter Bruno Kreisky eingeführten Gremien der studentischen Mitbestimmung und war Mitglied einer kleinen Gruppe von Personen, die sich in Wien für die Gefangenen aus

der Terrorismusszene in der BRD einsetzten. Diese Gruppe von ca. zehn Personen, vorwiegend Studierende, wurde im April 1977 gegründet und nannte sich „Arbeitsgruppe politische Gefangene / Arbeitskreis politische Prozesse (APG)“. Ähnlich wie die Gruppen der „Schwarzen Hilfe“ in der BRD organisierte sich diese Gruppe um die so genannte „Knastarbeit“, das hieß für die Österreicher Kontaktpflege mit den Unterstützungsgruppen für den Linksterrorismus in der BRD wie z.B. Besuche im Rechtsanwaltsbüro Croissant in Stuttgart, das als Informationszentrale für die Unterstützerszene der Roten Armee Fraktion (RAF) galt. In Österreich selbst war das vorrangige Ziel des APG – abgesehen von den Diskussionen über den bundesdeutschen Terrorismus und die Stadtguerilla –, die politische Unterstützung der wegen Bankraubs in Wien im Dezember 1976 inhaftierten deutschen Terroristin Waltraud Boock zu organisieren.⁵

Dass die Frau, die Reinhard Pitsch beim Flugzettelverteilen angesprochen hatte, Inge Viett (geb. 1944), eine der meist gesuchten deutschen Terroristinnen war, erkannte er vorerst nicht, das erfuhr er erst nach weiteren Treffen, bei denen auch Juliane Plambeck (1952-1980) und dann auch Gabriele Rollnik anwesend waren. „Unter anderem fragten sie mich“, so Pitsch bei einem Verhör durch die Staatspolizei, „ob sich die Solidarität meiner Gruppe auf den Tod von Ulrike Meinhof oder auf die ‚Kämpfer‘ bezieht. Ich hatte zunächst den Eindruck, dass beide Frauen einer legalen politischen Gruppe aus dem süddeutschen Raum angehörten und möglicherweise mit der RAF sympathisierten.“⁶

Viett und Plambeck wiesen Pitsch indirekt auf ihre Identität hin, indem sie ihn anwiesen, dem Fahndungsplakat des Bundeskriminalamtes (BKA) nach der Lorenz-Entführung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. (Die Entführung des Berliner CDU-Politikers Peter Lorenz am 27. Februar 1975 war die größte Aktion der „Bewegung 2. Juni“, hierbei wurden inhaftierte Terroristen im Austausch gegen den entführten Politiker auf freien Fuß gesetzt.)

Ungefähr nach dem zweiten oder dritten Zusammentreffen fragte ich sie, wie sie eigentlich heißen. Ich glaube, Inge Viett war es, die mich fragte, ob es in Österreich keine Fahndungsblätter gebe. In diesen würde ich ihre Namen finden. Ich sah daher in der Zeitschrift ‚Spiegel‘ nach und waren darinnen ihre Fotos.⁷

5 Der Banküberfall des damals 26-jährigen RAF-Mitgliedes Waltraud Boock war am 13. Dezember 1976 ein spektakuläres Ereignis für die Wiener Bevölkerung gewesen, denn in der Fußgängerzone im I. Wiener Bezirk wurden von den flüchtenden Tätern 1.000-Schillingscheine verstreut. Boock, die mit ihren zwei männlichen Kameraden geflüchtet war, wurde von einem Wiener Taxifahrer angefahren, um sie an der Flucht zu hindern. Sie wurde am 5. Februar 1977 zur Höchststrafe von 15 Jahren Haft verurteilt. Am 10. Oktober wurde die Strafe um zweieinhalb Jahre reduziert. Der damalige SPÖ-Justizminister Broda sagte, man wolle keine Märtyrer schaffen. Nach zehn Jahren Haft wurde Boock entlassen und 1987 in die BRD abgeschoben.

6 Einvernahme Reinhard Pitsch, 30.3.1978, Landesgericht für Strafsachen Wien 25a Vr 9534/77, Aktenkonvolut Band VIII, S. 313.

7 Bericht über Befragung von Reinhard Pitsch am 10.12.1977, S. 369-399, hier 377, das BKA hatte der österreichischen Sicherheitspolizei zahlreiche Fragen für Pitsch vorgelegt, die dieser bei einer Befragung der österreichischen Staatspolizei am 9. und 10. Dezember beantworten sollten, u.a. auch wie er die Terroristinnen kennengelernt hatte. Befragung von Pitsch durch StaPo, Bericht, Bd. V, S. 355-399.

Das sagte Pitsch bei seiner Befragung durch die Polizei 1977, im Interview für den Dokumentarfilm fügte er an, dass er eine Freundin, nämlich Ingrid Strobl⁸, zum Treffen ins Kaffeehaus mitgenommen hatte, die am Nebentisch saß und die Frauen anhand der im Spiegel abgedruckten Fotos identifizierte. Pitsch, der nun wusste, dass Terroristinnen illegal in Wien lebten, brachte seinen Freund Thomas Gratt mit den deutschen Frauen in Kontakt. Gratt wiederum involvierte seinen engsten Freund Keplinger.

Erzählung, wie die österreichischen Studenten die deutschen Terroristinnen trafen

Wie erzählt Reinhard Pitsch fast dreißig Jahre später von diesem zufälligen Zusammentreffen im Mai 1977, das den ersten Schritt zur Rekrutierung österreichischer Helfer und Helferinnen darstellte und das nicht nur für ihn, sondern für alle drei in die Palmers-Entführung involvierten Studenten weitreichende Folgen hatte? In einem nicht gesendeten ORF-Interview aus dem Jahr 2006 erinnert er sich:

Es war ganz einfach, am 8. Mai, das war der Todestag von Ulrike Meinhof, habe ich, haben wir ein Flugblatt gehabt, welches ich verteilte u. a. am Haupteingang der Universität [tiefes Atemholen] über diesen mysteriösen Tod von Ulrike Meinhof, und da haben mich zwei deutsche Frauen angesprochen, Studentinnen älteren Semesters, das war Inge Vielt und Juliane Plambeck, und wollten mit mir über den Inhalt des Flugblattes diskutieren, ich war dazu bereit, aber sie meinten halt, es solle vielleicht etwas abseits der Universität geschehen, da habe ich vorgeschlagen das Café Weimar in der Währingerstraße, na, da haben wir dann diskutiert, ich habe mich noch sehr gewundert irgendwie, dass deutsche Staats-, also offensichtlich westdeutsche Staatsbürgerinnen von mir als Österreicher Informationen über Haftbedingungen usw. in der BRD haben wollten. Ja. Es gab weitere Treffen, dann lernte ich zwei, drei Tage später Gabriele Rollnik kennen, und dann sind sie ziemlich schnell mit der Sache herausgekommen, net, äh, nämlich dass sie, äh, illegale äh Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ sind, die etwa ein Jahr zuvor aus der Frauenhaftanstalt in Berlin ausgebrochen waren. Ja, das weitere Problem, das sie hatten, war, dass durch Verhaftungen – ich weiß jetzt nicht mehr von wem, müsste ich nachdenken – ihre Kontakte zur Roten Armee Fraktion abgebrochen waren, und die sollten oder mussten wieder hergestellt werden. Das ist dann dadurch geschehen, dass ich äh nach Stuttgart fuhr ins Anwaltsbüro von Klaus Croissant, dort mit Klaus Croissant äh gesprochen habe und entsprechende chiffrierte Kennworte mitteilte und dann hat der Kontakt wieder stattgefunden. [...]

Es hat sich dann ziemlich schnell herausgestellt, durch die Sache, dass diese drei Frauen aus der Frauenhaftanstalt geflohen waren – die Gruppe hatte einen akuten Männermangel, das war ein extremes Problem, weil natürlich Pärchen weitaus unauffälliger auftreten können als Frauen, sie waren getarnt als

8 Ingrid Strobl, die als Journalistin u.a. bei „Emma“ arbeitete, wurde Ende des Jahres 1987 im Zuge einer Großrazzia gegen die Rote Zora, einer Sektion der Revolutionären Zellen, wegen eines Wecker-Kaufs verhaftet.

Studentinnen, aber Pärchen sind einfach unauffälliger in, bei jeder konspirativen Tätigkeit, net. Und so die Frage eben, sie waren natürlich sehr interessiert, dass ich beitreten sollte der „Bewegung 2. Juni“, aber ebenso, dass äh andere äh zuverlässige Genossen äh sie kennenlernen, na. Ja, ich hab den Thomas Gratt vorgeschlagen, beschrieben, wurde akzeptiert, und dann hab ich Thomas Gratt gefragt, und dann wurde das Treffen arrangiert. Kepplinger hab nicht ich mit der „Bewegung 2. Juni“ zusammengebracht, sondern der wurde dann von Thomas Gratt eingeführt.

Der Erzähltopos eines „Männer Mangels“ wird auch in einem anderen Interview, das im Dokumentarfilm „Keine Insel“ Verwendung fand, angesprochen. Pitsch berichtet, dass die Frauen aus der „Bewegung 2. Juni“ zwei Anliegen gehabt hätten: Erstens seien sie an den Kontakten der Wiener zu Rechtsanwalt Croissant interessiert gewesen, um über ihn den Kontakt zur RAF wiederherzustellen, der wegen der Inhaftierung der Verbindungspersonen zwischen RAF und „Bewegung 2. Juni“ (nämlich Günter Sonnenberg und Verena Becker) abgebrochen war. Zweitens hätten die deutschen Frauen Männermangel gehabt. Er erklärt im Interview dann im Detail, warum er der Meinung ist, dass Frauen alleine beim Leben im Untergrund benachteiligt gewesen seien.

Das zweite, die zweite wichtige Sache, die sie wollten – bei weiteren Treffen war dann auch sehr bald Gabriele Rollnik anwesend – war, dass sie im wesentlichen die drei Frauen waren, die aus Berlin aus dem Frauengefängnis ausgebrochen waren, und sie hatten akuten – na, das klingt jetzt blöd – Männermangel, jetzt nicht im üblichen Sinn, sondern einfach im konspirativen Sinn. Es ist weitaus einfacher für ein Pärchen, sich konspirativ zu bewegen, Wohnungen anzumieten oder irgendetwas als für eine Frau allein oder zwei Frauen zusammen.

Das Archivmaterial aus dem Landesgericht Wien zeigt sehr deutlich, dass die deutschen Frauen keine Männer benötigten, um z.B. Wohnungen zu mieten. Sie hatten in Wien drei Wohnungen, die alle problemlos von Frauen angemietet worden waren, die sich als Studentinnen ausgegeben hatten. Der „Männermangel“, den Pitsch hier anführt, ist nicht auf der Ebene des faktischen Lebens im Untergrund zu entschlüsseln, sondern als counter narrative zu verstehen zur hegemonialen Interpretation der Palmers-Entführung, die besagte, dass dominante deutsche Frauen die österreichischen Studenten zu kriminellen Taten verführt hätten.

Die hegemoniale Deutung der Palmers-Entführung – Narrative über Verführung und Dominanz

Bald nach der Festnahme der beiden Studenten in der Schweiz hegte die österreichische Presse Zweifel daran, ob diese Personen tatsächlich die maßgeblichen Täter seien. „Vielleicht haben die halben Kinder aus Österreich“ nur eine zweitrangige Rolle gespielt, vielleicht wurde ihr „irregeleiteter Idealismus von anderen, die möglicherweise sogar von außen kamen“ ausgenützt, mutmaßte die „Arbeiterzeitung“, die Parteizeitung der mit absoluter Mehrheit regierenden SPÖ. Die Verhafteten wurden

als „Terroristenlehrlinge“ bezeichnet, die sich festnehmen ließen, ohne zu schießen. Und man stellte die Frage: „Haben sich die waschechten Terroristen [...] tatsächlich darauf eingelassen, mit solchen Anfängern zu arbeiten?“ (AZ 27.11.1977, 5) Die Polizei, die den Personenkreis um die APG staatspolizeilich überwacht hatte, aber einige Tage vor der Palmers-Entführung die Überwachung eingestellt hatte, lancierte ebenfalls die These von der Unfähigkeit der Österreicher. „Im Innenministerium spricht man davon, dass die jungen Österreicher wahrscheinlich ‚verheizt‘ werden sollten. Man hat in der RAF-Szene sicherlich damit gerechnet, dass die unerfahrenen Terrorlehrlinge verhaftet und verurteilt würden, und das ganz bewusst in Kauf genommen, um auch in Österreich Märtyrer zu schaffen und damit hier besser Fuß fassen zu können.“ (AZ 29.11.1977, 5) In diesen Tagen wurde ein Narrativ festgelegt, dass auch den Prozess, der im Februar 1979 abgehalten wurde, prägen sollte. Terrorismus wurde als deutsches Exportgut definiert; Österreicher wurden als naive Verführte gesehen. Feminisierung bzw. Infantilisierung der beteiligten Studenten und Strategien der Externalisierung prägten die medialen Diskurse. Beim Narrativ der Externalisierung des Bösen konnte das kollektive Gedächtnis an den Umgang des österreichischen Staates mit dem Nationalsozialismus anschließen, auch hier hatte man das Böse außen, bei den Deutschen, angesiedelt und die Österreicher als verführte und überwältigte Opfer dargestellt. Das Narrativ ‚klein und ungefährlich‘ war seit 1918 tief verankert, als die Österreicher hinnehmen mussten, fortan in einem Kleinstaat zu leben, weil das Habsburger Reich zerfallen war und ihnen der Anschluss an Deutschland von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs verboten wurde. Und das Narrativ des schlampigen und dilettantischen Österreichers war (und ist) eine gängige Stereotype zur Kontrastierung von den durchorganisierten und bürokratischen Deutschen. Die Narrative, die in der um Deeskalation bemühten österreichischen Terrorismusdiskussion angeführt wurden, knüpften an diese Traditionen an. Und so konnte die Geschichte der Palmers-Entführung und des Verhältnisses der deutschen Terroristinnen zu den österreichischen Studenten so erzählt werden, als handle es sich um einen Teil der nationalen Groß Erzählung.

In der Thematisierung der Geschlechterverhältnisse als zentralen Punkt zur Erklärung des Falles unterschieden sich linke Diskurse wenig von den Mainstream-Medien. Tenor war, dass die Wiener Linke diese Studierenden an die dominanten, deutschen Terroristinnen verloren habe.

„Das Tauziehen zwischen der österreichischen Linken und der ‚Bewegung 2. Juni‘ um die drei APGler wurde im Herbst 1977 endgültig zugunsten der Terroristen entschieden [...] Gratt ging in den Untergrund und bekam als Mitgliedsausweis eine Pistole der Type Makarov. Er wohnte zusammen mit Inge Viett, Gabriele Rollnik und Juliane Plambeck in der Burggasse,“ schreibt Michael Siegert (1979, 14) im „Neuen Forum“, einer Zeitschrift, die von der konservativen Opposition zum „geistigen Umfeld“ des Terrorismus gezählt wurde. In einem anderen Text im „Neuen Forum“ hieß es, Thomas Gratt sei „von drei ‚deutschen Tanten‘, eben den ‚Terrorfrauen‘, ‚adoptiert‘, geliebt und – delegiert“ worden. (Dvorak 1979, 18) In der Zeitschrift „offensiv links“ wurde Gratt als „Entführer und Verführter zugleich“ charakterisiert. (Pohoryles 1979, 7) Die Boulevardzeitung ‚Kronenzeitung‘ stellte Gratt ebenfalls als „williges Werkzeug der deutschen Terroristinnen“ dar. (Kronenzeitung 11.2.1979, 16) Das Thema der „Verführung“ hatte in Anbetracht der drei dominanten deutschen Terroristinnen – der „Spiegel“ (8/1979, 120) nannte es das „Damentrio“, mit dem Gratt zu-

sammenwohnte – eine pikante Note. Ging es doch nicht bloß um die Verführung zur bösen Tat, sondern um die Verführung durch drei Frauen. Noch Jahrzehnte später wurde über diese archetypische Konstellation der Verführung durch die Frau bzw. Frauen räsoniert. In einem im Jahre 2002 geführtem Interview mit Thomas Gratt, das erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde, fragte ihn der Interviewer: „Sind Sie von den Frauen der ‚Bewegung 2. Juni‘, von Viett, Rollnik, Plambeck sozusagen verführt worden?“ Gratt bemühte sich in der Rückschau auf seine Lebensgeschichte, sein eigenständiges Handeln hervorzuheben und antwortete: „Verführung war nicht notwendig, eigentlich gar nicht möglich. Es war ein Angebot.“ (zit. nach Freitag 2007)

Der Erzähltopos „Männermangel“ als counter narrative

Im Jahr 2006, als die Interviews aufgenommen wurden, die mir hier als Quelle dienen, war die Opferdoktrin – die besagte, dass Österreicher Opfer des deutschen Nationalsozialismus gewesen seien, und so den Nationalsozialismus externalisierte – bereits ein überholtes Geschichtsnarrativ, denn sowohl die österreichische Politik, die von 1945 bis Mitte der 1980er Jahre diese Opferdoktrin zur Abwehr von Reparationszahlungen verwendet hatte, als auch die österreichische Bevölkerung, die zur Entlastung ebenfalls mehrheitlich das Narrativ des „Opferseins“ übernommen hatte, waren zu einer neuen Positionierung gegenüber der nationalsozialistischen Vergangenheit gekommen. Das hegemoniale Interpretationsmuster der Palmers-Entführung, das während der 1970er Jahre noch passgenau in die nationalen Geschichtsdeutungen passte, hatte durch diese Veränderungen in den nationalen Narrativen keinen unmittelbaren Anknüpfungspunkt mehr.

Reinhard Pitsch und auch die anderen involvierten Österreicher beziehen sich in ihren Erzählungen über den Palmers Fall aber nach wie vor auf das hegemoniale Narrativ aus den 1970er Jahren, das dominante deutsche Frauen in den Mittelpunkt der Interpretation gestellt hatte, um die Beteiligung österreichischer Studenten an einer Geldbeschaffungsaktion mit terroristischem Hintergrund zu erklären. Eine Gegenposition zu diesem hegemonialen Narrativ formuliert nur Pitsch. Sein Erzähltopos „Frauen suchen Männer“ ist als Versuch der Wiederherstellung der Männlichkeit zu verstehen, die durch die hegemoniale Erzählung über dominante deutsche Frauen und unreife, verführte österreichische Studenten in Frage gestellt worden war. Pitschs Statement, dass Frauen sich im Untergrund ohne Männer nicht so gut bewegen könnten wie ein heterosexuelles Paar und folglich Terroristinnen alleine durch ihr Frausein ein Defizit im Stadtguerillakampf hätten, intendiert, eine männliche Perspektive auf den bewaffneten Kampf durchzusetzen. Mit diesem binären Modell einer notwendigen Zusammenarbeit von Männern und Frauen im bewaffneten Kampf stellt er ein counter narrative zur in den 1970er Jahren üblichen Verknüpfung von Terrorismus, Lesbianismus und Feminismus auf. In beiden vorhin zitierten Interviewstellen zum „Männermangel“ erwähnt er den Gefängnisausbruch in Berlin zur Charakterisierung der deutschen Terroristinnen. Dieser Gefängnisausbruch, der in den deutschen Massenmedien in extrem sexistischer Weise dargestellt wurde, hatte die Interpretation des Linksterrorismus als „pervertierter Frauenemanzipation“ noch weiter popularisiert.

Reinhard Pitsch Erzählung aus dem Jahr 2006 nimmt ganz klar Bezug auf das hegemoniale Interpretationsmodell der 1970er Jahre und versucht mit einer Gegenerzählung, nämlich der, dass die deutschen Terroristinnen, die sich im Sommer 1977 in

Wien aufhielten, einen „Männermangel“ gehabt hätten, die Kernaussage der hegemonialen Interpretation zu destruieren. Dass es sich dabei bloß um einen Versuch handelt, wird daraus klar, dass Pitsch nicht die geschlechtsspezifische Interpretation als Erklärungsmodell angreift, sondern dass er nur eine andere geschlechtsspezifische Interpretation anbietet: Die dominanten Frauen werden in seiner Erzählung durch die auf Hilfe von Männern angewiesenen Frauen ersetzt.

Erzählungen über Freundschaft

Thomas Gratt und Othmar Kepplinger hatten sich bei einer von höhersemestrigen Studierenden abgehaltenen Studienberatung am Institut für Theaterwissenschaften der Universität Wien kennengelernt. Beide kamen aus katholisch-konservativen Familien, sie waren in Landgemeinden aufgewachsen und kurz zuvor zum Studium nach Wien gezogen. Gratts Vater war Bauunternehmer und ÖVP-Bürgermeister in einer Vorarlberger Gemeinde, Kepplingers Vater war Schuldirektor in einer kleinen Gemeinde in Oberösterreich und ebenfalls in der katholisch-konservativen Österreichischen Volkspartei engagiert. Gratt und Kepplinger verband ein gemeinsames Studium, gemeinsame politische Interessen und ein sehr ähnlicher familiärer Hintergrund in der österreichischen Provinz. Pitsch dagegen, der einige Jahre älter war als die beiden, stammte zwar auch aus der bildungsbürgerlichen Mittelschicht, aber er hatte doch andere Erfahrungen gemacht als Gratt und Kepplinger. Er studierte nicht Theaterwissenschaften, sondern Philosophie, seine Mutter, die als Lehrerin arbeitete, und sein Vater, ein Bauingenieur, der bei der Gemeinde Wien beschäftigt war, hatten sich scheiden lassen, er wuchs in Wien auf mit einer starken emotionalen Bindung an die Großmutter. Und er hatte sich in zahlreichen politischen Gruppen politisch engagiert, bevor er wie seine Freunde Gratt und Kepplinger zum Engagement in der APG kam. Freundschaft und Politik verstärkten sich wechselseitig, einerseits dadurch, dass alle drei gewählte Funktionäre der „Linken Liste“ in den Selbstverwaltungskörperschaften der Studierenden an der Universität Wien waren, die kurz vorher von der sozialdemokratischen Regierung etabliert worden war, und andererseits in der APG, die mit der Unterstützung der RAF-Positionen eine extreme Minderheitenposition in der Wiener Linken vertrat und deren Mitglieder bereits aufgrund der kleinen Zahl eine eingeschworene Gruppe waren. Die Besuche bei der inhaftierten Waltraud Boock galten als Mutprobe, mit der man sich zur RAF positionierte. Die drei Studierenden galten in den linken Kreisen Wiens bald als Team, das bei politischen Ereignissen immer gemeinsam auftrat, wobei hier Pitsch eine Führungsrolle zugesprochen wurde. Im Wochenmagazin „Profil“ wurde ein ausgesprochenes Autoritätsgefälle zwischen Pitsch und den beiden etwas jüngeren, gerade erst nach Wien gekommenen Studenten konstatiert:

Pitsch ist einer der vielen Kandidaten der Linken Liste: So kommt er mit Kepplinger und Gratt zusammen. In der Folge sind die drei nahezu unzertrennlich; wo immer Pitsch auftaucht, folgen auch Kepplinger und Gratt. Er brüllt sie an, sie gehorchen. Ihr Verhältnis hat manches von einer Ehe zu dritt, in der Pitsch der Mann ist. (Profil 48/1977,41)

Aus der engen Freundschaft dieser drei Studenten ergab sich, dass sie nach und nach mit den Terroristinnen bekannt wurden: Gratt erinnert sich im Dokumentarfilm, dass

Pitsch ihn gefragt habe, „ob er bereit wäre, Genossen aus der Illegalität zu treffen“. Gratt wiederum bringt die deutschen Frauen mit Kepplinger zusammen, der im Interview meinte, „wir fanden eh alles sehr toll“, was die Stadtguerilla gemacht habe. Gratt wurde schließlich im Sommer 1977 auch Mitglied der „Bewegung 2. Juni“, Kepplinger lenkte im November eines der beiden Fluchtautos und wurde mit Gratt gemeinsam in der Schweiz beim Versuch, die Grenze nach Italien zu überqueren, verhaftet, Pitsch unterstützte die in Wien lebenden Terroristen und Terroristinnen durch die Beschaffung von Pässen und Führerscheinen.

Wie erzählen Reinhard Pitsch, Thomas Gratt und Othmar Kepplinger Jahrzehnte später über ihre Freundschaft, die so weitreichende Folgen für alle hatte? Pitsch positioniert sich in den Interviews überhaupt nicht in einem freundschaftlichen Wirk-Kontext. Anders als für Gratt und Kepplinger ist Freundschaft kein Erzähltopos für ihn, und er nimmt auch für Gruppenaktivitäten gerne das Wort „ich“ anstatt „wir“ in den Mund. Wenn er über das Flugblatt zum Gedenken an Ulrike Meinhofs Tod berichtet, sagt er im Interview zuerst „habe ich“, dann korrigiert er auf „haben wir“. Für Thomas Gratt hingegen ist die Freundschaft zu Othmar Kepplinger ein wichtiger Erzähltopos, er erinnert sich an eine einzigartige Erfahrung, denn er und Kepplinger hätten beim ersten Treffen bei der Studienberatung nach bereits fünf Minuten gewusst, dass sie zusammenpassten.

Es war ganz eine seltsame Erfahrung, weil wir wirklich im ersten Zusammentreffen nach fünf Minuten im Prinzip gewusst haben, wir reden vom Gleichen. Es hat sich herausgestellt, das sind Leute, die die gleichen Bücher gelesen gehabt haben, wie ich, äh, die die gleichen Ereignisse in Erinnerung gehabt haben mit sehr ähnlichen Perspektiven drauf, und aus dem hat sich dann ergeben, dass man sehr schnell, äh – das Gefühl gehabt haben, es haben sich ein paar Leut' gefunden, die irgendwie miteinander zumindest einmal reden können, die auch irgendetwas mit einander machen können.

Othmar Kepplinger beschreibt den Beginn ihrer Freundschaft in distanzierter Weise. In seiner Erinnerung war es eine Gruppe von Studierenden, die auf derselben Wellenlänge war, Thomas Gratt nimmt in seiner Erzählung keine Sonderposition ein.

Wir, damit meine ich halt irgendwie einige Gleichgesinnte, die sich halt im Institutsbetrieb gefunden haben, so nach und nach. Da war der Thomas dann einer davon, zum Beispiel.

Er betont unterschiedliche Temperamente und einen unterschiedlichen Umgang mit den deutschen Terroristinnen. Kepplinger charakterisiert sich im Unterschied zu seinem Freund Thomas als vorsichtiger und überlegter – auch wenn sein tatsächliches Verhalten, wie die Fahrt mit dem Fluchtauto zeigen wird, dieser Selbstsicht nicht entsprach.

Ich wollte auch nicht zu schnell irgendwo reinpreschen, ganz einfach, das entspricht auch irgendwo vielleicht nicht meinem grundsätzlichen Naturell, dass ich mir eher die Sachen sehr gut anschau', bevor ich dann irgendwie sag: ja okay, das oder jenes mach ich oder mach ich nicht. Der Thomas war da viel, –

weiß ich nicht, begeisterungsfähiger und schneller dabei, äh –, keine Ahnung, ich war auch nicht zugegen bei seinen Gesprächen, also das waren, seine Gespräche haben ihren Verlauf genommen, Pitschens Gespräche haben ihren Verlauf genommen und meine haben ihren Verlauf genommen. Also es war nicht untereinander abgesprochen, so sehr, äh.

Erzählungen von Thomas Gratt über seine Stellung in der Gruppe und die Durchführung der Entführung

In den Erzählpassagen, in denen Thomas Gratt sich an seine Involvierung in die Palmers-Entführung erinnert, erörtert er auch die Problematik, dass seine Aktivitäten sich auf eine Geldbeschaffungsaktion durch Entführung beschränkt hatten. Er spricht über seine Bedenken, an einer kriminellen Aktion beteiligt gewesen zu sein und nicht am bewaffneten Kampf teilgenommen zu haben, der in seiner durchaus romantischen Sicht etwas anderes war als eine Entführung, um die Finanzierung des Stadtguerillakampfes zu sichern. Da Reinhard Pitsch in seinen Erinnerungen klar zum Ausdruck bringt, dass die deutschen Terroristinnen ihm unmissverständlich mitgeteilt hatten, dass sie in Wien eine Entführung planten, ist es auffällig, dass Gratt in seiner Erinnerung ein Dilemma zu Beginn seiner Teilnahme an der Geldbeschaffungsaktion erinnert. Er projiziert seine Bedenken, die sich zum Zeitpunkt des Interviews aus seinen leidvollen Erfahrungen (Ignorierung durch die „Bewegung 2. Juni“, Ausschluss als angeblicher Verräter, jahrelange Haft) speisen, in die Vergangenheit zurück.

Womit ich als erstes konfrontiert worden bin, es geht in Wien darum, eine Geldbeschaffungsaktion zu machen. Wien soll als Schauplatz deswegen dienen, weil hier die polizeilichen Gegenkräfte nach allem was man so abschätzen kann, nicht so gut organisiert sind, wie in Deutschland. Äh, äh. – Das heißt die Aktion ist mit geringerem Aufwand durchzuführen, mit geringerem Risiko. Und das Ziel der Aktion, das man hier macht, ist, es soll klar sein, na, es soll mir klar sein, [Gratt zeigt mit den Händen auf sich] es muss mir klar sein, dass es eine Aktion sein soll, von der nicht sofort, zumindest nicht während die Aktion läuft, erkennbar ist, dass sie von der Guerilla durchgeführt wird. Was bei mir ziemliche – da hat's mir die Haar' ziemlich aufgestellt [macht Handbewegung zum Kopf] weil – ich einfach schon einen gewissen Horror davor gehabt habe, äh, du steigst da in was ein, und das einzige, was da eigentlich hängen bleibt, ist: du bist da an einer Geldaktion beteiligt gewesen. Während meine Vorstellung war eben, politisch militärischen Kampf zu führen.

Dass Gratt hier eine Differenz zwischen Guerillakampf und einer Geldbeschaffungsaktion aufbaut, lässt sich nur aus seinen späteren Erfahrungen erklären, denn in den 1970er Jahren gehörte das „Minihandbuch des Stadtguerilleros“ von Carlos Marighella zur Basislektüre der radikalen Linken, und in diesem Handbuch war nachzulesen, dass Geldbeschaffung genauso wie Motorisierung (sprich: Autodiebstahl) und Waffen- und Munitionsbeschaffung zur Logistik des Guerillakampfes gehörten. Dass Gratt in der Interviewpassage einen „reinen“ militärischen Kampf von einer Geldbeschaffungsaktion absetzen möchte, findet keine Entsprechung in den theoretischen Schriften zur Stadtguerilla, sondern verweist vielmehr auf die Erfahrungen, die er mit

dem radikal linken Milieu nach seiner Inhaftierung machte. Während der Haft wurde er als Verräter ausgeschlossen, und in den Erinnerungen der damaligen Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ wird sein Anteil an der langfristigen Sicherung der Finanzierung des linksgerichteten Terrorismus nicht erwähnt. Seine Enttäuschung darüber, wie er von der „Bewegung 2. Juni“ und der RAF behandelt wurde, wird in dieser Erzählpassage in eine Geschichte transferiert, in der er behauptet, dass er sich bereits von Beginn an der Problematik seiner Beteiligung an einer kriminellen Aktion bewusst gewesen sei und sich bereits damals Gedanken gemacht habe, wie er erinnert werden wird. Gratt beschreibt seine Entscheidung, sich dem bewaffneten Kampf durch Illegalisierung anzuschließen, als Schritt in eine „völlig fremde und neue Welt“ und schildert sich als jemanden, der fleißig den alltäglichen Anforderungen bei der Planung einer Entführung nachgeht.

Damit beginnt jetzt für mi[ch] die damals und auch noch heute – völlig fremde und neue Welt. Viele Leute können sich vielleicht unter Räuber-und-Gendarm-Spielen etwas vorstellen, i[ch] persönlich war da nie sonderlich gut drin – aber – womit ich da konfrontiert worden bin, war einfach wirklich vollkommen ja die Alltagsebene. Das heißt, was musst du eigentlich wirklich tun, um jemanden entführen zu können, äh, wie musst du überlegen, was musst du vorbereiten, äh, – damit – du kannst ihn entführen [nimmt Finger zur Aufzählung], du musst ihn irgendwo unterbringen, du musst ihn irgendwie in der Zeit über die Runden bringen, du musst dann irgendwie das Geld austauschen. Was sind die wirklichen Fragen, um die man sich da kümmern muss?

In den zitierten Erzählpassagen aktualisiert Gratt einen Rollenkonflikt, und er versucht, sich ein Stück weit von seiner Vergangenheit zu distanzieren. Das Leben im Untergrund nennt er ein Leben, das ihm „noch heute“ „völlig fremd“ sei. Auch die von ihm konstruierte Differenz zwischen militärischem Kampf und Geldbeschaffung ist eine Distanzierung von seiner Mitgliedschaft in der „Bewegung 2. Juni“, und mit der Formulierung „Während meine Vorstellung ...“ bringt er zum Ausdruck, dass die Beteiligung an einer Entführung eigentlich nicht das gewesen sei, was er sich unter „politisch militärischem Kampf“ vorgestellt habe. Auffällig ist auch, wie er seine untergeordnete Position in der Gruppe sprachlich zum Ausdruck bringt. Die Formulierung, es müsse bzw. solle „ihm klar sein“, die er dreimal leicht abgewandelt wiederholt, unterstreicht seine schwache Position. Wenn er die Frage aufwirft, was man mit dem Entführungsoffer getan hätte, falls die Familie Palmers nicht bereit gewesen wäre, das Lösegeld zu bezahlen, stellt er sich selbst als schwach dar und als Person, die nicht in der Lage gewesen wäre, eine getroffene Entscheidung auch umzusetzen. Dass Gratt diese Entscheidung, das Entführungsoffer zu töten, gefällt hatte, machte er bei der Gerichtsverhandlung im Februar 1979 klar, bei der er seine Position deutlich formuliert hatte.

Als er vom Staatsanwalt gefragt wurde, was passiert wäre, hätte die Familie Palmers das Lösegeld nicht bezahlt, sagte er: „Die Guerilla hat nicht nur einmal bewiesen, wie sie sich verhält, wenn ihre Forderungen nicht erfüllt werden.“ (zit. nach AZ 14.2.1979, 5) Hier drängte sich wohl allen im Gerichtssaal der Gedanke an das von der RAF getötete Entführungsoffer Schleyer geradezu auf. Im Erinnerungsinterview schwächt er seine damalige Position dagegen ab, indem er meinte, er „tendierte“ dazu,

eine Entscheidung getroffen zu haben, und dann noch anfügt, dass er „nicht sehr sicher“ sei, ob er diesen Entschluss auch „exekutieren“ hätte können.

Da sind wir dann auf ein sehr widersprüchliches Thema gestoßen. Was geschieht, wenn die Palmersfamilie nicht zahlt [...] Es ist ziemlich heftig diskutiert worden. Und wie gesagt, soweit ich mich erinnern kann, ist nie eindeutig gesagt worden: so und so ist es. Obwohl ich persönlich eher dazu tendiere, die Entscheidung getroffen zu haben. Ich bin mir aber nicht sehr sicher, ob ich wirklich dazu in der Lage gewesen wäre, dann meine Entscheidung zu exekutieren, wenn sie exekutiert werden hätte müssen.

Im Erinnerungsinterview thematisiert Gratt nicht nur seine untergeordnete Rolle in der Gruppe, sondern auch seine Männlichkeit. Wenn er sich vom (Buben-)Spiel „Räuber-und-Gendarm-Spielen“ und später im Interview, als er über seine Verhaftung spricht, auch vom „Django-Spielen“ distanziert, stellt er damit implizit seine Männlichkeit in Frage. Auch die Erzählung darüber, dass er bei seiner Verhaftung nicht in der Lage war, die Waffe, die er „so ein Ding“ nennt, zu benutzen, ist so eine Distanzierung von kulturellen Symbolen der Männlichkeit.

Im Unterschied zu Reinhard Pitsch, der für sich eine Gegenerzählung entwickelt, in der er die geschlechtsspezifischen Narrative der hegemonialen Deutungen aus den 1970er Jahren umdreht und sprachlich mit dem Narrativ des „Männermangels“ die männliche Suprematie wieder herzustellen versucht, ist Gratt in seiner Erinnerung nicht in der Lage, sich gegen die gängigen Interpretationen der Palmers-Entführung zu stellen. Betrachtet man die Aussagen zu seiner Rolle als Mann und als Gruppenmitglied, so folgt er in seinen lebensgeschichtlichen Erzählungen den hegemonialen Deutungen über eine asymmetrische Interaktion zwischen dominanten Frauen und jugendlichen Männern.

Erzählungen über Verantwortung und einen folgenreichen Telefonanruf

Da die „Bewegung 2. Juni“ die Entführung wie eine gewöhnliche kriminelle Tat ohne terroristischen Hintergrund aussehen lassen wollte, brauchte man österreichische Helfer, um z.B. die Telefongespräche mit der Familie des Entführungsofers zu führen. Denn man ging zu Recht davon aus, dass ein Anruf einer Frau mit deutschem Akzent die österreichischen Behörden vermuten lassen würde, dass es sich um eine Tat mit terroristischem Hintergrund handle, was in der Folge auch zu einer Involvierung der deutschen Exekutive geführt hätte. Da Thomas Gratt der einzige Österreicher in der Gruppe der in Wien lebenden Terroristinnen und Terroristen war, fiel ihm die Aufgabe zu, die Familie des Entführungsofers zu kontaktieren. Die deutschen Terroristen waren nicht um Gratts Sicherheit besorgt und ignorierten, dass sein markanter Vorarlberger Akzent, der sich von den anderen regionalen Dialekten in Österreich stark abhebt, eine auffällige Spur markierte. Oder sie setzten diese Auffälligkeit bewusst ein, um von den deutschen Aktivisten der „Bewegung 2. Juni“ abzulenken. Nachdem die Polizei einen Tonbandmitschnitt des Anrufs bei der Palmersfamilie auf einer Servicetelefonnummer für die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt hatte, wussten die linksgerichteten Studierenden in Wien bereits Tage vor der Polizei, wer der Entführer war. Sie erkannten Gratt, der als engagierter Studienrichtungsvertreter und

linker Aktivist eine bekannte Figur in der Szene in Wien war, zweifelsfrei an seinem markanten Dialekt.

Im Dokumentarfilm „Keine Insel“ erinnert sich Gabriele Rollnik, die an der Entführung in Wien beteiligt war, an diesen folgenschweren Telefonanruf. Es stellt sich die Frage, ob sie die zwangsläufige Exponierung Gratts durch den Telefonanruf im Rückblick ansprechen kann oder ob sie die Verantwortung der Gruppe gegenüber dem in Wien rekrutierten Helfer wegschiebt. Gabriele Rollnik erzählt diese Passage vorwiegend aus einer Wir-Perspektive, mit der sie die Verantwortung sprachlich auf die Gruppe abschiebt. Auch die Formulierung „es hat sich so ergeben“ umschiffet das Problem, wie die Gruppe darüber diskutierte, wer die Familie des Entführungsofopfers anrufen sollte. Erst zum Schluss dieser Erzählung spricht sie auch Gründe an, warum Thomas Gratt diese Aufgabe übernahm.

Es war klar, man musste Telefonate mit der Familie führen, wenn Palmers entführt worden ist. Und da hatten wir gedacht, es wäre gut, wenn das jemand machen würde mit einem österreichischen Dialekt oder – der als Österreicher sofort erkennbar wäre. Wir hatten auch kurzfristig überlegt, ob Juliane Plambeck das machen könnte, weil sie so ein bisschen mh den österreichischen Dialekt gut nachmachen konnte,⁹ also die österreichische Sprache gut nachmachen konnte, also nicht unbedingt als Deutsche erkennbar war, aber dann wär's ne Frau gewesen und ne Frau wär' auch auffällig gewesen für so eine Aktion, wenn eine Frau sich gemeldet hätte. Also da wären sie vielleicht auch gleich draufgekommen, dass könnten Politische sein – und äh dann dachten wir, es wäre gut, es wär' ein Österreicher. Und irgendwie hat es sich so ergeben, dass Thomas – äh glaub ich, sagte, er könne sich das vorstellen. Und äh – ich weiß jetzt nicht mehr, ob [sich] zu dem Zeitpunkt schon oder erst später diese Liebesgeschichte zwischen Thomas und Gabi Kröcher-Tiedemann entwickelt hat, aber ich meine, das wäre erst gewesen, nachdem klar war, dass er – äh sich auch der Gruppe auch anschließt.

Die zahlreichen Pausen in dieser Erzählpassage sind ein Zeichen dafür, dass sie in ihrer Erinnerung an den Prozess, wie es zur Entscheidung kam, wer mit der Familie des Entführungsofopfers in Kontakt treten sollte, ein ethisches Problem anspricht. In ihrer Erzählung verweigert sie, Verantwortung für den Entscheidungsprozess zu übernehmen, sie schiebt es auf die Situation bzw. die Gruppe und behauptet, dass Gratt diese Entscheidung alleine gefällt habe. Ganz zum Schluss der Erzählsequenz bringt sie noch ein weiteres Entlastungsargument in die Erzählung ein, indem sie die Liebesaffäre zwischen Gabi Kröcher-Tiedemann (1951-1995) und Thomas Gratt als Grund für seine Entscheidung anführt. Später im Interview, als sie ihre eigene Entscheidung, sich dem bewaffneten Kampf anzuschließen, reflektiert, die für sie eine bewusste und damals und heute stimmige war, kommt sie nochmals auf die österrei-

⁹ Tatsächlich dürften sich die österreichischen Sprachkenntnisse doch sehr in Grenzen gehalten haben. Als Vielt, Plambeck und Rollnik in der Burggasse von Studenten eine Wohnung für die Sommermonate anmieteten, gaben sie sich als Schweizer Studentinnen aus. Den Studenten, die die Wohnung vermieteten, fiel zwar auf, dass „die Schweizerinnen“ mit deutschem Akzent sprachen, aber da es in Österreich keine Terrorismushysterie wie in der BRD gab, war ihnen weder dieses Faktum noch die Vorauszahlung der Miete mit Bargeld verdächtig vorgekommen.

chischen Helfer zu sprechen. Während sie ihre Entscheidung als bewusst getroffene darstellt, benützt sie für die Österreicher die Passivkonstruktion „hineingezogen worden“. Eine Erwähnung der Interaktion zwischen den Gruppenmitgliedern und den österreichischen Studenten vermeidet sie, und somit bleibt unklar, durch wen sie hineingezogen wurden. Rückblickend findet sie keinen klaren Standpunkt zur Rolle der österreichischen Unterstützer, sie oszilliert zwischen einer Darstellung als verführte Opfer und als selbstverantwortliche Aktivistinnen. In der Interviewpassage beginnt sie mit einer Differenzierung zwischen ihrer bewussten Entscheidung und der raschen, fremdbestimmten Politisierung der österreichischen Studenten und kommt dann – wohl auch weil ihr die Konsequenzen dieser Darstellung in Hinblick auf ihre eigene Verantwortlichkeit klar werden – zu einer Abschwächung dieser Position.

Aber diese Möglichkeiten hatten sie ja gar nicht, sie sind schnell in was reingezogen worden ohne – ne – lange – Entscheidungsgeschichte vorher. [nachfolgend ganz schnell gesprochen] Obwohl ich würde auch sagen, jetzt habe ich gesagt, hineingezogen – da würde ich fast auch sagen, sie haben sich schon auch selbst entschieden, ich will ihnen diese eigene Entscheidung auch nicht abnehmen.

Dass auch das damalige Umfeld der Mithelfer an der Palmers-Entführung durch die hegemonialen Narrative über die dominanten deutschen Frauen geprägt wurde, zeigt die Reaktion eines ehemaligen Aktivistinnen der linken Szene Wiens auf Gabriele Rollniks Auftreten im Dokumentarfilm „Keine Insel“. Peter Zakravsky, der wie die an der Palmers-Entführung beteiligten Studenten Mitglied der APG war, unterzog Rollniks Darstellungsweise in der Wochenendbeilage der Tageszeitung „Die Presse“ einer harschen Kritik:

Der Filmauftritt von Gabriele Rollnik übertrifft alles. Hergerichtet wie eine biedere Hausfrau, die für die Familie jeden Morgen Spiegeleier brät, leiert sie Sätze in einer Distanziertheit herunter, die man ihr als Arroganz auslegen muss. Gesagt wird nichts, nur geredet. Die Frage nach der Hauptverantwortung stellen ihr die Filmemacher nicht, weder für den Menschenraub noch für den Verbleib der Beute. So gelingt es ihr, den ganzen Film hindurch ihre Maske der Biederkeit aufzubehalten. (Zakravsky 2007)

Erzählungen über die Flucht

Nach der Übergabe des Lösegeldes, das die Familie Palmers unter Umgehung der Polizei bewerkstelligt hatte, verließen die meisten Aktivistinnen und Aktivistinnen der „Bewegung 2. Juni“ Wien und nahmen den Großteil des Lösegeldes mit. Die in Wien verbliebenen Personen – wobei hier weder aus den Akten zur Wiener Gerichtsverhandlung noch aus den Erinnerungsinterviews hervorgeht, um wen es sich gehandelt hatte – beseitigten die Spuren in den von ihnen benutzten Wohnungen und wollten zwei Wochen nach der Entführung mit zwei gestohlenen Autos, die von Thomas Gratt und seinem Freund Othmar Kepplinger gelenkt wurden, über die Schweiz nach Italien ausreisen. Im Unterschied zur Entführung, die von den Entführerinnen und Entführern perfekt organisiert worden war, verlief die Flucht von Anfang an chaotisch und führte

schließlich zu Inhaftierung der zwei österreichischen Studenten in der Schweiz. Nachdem man Gratt und Kepplinger die Einreise nach Italien an mehreren Schweizer Grenzübergängen verweigert hatte, weil Italien die Einreise von Autos nur gestattete, wenn der Name des Fahrzeuglenkers mit dem Zulassungsschein des Autos übereinstimmte, fuhren die deutschen Terroristinnen und Terroristen mit dem Pendlerzug nach Italien. Gratt und Kepplinger wurden zurückgelassen und verhielten sich so amateurhaft, dass zuerst Gratt und dann Kepplinger in Chiasso von der Schweizer Polizei verhaftet wurden.

Die Details der dilettantischen Flucht, die bald in Wien bekannt wurden, unterstrichen die hegemoniale Interpretation des Palmersfalles, die besagte, dass unerfahrene Studenten von deutschen Terroristinnen verführt und nach der Tat in der Schweiz zurückgelassen worden seien, worauf Gratt und Kepplinger auf sich selbst gestellt nicht mehr gewusst hätten, wie sie sich verhalten sollten. Allerdings ist hier anzufügen, dass die Flucht nicht erst im Grenztort Chiasso amateurhaft verlief: Man hatte vorab nicht recherchiert, welche Gesetze für die Einreise mit Autos nach Italien galten, und für die Überstellung von gestohlenen, zweitklassigen Autos ein enormes Risiko auf sich genommen. Eines der Autos erlitt bereits während der Fahrt durch Österreich einen Schaden am Auspuff, womit es so laut war, dass die Schweizer Polizei ein Strafmandat wegen ungebührlichen Lärms verhängte. Man hatte zwar einen Teil des Lösegeldes, aber keine Schweizer Münzen, die man zum Tanken bei den Automaten auf den Schweizer Autobahnen gebraucht hätte. In Chiasso schließlich verhielt sich der übermüdete Gratt derartig orientierungslos und auffällig, dass er von einem Polizisten für einen Drogenabhängigen bzw. Drogendealer gehalten und festgenommen wurde. Die Schweizer Polizei fand bei ihm einen Teil des Lösegeldes, das er am Leib trug, weiters zwei gesuchte Waffen, die Schreibmaschine, mit der der Erpresserbrief getippt worden war, und falsche Ausweise. Kepplinger wurde kurze Zeit später festgenommen, als er sich Gratts abgestelltem Auto näherte. Ein paar Tage später, am 28. November 1977, gelang es der österreichischen Polizei, die anfangs von einem rein kriminellen Delikt ausgegangen war, auch Pitsch zu inhaftieren, der unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Verhaftungen in der Schweiz eine Presseerklärung zu Gratt und Kepplinger herausbrachte und sich dann durch ständige Wohnungswechsel in Wien versteckt hielt.

Erzählungen über die Flucht sind für die Betroffenen in zweifacher Weise schwierig: einerseits weil die Flucht mit der Verhaftung endete, andererseits weil mit dieser Erzählung zwangsläufig die Frage der Selbst- und Fremdwahrnehmung als „Terrorismus-Dilettanten“ aufgeworfen wird. Othmar Kepplinger war ursprünglich gar nicht als Fahrer vorgesehen gewesen, sondern hatte nur die Aufgabe übernommen, einen völlig unbeteiligten Fahrer für eine Autoüberstellung zu finden. Erst als dieser vorgesehene Lenker krank wurde, sprang er ein. Im Interview betont Kepplinger, dass er ursprünglich nur die Aufgabe übernommen hatte, ein Auto zu überstellen, und nicht in die Flucht der Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ involviert hätte werden sollen. Bereits während der Fahrt durch Österreich entschieden die deutschen Terroristinnen und Terroristen aber, dass es bequemer für sie sei, die Personen auf zwei Autos aufzuteilen. Kepplinger, der akzeptiert hatte, eine strafrechtlich harmlose Überstellung eines gestohlenen Autos durchzuführen, befand sich also in Mitten einer Fluchtbewegung von gesuchten Terroristen.

Und ich nicht alleine, wie es geplant war, mit einem Auto, schlicht eine Autoüberstellung mache, sondern mitten drin war in einer Fluchtbewegung, die mehrere Personen betroffen hat, in zwei Autos, dessen eines halt ich gelenkt hab.

Gratt beschreibt die Entscheidung, dass sein Freund massiv in die Fluchtbewegung involviert wurde, in der unpersönlichen Formulierung „es hat sich herausgestellt ...“ als ein Arrangement, das der Bequemlichkeit gedient habe, und er vermeidet es, den Punkt anzusprechen, dass Kepplinger als Freundschaftsdienst nur zugestimmt hatte, ein leeres Auto nach Italien zu überstellen. Auch wenn Gratt die Konsequenzen dieser Involvierung in eine Fluchtbewegung von gesuchten Entführern, nämlich vier Jahre Haft für Kepplinger, nicht anspricht, ist das Thema Flucht für ihn nicht leicht zu erzählen. Er beginnt seine Erinnerung mit dem schlechten Wetter am Abreisetag, als wäre es ein Zeichen für noch schlimmere Dinge.

Woraufhin wir – so am frühen Morgen, an einem scheußlichen Novembertag von Wien weggefahren sind – äh, der Othmar am Steuer von einem Wagen, ich am Steuer vom anderen. Ursprünglich war's so geplant, der Othmar sollte wirklich solo fahren, also wirklich nicht in Kontakt mit den anderen aus dem Untergrund kommen, hat sich dann aber herausgestellt, dass es viel bequemer ist, wenn man im Auto mehr Platz hat, die Leute, die da fahren, sich auf beide Autos aufteilen.

Dass die für die Beteiligten wenig schmeichelhaften Details der Flucht, die über die grüne Grenze in die Schweiz führte, von Gratt und Kepplinger in ihren Erinnerungsgesprächen ausgeführt werden, verwundert nicht, denn an diesen Einzelheiten bildete die Öffentlichkeit sich ein Bild über die österreichischen „Terroristenlehrlinge“. Gratt und Kepplinger sprechen über den beschädigten Auspuff und das Faktum, dass sie Gefahr liefen, mit ihren Autos ohne Benzin liegen zu bleiben, weil sie zwar Millionen an Lösegeld, aber keine Schweizer Franken hatten. Gratt meint rückblickend, dass der kaputte Auspuff schuld daran gewesen sei, dass ihnen die Einreise nach Italien verweigert wurde. Er findet damit im technischen Gebrechen des Autos eine Begründung für das Scheitern der Flucht:

Wir haben äh auch insofern Aufsehen erregende Wagen gehabt, weil der eine eben diesen kaputten Auspuff gehabt hat, und äh dadurch ziemlich laut war, und es insofern nicht schwer war zu avisieren, wenn das Auto kommt.

Dass die Schweizer Grenzpolizei in Chiasso, wo die beiden zuerst versuchten, nach Italien zu gelangen, auch andere Grenzübergänge in der Nähe informierten, könnte durchaus der Fall gewesen sein. Allerdings war nicht der kaputte Auspuff, sondern das Nichtübereinstimmen von Fahrzeug und Lenkerpapieren der Grund dafür, warum ihnen die Einreise nach Italien verweigert wurde. Kepplinger erinnert sich in folgender Weise an die Flucht durch die Schweiz:

Und wir hatten keine Münzen, also kein Schweizer Geld, kein Kleingeld eingesteckt. Und waren daher wirklich schon am letzten Tropfen Benzin dann, bis

wir nach Lugano gekommen sind. Und äh – da gab's dann die Überlegung: Wie tun wir jetzt weiter, riskieren wir das, mit fast keinem Benzin da über die Grenze zu fahren oder doch nicht? Und kam halt die Idee, es könnten einige schon mit, mehr oder weniger mit Sack und Pack, äh –, mit einem Schichtbus und Schichtzug in der Früh über die Grenze fahren. Und der Thomas und ich halt allein und mehr oder weniger ohne irgendwelches verfängliche Material – sprich Waffen oder sonst was – äh, halt dann die Autos rüberbringen, später wenn wir nachgetankt haben, und die Geschäfte wieder offen haben, die Tankstellen aufmachen und so.

Für Kepplinger war die Flucht eine Zeit, in der er in einem Ausmaß in die „Bewegung 2. Juni“ involviert wurde, das er nicht vorgehabt hatte, und in der er durch die dilettantische Planung und falsche Entscheidungen anderer zu Schaden kam. Eine direkte Auseinandersetzung mit diesem Hineinziehen seiner Person in die Absetzbewegung aus Wien findet sich nicht in den im Film „Keine Insel“ verwendeten Interviews. Dass Gratt am Körper Lösegeld trug und zwei gesuchte Waffen bei sich hatte, was zu ihrer Inhaftierung führte, spricht Kepplinger im Interview mit den Worten „mehr oder weniger ohne irgendwelches verfängliche Material“ an. Seine Solidarität mit der Sache und seinem Freund lassen es nicht zu, die Beschreibungen der missglückten Flucht auch in einen Verantwortungszusammenhang zu stellen.

Erzählungen über die Festnahme in der Schweiz

Nachdem Gratt und Kepplinger bei mehreren schweizerisch-italienischen Grenzübergängen vergeblich versucht hatten, die zwei Autos nach Italien zu bringen, wollten sie die in Italien auf sie wartenden Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ über die Probleme informieren. Kepplinger reiste daher per Bahn zum vereinbarten Treffpunkt nach Italien. Als er wieder nach Chiasso zurückkehrte, fand er seinen Freund nicht am vereinbarten Treffpunkt vor, denn Thomas Gratt war in der Zwischenzeit von der Schweizer Polizei als vermeintlicher Drogendealer verhaftet worden. Die Erzählung über seine Verhaftung beginnt Gratt mit einer Selbstbezeichnung („Blöd wie ich halt bin ...“) und einer Bemerkung darüber, wo er sein Auto abstellte. Er antizipiert hier bereits eingangs die Verhaftung seines Freundes, der – als Gratt nicht beim vereinbarten Treffpunkt erschienen war – Gratt's Auto suchte und dort von der Schweizer Polizei erwartet wurde. Eindringlich schildert Gratt seine Orientierungslosigkeit, als er allein in Chiasso wartet, und seinen Rollenkonflikt bei der Verhaftung, wobei er – dem Verhaltensmuster eines Terroristen widersprechend – nicht von der Waffe Gebrauch macht.

Blöd wie ich halt bin, hab den Wagen ziemlich genau dort abgestellt, wo ich mich davor vom Othmar getrennt hab [zeigt mit den Händen], sodass die beiden Wagen wirklich in Sichtnähe gestanden sind, und äh bin ausgestiegen –, nicht genau wissend, was ich jetzt tun soll, und bin einfach auf der Straße so Richtung Stadt, im Prinzip schon Richtung Grenze, aber eher Richtung Stadt gegangen, hab eher gedacht, ich möchte jetzt den Othmar treffen. Und war noch nicht zehn Meter vom Auto entfernt, äh – ist ein Polizeiwagen neben mir stehengeblieben, Bullen ausgestiegen und mich aufgefordert, in dieses Auto zu

steigen [gequältes Lachen] – Und ich kann mich noch erinnern, ich hab rundum geschaut, da sind schneebedeckte Berge, ich hab gewusst, ich hab zwei Waffen einstecken, aber ich kann damit wirklich nicht umgehen, also ich hätt' wirklich nicht gewusst, was ich mit so einem Ding in der Realität anfangen soll, und hab aber gleichzeitig gewusst, in ein Bullenauto kann ich eigentlich nicht einsteigen, bin aber dann trotzdem eingestiegen – – einfach auch weil ich, ich hab einfach nicht mehr gewusst, wie soll ich mich jetzt verhalten. Django-Spielen¹⁰ ist bei mir nicht wirklich drin. Und sind die Bullen mit mir zu ihrem Kommissariat gefahren – – und jetzt Leibesvisitation, und damit war eigentlich alles gelaufen.

Die verhafteten österreichischen Studenten bezeichneten sich immer als „politische Gefangene“ und verlangten als Untersuchungshäftlinge auch eine Zusammenlegung mit Waltraud Boock, dem nach einem Bankraub in Wien inhaftierten RAF-Mitglied. Obwohl Gratt im Interview sagt „damit war eigentlich alles gelaufen“, betrachtet er seine Verhaftung nicht als Ende seines politischen Aktivismus, er interpretiert vielmehr seinen Status als Gefangener als andere Form des politischen Kampfes und schließt damit an seiner „Knastarbeit“ für Boock an.

Die Front ist ja nicht verlaufen zwischen äh militärischem Angriff und justizieller Gegenmaßnahme, sondern – schon teilweise, weil ja die Ausgangslage für mich eigentlich war, äh, Solidarität mit den Gefangenen, ist für mich auch in dem Moment, wo ich verhaftet war, nicht die Möglichkeit politischer Aktivität in diesem Zusammenhang, also im Zusammenhang politisch-militärischer Kampf beendet gewesen, sondern er ist auf eine Ebene gebracht worden, die wir damals Zwangslegalität genannt haben.

Mit diesen Worten versucht er, seine Verhaftung als politisch sinnvolles Ereignis zu deuten. Mehrere Hungerstreiks, die die inhaftierten Studenten im Gefangenenhaus in Wien durchführten, und die politischen Erklärungen zeugen davon, dass sie sich als Inhaftierte nach wie vor als militante Kämpfer gegen den Staat sahen. Gratt betont an anderer Stelle im Interview, dass seine Beteiligung an der Palmers-Entführung nicht als „Dummheit“, sondern als bewusste politische Entscheidung zu verstehen sei. Wie Gabriele Rollnik, die ebenfalls eine retrospektiv positive Sicht auf den bewaffneten Kampf in der Stadtguerilla hat,¹¹ grenzt auch er sich nicht vom politischen Konzept der militanten Linken ab. Während aber Gabriele Rollnik in ihrer positiven Sicht auf die Militanz der 1970er und 1980er Jahre auch das Scheitern und die Fehler anspricht und sie sich damit in einem politischen Diskurs um die Evaluierung der Politik des Linksextremismus positioniert (Rollnik 2003, 2007), kämpft Gratt gegen die hegemonialen Deutungen der Palmers-Entführung an. Bei ihm geht es weniger um ein Abwägen politischer Ideen und Strategien, sondern um die Behauptung einer eigenen Ent-

¹⁰ Er spielt hier auf einen männlichen Filmhelden aus den während der 1970er Jahre populären Italo-Western an.

¹¹ Sie sagt im Dokumentarfilm „Keine Insel“ resümierend zum bewaffneten Kampf: „Ich bin immer noch froh, dass ich das probiert habe, dass ich das gemacht habe, und ich denke aber äh wir sind auch zu Recht gescheitert, weil äh in diesem Kampf hat sich auch gezeigt, da haben sich äh, äh auch die Mängel äh, äh unseres Kampfes gezeigt – und auch unserer Strukturen.“

scheidung, die dem hegemonialen Narrativ von der Verführung naiver Jugendlicher entgegengestellt wird.

Mir ist es weiterhin darum gegangen, äh im gesamten Verhalten, einfach zum Ausdruck zu bringen, das ist jetzt nicht irgendwie eine Dummheit, die ich einmal so schnell gemacht hab', sondern das ist eine Entscheidung gewesen, zu der ich steh' und für die ich auch bereit bin, die Konsequenzen zu übernehmen [geschlossene Augen, Blick nach innen] – auch wenn diese Konsequenzen eventuell heißen Knast.

Kepplinger erzählt über seine Inhaftierung nicht als politisch bedeutsames Ereignis, sondern betrachtet sich retrospektiv als Opfer der Umstände (ohne seinen Freund Thomas direkt als Verantwortlichen für seine Involvierung zu nennen). Auffällig ist, dass er sich über Tempusbegriffe (frühzeitig, vorzeitig, verfrüht, eingebremst) distanziiert, womit er ausdrücken kann, dass er nicht generell unsolidarisch mit der Sache ist.

Äh, in meinem speziellen Fall, war halt die Wahrnehmung dieses Moments der Verhaftung, das war extrem, kam mir frühzeitig und vorzeitig vor, na, das war einfach total verfrüht, in der Relation zu dem, was ich wirklich gemacht habe, na. Hab mir gedacht, jetzt sitz' ich da auf einmal mit einer Anklage Palmers-Entführung, die mir absolut – äh eine Schuhnummer zu groß ist, als auch in der Relation jetzt für das, was ich tatsächlich gemacht hab.

Wenn ich jetzt äh sage, wie ich mich gefühlt hab, schon sehr eingebremst momentan, sehr, sehr abrupt und vehement eingebremst, und eigentlich in einer Entwicklung, die für mich kaum begonnen hatte. Also ich hab da irgendwie schon noch einiges vor gehabt und mir kam das natürlich sehr verfrüht vor.

Zusammenfassung

In dem Text ging es mir um eine Analyse der Erinnerungen von Personen, die in die Entführung des Wiener Industriellen Walter Palmers im November 1977 als Beteiligte oder Unterstützer der „Bewegung 2. Juni“ involviert waren, wobei die Interviews, die im Dokumentarfilm „Keine Insel“ Verwendung fanden, daraufhin ausgewertet wurden, in welcher Weise sie sich auf die hegemonialen Interpretationsmuster des Palmersfalles beziehen. Bereits kurz nach der Tat, als mit der Verhaftung der österreichischen Mittäter und Unterstützer die Details der Entführung mit terroristischem Hintergrund bekannt wurden, stellten mediale Diskurse die Palmers-Entführung in einen interpretativen Rahmen der Verführung junger Österreicher durch dominante deutsche Terroristinnen. Hegemoniale Interpretationen des Linksterrorismus aus der BRD, wo in den 1970er Jahren eine Verknüpfung von Feminismus und Terrorismus den medialen Diskurs bestimmten, wurden mit Narrativen zur österreichischen Geschichte verbunden und fügten sich so zu einen spezifisch österreichischem Interpretationsmuster für den Linksterrorismus im eigenen Land. Die bis Mitte der 1980er Jahre gängige „Opferthese“, die Österreicher als Opfer des deutschen Nationalsozialismus sah, unterstützte die Sicht, dass die österreichischen Beteiligten am Palmersfall bloß Opfer der dominanten Deutschen gewesen seien, dass sie von deutschen Terror-

ristinnen verführten worden wären. Narrative, die politische Verantwortung externalisierten, und das archetypische Narrativ der Verführung zum Bösen durch die Frau fügten sich zu einem hegemonialen Interpretationsmuster.

Alle damals Beteiligten, die für den Film interviewt wurden, bezogen sich auf die Frage, wie die österreichischen Studenten in den Fall involviert wurden, und kommentierten die Gruppeninteraktion zwischen den deutschen Terroristinnen und den Österreichern. Die Interviewten bezogen sich aber in gänzlich unterschiedlicher Weise auf das hegemoniale Narrativ. (1) Reinhard Pitsch kreierte eine Gegenerzählung, in dem er die geschlechtsspezifische Interpretation der Verführung durch starke Frauen umdreht und behauptet, die deutschen Terroristinnen, die er in Wien im Juni 1977 zufällig kennen gelernt hatte, hätten einen „Männermangel“ gehabt und wären als Frauen für das Leben im Untergrund weniger geeignet gewesen als heterosexuelle Pärchen. Mit diesem counter narrativ ist Pitsch in der Lage, den Guerillakampf aus der Perspektive männlicher Vorherrschaft zu sehen. Eine Aufsprennung des gängigen Interpretationsrahmens gelingt aber nur ansatzweise, weil er auch in seinem counter narrativ der geschlechtsspezifischen Interpretation verhaftet bleibt. (2) Thomas Gratt akzeptiert in seinen Erinnerungen weitgehend das hegemoniale Interpretationsmuster; ohne die weiblichen Gruppenmitglieder der „Bewegung 2. Juni“ zu nennen, beschreibt er sich als schwach und in einer untergeordneten Position in der Gruppe. Er betont die Kluft zwischen seinen jugendlichen Fantasien über den bewaffneten Kampf und seinen tatsächlichen Aufgaben bei der Vorbereitung einer Entführung. Auch mit der Infragestellung seiner Männlichkeit – durch die sprachliche Abgrenzung vom Waffengebrauch, einem Bubenspiel und einem machistischen Filmhelden – unterstreicht er Zustimmung zur hegemonialen Interpretation und akzeptiert für sich die Rolle des von andern/deutschen Terroristinnen dominierten, schwachen Gruppenmitglieds. (3) Othmar Kepplinger, der sich von allen Interviewten am weitesten von seiner Vergangenheit distanziert, thematisiert kaum das Verhältnis zu den deutschen Terroristinnen, mit denen er weniger als die anderen österreichischen Unterstützer zu tun hatte, als vielmehr seine innige Freundschaft zu Thomas Gratt, die ihn dazu brachte, zum Fahrer eines Fluchtautos zu werden. Er sieht sich im Interview als jemanden, der gegen seinen Willen tief in die Entführungsaktion hineingezogen wurde. Die Tatsache, dass er über die Freundschaft zu Gratt weit weniger euphorisch spricht als dieser, lässt darauf schließen, dass er zumindest indirekt die Frage der Verantwortlichkeit für seine Involvierung aufwirft. (4) Gabriele Rollnik, für die die Palmers-Entführung nur ein kleiner Teil ihres Lebens als Mitglied der „Bewegung 2. Juni“ war und die bei aller Kritik am bewaffneten Kampf ihre Vergangenheit als Terroristin positiv in ihre Lebensgeschichte integrieren konnte, spricht zwar die Frage der Verantwortung der deutschen Terroristinnen für die österreichischen Helfer an, doch sie kommt zu keiner stimmigen Interpretation. Sie schwankt zwischen dem hegemonialen Narrativ, dass die Studenten – wie sie sagt – „schnell in was hineingezogen“ wurden, und der Betonung der Eigenverantwortlichkeit der österreichischen Unterstützer.

LITERATUR

Balz, Hanno (2008): *Von Terroristen, Sympathisanten und dem starken Staat. Die öffentliche Debatte über die RAF in den 1970er Jahren*, Frankfurt am Main.

- Bandhauer-Schöffmann, Irene (2009): „Emanzipation mit Bomben und Pistolen“? Feministinnen und Terroristinnen in den deutschsprachigen Sicherheitsdiskursen der 1970er Jahre, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2009, H. 2, 65-84.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene (2010): Deutsche Terroristinnen in Österreich. Konstruktionen von Geschlecht und Nation in den österreichischen Sicherheitsdiskursen anlässlich der Palmers-Entführung 1977, in: *Zeitgeschichte*, 37. Jg., H. 2, 111-137.
- Diewald-Kerkmann, Gisela (2009): Frauen, Terrorismus und Justiz. Prozesse gegen weibliche Mitglieder der RAF und der Bewegung 2. Juni (=Schriften des Bundesarchivs 71), Düsseldorf.
- Dvorak, Josef (1979): Trotskopfs Entführung. Psychologisches zum 1. österreichischen Terroristenprozess, in: *Neues Forum*, XXVI. Jg., Heft 303/304, März/April 1979, 16-18.
- Freitag, Wolfgang (2007): Nicht einmal Pfadfinder, in: *Die Presse, Spectrum*, 15.9.2007. (Interview mit Thomas Gratt aus dem Jahr 2002)
- Friesenbichler, Georg (2008): Unsere wilden Jahre. Die Siebziger in Österreich, Wien.
- Korndörfer, Lutz (2008): Terroristische Alternative in der BRD: Die Bewegung 2. Juni, in: Alexander Straßner (Hg.): *Sozialrevolutionärer Terrorismus*, Wiesbaden, 237-256.
- Lackner, Erna: Österreich – das Hinterland des RAF-Terrors, in: *FAZ* 14. Mai 2007.
- Pohoryles, Ronny (1979): Mit Terrorurteilen Terrorszene aufgebaut?, in: *offensiv links*, 6. Jg., Nr. 50, März, 6-7.
- Rollnik, Gabriele (2007): Nach dem bewaffneten Kampf, in: Angelika Holderberg (Hg.): *Nach dem bewaffneten Kampf. Ehemalige Mitglieder der RAF und Bewegung 2. Juni sprechen mit Therapeuten über ihre Vergangenheit*, Gießen, 143-152.
- Rollnik, Gabriele und Daniel Dubbe (2003): *Keine Angst vor niemand. Über die Siebziger, die Bewegung 2. Juni und die RAF*, Hamburg.
- Siegert, Michael (1979): Große Wahnschaffe. Verwirktes Strumpfgeld, in: *Neues Forum*, XXVI. Jg., Heft 303/304, März/April, 12-15.
- Staudinger, Martin und Klaus Zellhofer (1998): *Kleine Brüder des Terrors. Die Entführung des Industriellen Walter Palmers durch Terroristen der „Bewegung 2. Juni“ und ihre österreichischen Handlanger*, in: Bärbel Danneberg, Fritz Keller, Aly Machalicky, Julius Mende (Hg.): *Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe*, Wien, 82-103.
- Terhoeven, Petra (2008): „Der Tod und das Mädchen“. Linksterrorismus im Visier der italienischen und deutschen Öffentlichkeit, in: Ute Schneider et al (Hg.): *Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper*, Frankfurt am Main, 437-456.
- Viett, Inge (1996): *Nie war ich furchtloser. Autobiographie*, Hamburg.
- Wunschik, Tobias (2006): *Die Bewegung 2. Juni*, in: Wolfgang Kraushaar (Hg.): *Die RAF und der linke Terrorismus*, Bd. 1, Hamburg, 531-561.
- Zakravsky, Peter: Als alles vorbei war, in: *Die Presse, Spectrum*, 15.9.2007, online unter <http://diepresse.com/home/spectrum/zeichenderzeit/330099/index.do>

Das Schloss zwischen Himmel und Erde

Zwei Schwestern und ihre Geschichte der *Duldung*¹

Damir Mitrić

Mein Zuhause ist wie auf dem Schloss, das weder auf der Erde noch im Himmel ist. So, dort, dort ist mein Zuhause. Erinnerst du dich an dieses Märchen? Das Schloss zwischen Himmel und Erde? Meine Adresse. (Lacht)² Da hast du es. Danke für dieses Gespräch. Falls mir noch etwas einfällt schicke ich dir einen Brief.³

Einiges ist schon über die *Duldung* geschrieben worden, die in den 1990er Jahren als Grundlage der Aufnahme von etwa 342.000 Flüchtlingen aus Bosnien und Herzegowina (Bosnien) in Deutschland diente. (Oschlies 1997, 119) Die letzten beiden Jahre habe ich darüber gelesen, geschrieben, davon geträumt. Und obwohl ich dieses *Dulden* selbst erfahren habe, verstehe auch ich die *Duldung* nur mit Mühe.⁴

Wie soll ich sie dann jemanden erklären? Ein deutscher Referendar, im australischen öffentlichen Dienst tätig, hat es versucht. In seiner Eingabe an den Senatsausschuss für behördliches Ermessen in Migrationsangelegenheiten mit dem Titel ‚Option of Suspension of Removal under German Law‘ (Die *Duldung* in deutschen Recht) erläutert er

Die Duldung ist kein Visum [Aufenthaltsrecht], sondern ein Instrument der Toleranz oder Verzögerung, welches die Abschiebung untersagt. Es ermöglicht das Aufheben der Vollstreckung der Ausweisung. Allerdings hat es keine Auswirkung auf den Status des Ausländers. Es ist keine Aufenthaltserlaubnis für den Ausländer und führt nicht zum legalen Aufenthalt in Deutschland. Stattdessen macht es den illegalen Aufenthalt nicht kriminell und daher nicht straf-

1 Der Text ist die deutsche Übersetzung meines Vortrages auf der Internationalen Oral-History-Konferenz in Prag 2010.

2 Ich habe mich entschieden, solche nicht-verbale Äußerungen im Transkript kenntlich zu machen, da sie ein wichtiger Bestandteil des Dialogs zwischen mir und den Interviewten sind. Wie alle sechsundzwanzig Interviewten haben Marina und Ana sowohl Deutsch als auch Bosnisch gesprochen. Daraus ergaben sich manchmal ungewöhnliche – bisweilen auch ungelenke Formulierungen, die ich bei der Transkription beibehalten habe, um einen genaueren Eindruck zu vermitteln.

3 Ana, Interview mit dem Autor, 21. August 2008, Aachen, Abschrift: La Trobe University, Melbourne, 15.

4 Ich habe zwischen 1994 und 1999 als bosnischer Flüchtling in Deutschland gelebt. Nach der Erteilung einer Abschiebung Anfang 1997 kämpften meine Eltern, die in einer ethnisch gemischten Ehe leben, ohne Erfolg gegen unsere Rückkehr nach Bosnien. Schließlich wanderten wir im April 1999 als ‚humanitarian refugees‘ nach Australien aus.

*bar. Der Ausländer kann nur für die angegebene Zeitspanne nicht abgescho-ben werden.*⁵

Meine Unfähigkeit, dies zu verstehen, ist daher vielleicht nicht ganz so verwunderlich. Ich muss gestehen, dass das Lesen dieses Textauszugs mich erleichtert. Es ist sicherlich völlig in Ordnung, sich unbehaglich mit einer Definition zu fühlen, die einen Menschen als ‚illegal, aber nicht kriminell‘ bezeichnet. In diesem Sinn finde ich sogar Trost in der Verwirrung.

Diese Verwirrung ermutigte mich, sechszwanzig Bosnier und Bosnierinnen zu interviewen, die in den 1990er Jahren die *Duldung* erhielten. Mein Ziel war es, ihre Geschichten zu hören, herauszufinden, wie sie die *Duldung* sahen und erlebten.

Während meine Forschung voranschritt und unsere Gespräche intensiver wurden, entwickelte ich ein tieferes Verständnis von der Bedeutung und Macht des *Storytelling*.⁶ Ich begriff, wie die *Story* das Leben der Menschen durchdringt und gliedert, und ich verstand, in welchem Ausmaß der Akt des Erzählens zur Generierung von Wissen beiträgt.

Rhys Isaac beschreibt *Storytelling* als „a special form of action that suspends for its duration other forms of action“. (Isaac 1997, 208) In Erzählungen wird das Geschehen wiedergegeben, wobei dem Geschehen Sinn verliehen oder auch entzogen werden kann. Somit betrachtet Isaac *Storytelling* als

one of the most powerful forms of that large and pervasive set of social activities directed towards the making, sustaining, and intensifying of meaning – activities that the anthropologist Victor Turner and historian and anthropologist Greg Denning have designated as ‘entertainment’ (...) In the entertainment of storytelling, we are, as the etymology of the word implies, held in an in-between time, as we are taken out of the realm of action and into a powerful one where the possible meanings of actions are contemplated. (Isaac 1997, 208)

Beide, der Erzähler und der Zuhörer, sind in den Prozess der Betrachtung (contemplation) involviert. Das *Entertainment* ist eine gemeinsame Vorstellung, die im gleichen ‚Theater‘ stattfindet – die Voraussetzung jeder *Story*, jedes *Entertainments*.

In diesem Aufsatz geht es um die Geschichten zweier Schwestern, die ich im August 2008 während meines Aufenthalts in Deutschland interviewt habe. Im Schwerpunkt geht es dabei sowohl um ‚ihren‘ als auch um ‚meinem‘ Versuch, die *Duldung* zu verstehen. Ich möchte die Leser an unserem gemeinsamen Versuch teilhaben lassen, diesen Grenzbereich zwischen ‚illegal‘ und ‚kriminell‘ aufzuspüren. Ich lade ein zu dieser gemeinsamen Suche nach dem Schloss zwischen Himmel und Erde. Ich lade ein zu einem Aufenthalt in der ‚Zwischen-Zeit‘.

Als Historiker bin ich mir meiner Verantwortung bewusst: der Verpflichtung des Reflektierens. Wie jede andere Erzählform muss die *Story* interpretiert werden. Je-

5 Department of Immigration and Citizenship, Senate Select Committee on Ministerial Discretion in Migration Matters, *Duldung – Acquiescence, The Option of Suspension of Removal under German Law*, by Nico Federmann, submission to the committee, September 2003, www.aph.gov.au/Senate_minmig/submissions/sub16a.doc (10. October 2007).

6 Ich beziehe mich hier auf Rhys Isaacs Auffassung von *Storytelling*.

rome Bruner betonte in seinem bekannten Artikel *Narrative Construction of Reality*: „It is not textual or referential ambiguity that compels interpretive activity in narrative comprehension, but narrative itself“. (Bruner 1991, 9) Ich bin mir sowohl der ‚erzählerischen Verführung‘⁷ als auch der ‚erzählerischen Banalisierung‘⁸ bewusst. Keine *Story* ist selbstverständlich.

Ich bin mir allerdings auch meiner Zuhörerschaft bewusst. In diesem Falle Historikern. Welche Rolle spielen sie beim sogenannten *Entertainment*? Greg Dening hat in *Dangerous Liaisons* darauf aufmerksam gemacht, dass „theatricality of a writer is the power to make understanding – that is, true knowledge – happen out of a complex story“ (Brady/Dening 1994, 14). Inspiriert durch Dening, habe ich mich entschieden, meinen Text so zu gestalten, dass dem Leser selbst die Macht der Interpretation bleibt. Ich möchte im Leser die Bereitschaft wecken, die schwere Arbeit auf sich zu nehmen, den Sinn zu entdecken.

Verblässendes Bosnien

Die meisten Interviewpartner, mit denen ich während meines Projektes gesprochen habe, schwelgten in Erinnerungen an das Leben in Bosnien vor dem Krieg. Sie beschrieben Unschuld, Harmonie, Frieden, Liebe, Nachbarschaft, Freundschaft und Familienleben. Diese Erinnerungen an das jugoslawische Bosnien tragen ein ‚magisches‘ Element in sich: ‚Es war einmal dieses Bosnien‘. In diesem Bosnien arbeitete man, man liebte, spielte. Man lebte. Die Erinnerungen an das idyllische Leben in dieser Zeit und in diesem Raum sind wichtig, um zu verstehen, wie bosnische Flüchtlinge ihre Lage in Deutschland beschreiben.

Der Verlust dieses Raumes war traumatisch. Natürlich war er traumatisch, wenn man die Brutalität bedenkt, mit der Bosnien ins Chaos verfiel, und wenn man an die ethnischen ‚Säuberungen‘ denkt, die Menschen in die Flucht trieben. Krieg ist eine grausame Erfahrung. Es war aber auch traumatisch, weil der Verlust des Raumes die Grundlage der eigenen Identität zerstörte. Die Frage ‚Wer bin ich?‘ führte plötzlich zu einem ernsthaften Problem.

Im Juni 2008 habe ich Marina in ihrer Wohnung interviewt. Sie hat zusammen mit ihrer Schwester Ana Bosnien als Jugendliche verlassen. Ihre Eltern schickten sie für „zwei Wochen bis die Situation sich beruhigt“ zu ihrem Onkel nach Deutschland.⁹ Inzwischen zweiunddreißig Jahre alt, schreibt Marina ihre Magisterarbeit in Soziologie. Sie ist mit Klaus, einem erfolgreichen Architekten, verheiratet, mit dem sie zwei Kinder hat.

Was ich interessant finde, dir zu sagen ist, dass nach vier, fünf Monaten Aufenthalt in Deutschland die Vorstellung vom Leben in Bosnien und vom dort-

7 ‚Narrative seduction‘ (Bruner 1991, 9): “Great storytellers have the artifices of narrative reality construction so well mastered that their telling pre-empts momentarily the possibility of any but a single interpretation – however bizarre it may be.”

8 ‚Narrative banalization‘ (Bruner 1991, 9): “That is, we can take narrative as so socially conventional, so well known, so in keeping with canon, that we can assign it to some well rehearsed and virtually automatic interpretative routine. These constitute what Roland Barthes called ‘readerly’ texts, in contrast to ‘writerly’ ones that challenge the listener or reader into unrehearsed interpretative activity.”

9 Marina, Interview mit dem Autor, 21. June 2008, Aachen, Abschrift: La Trobe University, Melbourne, 2.

gen Alltag anfängt zu erlöschen. Zum Beispiel fünf Monate nachdem wir mit einem Freund in Kontakt getreten sind, der, ich weiß nicht, uns etwas über Nirvana (eine amerikanische Musikgruppe, Anm. D.M.) erzählt hat, und wir, weil wir die Möglichkeit hatten, hier Nirvana zu hören, wir waren richtig überrascht und konnten nicht verstehen, wie man auch in Bosnien Nirvana hören konnte. Das heißt, da waren schon diese zwei Welten, die sich angefangen haben zu entwickeln, ich schätze mal durch diese Distanz. Ich weiß nicht. Durch dieses entwickelte Land Deutschland verliert man vielleicht die Vorstellung über das eigene Land. [...] Ja. Und sieben Jahre später, sieben Jahre nach dem Ende des Krieges in Bosnien ... (Marina, 3)

Marina bricht zusammen. Sie fängt an zu weinen. Das Interview wird unterbrochen. Marina ist erschüttert, durcheinander. Sie versteht ihre Emotionen nicht. Sie erklärt, dass sie diese Geschichte „mindestens hundertmal schon“ erzählt hat. Ihre Reaktion zeigt sehr deutlich, wie traumatisch der Verlust ihres ‚eigenen Landes‘ ist. Obwohl die Ereignisse mehr als fünfzehn Jahre zurück liegen, bringt das Reflektieren darüber die Erzählung zum Kollaps.

Marina braucht drei Anläufe, um ihre Geschichte in den Griff zu bekommen. Es gelingt ihr, indem sie die Sprache von Bosnisch auf Deutsch wechselt. Zu diesem Zeitpunkt war es ihr nicht bewusst, aber kurz vor dem Ende des Gespräches reflektiert sie. „Ich merke jetzt, wenn ich über bestimmte Sachen in Deutsch rede, betreffen sie mich emotional viel weniger, als wenn ich in meiner eigenen Sprache sprechen würde“. (Marina, 12) Indem sie ihre ‚Adoptiv-Sprache‘ benutzt, kann Marina sich entspannen und beginnt, über ihre Situation in Deutschland zu reflektieren. Dabei macht sie eine sehr interessante Beobachtung darüber, wie die Lage in Bosnien ihr Flüchtlingsleben in Deutschland beeinflusst.

Also für meine temporären Minderwertigkeitskomplexe, die ich hatte, waren natürlich nicht nur Deutschland und dessen Rechtssystem verantwortlich oder eben die Tatsache, dass ich geduldet wurde, sondern [es hat] auch was mit der Sache zu tun, dass während dieser sechs Jahre, wo ich unter der Duldung hier gelebt habe, dass sich in dieser Zeit auch mein Status in meinem eigenen Land mehrmals für mich geändert hat. [...] Denn ich kam als eine Jugoslawin nach Deutschland. Dann bin ich eine Bosnierin geworden. Das heißt, ich habe einen bosnischen Pass bekommen. Und bis zu meiner Hochzeit oder ein Jahr später noch war ich noch Bosnierin, um dann anschließend Kroatin zu werden. [...] Ich meine, man hat dadurch auch mehrere Identitäten wechseln müssen, oder bzw. in wie viele Schubladen musste man noch gesteckt werden? Es gibt einen bestimmten Ausdruck dafür. (Marina, 13)

Marinas Schwester Ana verweist unabhängig von Marina auf das gleiche Thema. Ana studiert Zahnmedizin und bereitet sich auf ihre letzten Prüfungen vor. Sie lebt in einer kleinen Wohnung in Aachen und arbeitet nachts in der Universitätsklinik als Krankenschwester, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. „Ich muss ein Foto machen. Ich plane seit einer Weile das zu tun“. Sie macht eine Pause.

Ich glaube, ich habe mehr als ihr. Reisepässe. Hey, ich hab mindestens fünf oder sechs Reisepässe. Ich wollte sie einrahmen und meine Geschichte erzählen. Aber das machst Du ja jetzt (Lacht). (Ana, 5)

„Ein Faden ohne Ende“

Ausgehend von dieser ‚Identitätskrise‘ widmet sich dieser Aufsatz der Analyse dieser durch die *Duldung* verursachten ‚Minderwertigkeitskomplexe‘. Achtzig Prozent der 342.000 bosnischen Flüchtlinge in Deutschland erhielten Schutz in Form einer *Duldung*. (Koser/Black 1999, 539) Marina und Ana gehörten zu dieser Gruppe. Der Staat hatte sich entschieden, diese Menschen für eine bestimmte Periode nicht abzuschicken. Mit Paragraph 54 des Ausländerrechts von 1990 behielt sich der Staat diese Option allerdings zu jeder Zeit vor. (Renner 1993, 220)

Marina und Ana sprechen beide über die Auswirkung der *Duldung* auf ihr Leben. Wie auch ich wurde Marina als Jugendliche mit dem Ausländeramt in Aachen vertraut. Sie und ihre Schwester waren erst siebzehn Jahre alt, als sie 1991 nach Deutschland kamen. Während die Eltern noch in Bosnien lebten, „haben wir immer unsere *Duldung* selber abholen dürfen“.

Am Anfang war das immer nur für drei Monate. Im Laufe des Krieges wurde das verlängert auf sechs Monate. Aber es war immer ´ne unglaubliche Sache, neh. Nicht nur Aufenthaltsgenehmigung bzw. Duldung war das in dem Sinne, sondern wir brauchten auch immer eine Arbeitserlaubnis, auch fürs Praktikum. Das war ... das war immer ein Faden ohne Ende, oder wie sagt man? (Marina, 7)

Ein geduldeter Bosnier durfte in Nordrhein-Westfalen (NRW) nur arbeiten, wenn kein deutscher Arbeitnehmer oder eine Person mit einer Arbeitserlaubnis verfügbar war. (Kühne/Rüßler 2000, 98) Demnach war es in der Praxis für Bosnier in NRW fast unmöglich, legal zu arbeiten. Diejenigen, denen es gelang, einen Arbeitsplatz zu finden, erlebten, was Marina als ‚ein Faden ohne Ende‘ bezeichnet.

Wir haben damals sechs Wochen vor dem Ablauf der Duldung einen Antrag stellen müssen. Das haben wir gemacht, und wenn wir nach sechs Wochen diesen Antrag genehmigt bekommen haben und eine Duldung bekommen haben, mussten wir damit zum Arbeitsamt. Das hat dann auch drei, vier Wochen gedauert, bis die Arbeitsgenehmigung ausgestellt wurde. Auch nur für die Zeit. Also am längsten war das für drei Monate. Und als wir dann auch die Arbeitserlaubnis genehmigt bekommen hatten, dann war auch wieder die Zeit für die neue Antragsstellung für die Duldung. So ging das dann eigentlich sechs Jahre lang, fünf Jahre. (Marina, 7)

Ana beschreibt ihren Kontakt mit der deutschen Bürokratie dramatischer. Für sie ist es „das Schlimmste, zu den Botschaften [zu] gehen oder zu irgendwelchen Ämtern. Ich kriege heute noch Gänsehaut“. (Ana, 6) Nachdem Ana Probleme hatte, ihren bosnischen Pass zu verlängern, nahm sie die kroatische Staatsangehörigkeit an. Anfangs regte sie dies sehr auf. Sie ging zum Ausländeramt, um ihr Visum in den neuen

Reisepass übertagen zu lassen. Dort sagte ein verärgertes Beamter zu ihr: „Pass auf, dass es das letzte Mal ist, dass wir das machen müssen“. (Ana, 6) Diese Erinnerung brachte Anna auf.

Ah, wie die sind. Sie sind ausgebildet in Psychoterror und nicht Bürokratie und Recht. [...] Generäle, die Atmosphäre, wenn du rein kommst. Ah, sinnlos. Ich kann eine lange Zeit darüber reden, aber siehst du, ich habe lange nicht darüber nachgedacht. Das ist wahrscheinlich Verdrängung. Aber sie waren wirklich unfreundlich. (Ana, 6)

Anas bürokratisches Spießrutenlaufen dauerte von Oktober 1991 bis Mitte 1998. Ich fragte sie, ob sie zustimme, dass die *Duldung* der Grund für die Probleme war, weil die *Duldung* ‚uns‘ in dieses System gezwungen hat.

Ja, weil du keine Rechte hattest. Niemand wollte dir eine Arbeit geben, weil du nur einen Aufenthalt für sechs Monate hast. Ich kann mich genau erinnern, dass wir mit unserem Papa mindestens fünf Mal, wirklich fünf Mal zu diesem Arbeitsamt gegangen sind, um zu fragen. Papa findet eine Arbeitsstelle [...] aber die geben keine Arbeitsgenehmigung wegen unserer Aufenthaltserlaubnis, und sie geben dir keine Aufenthaltserlaubnis, weil du keine Arbeit hast. Wenn dir das klar wird, Mann, das ist Psychoterror. Psychoterroristen. Ja und dann fragen sie sich, warum sind die Ausländer nicht integriert? Hört sich jetzt ein bisschen verbittert an, aber bin ich auch, ehrlich gesagt, ja. (Ana, 7)

Marina fasste zusammen, wie sie sich durch diese Situation entfremdet fühlte.

Also im Laufe der Zeit, wie gesagt, man kam als ein Tourist oder man sah sich als ein junger Mensch, der modern und weltoffen ist, neh. Und mit der Zeit unterdrückte man, ich will nicht sagen, diesen Stolz, sondern die Identität, die man hatte, die ging immer mehr, man wusste also nicht, wohin sie ging. Man war also hier in Deutschland und lebte ein, sagen wir mal, einigermaßen normales Leben im Sinne, dass man einen Ausbildungsplatz hatte und dass man ein eigenes Zimmer im Wohnheim hatte. Von der anderen Seite aber war man aber irgendwie nie von dieser rechtlichen Seite eine vollständig anerkannte oder ernstgenommene Person, würde ich sagen. Ja. Und das hat dann schon vielleicht für den einen oder anderen Komplex gesorgt. Oder nicht einmal ein Komplex, sondern für ein Unwohlsein. Oder einfach nicht wissen, wer, wo man ist, warum ist das so? (Marina, 6)

„Freiheit“ der Bewegung

Ein weiteres Problem war die Tatsache, dass die *Duldung* räumlich jeweils auf ein Bundesland beschränkt war. Demzufolge war es den Geduldeten nicht erlaubt, sich in benachbarten Bundesländern aufzuhalten. (Saenger 1997, 175) Flüchtlinge mussten eine Sondererlaubnis beim Ausländeramt beantragen, um das ‚eigene‘ Bundesland verlassen zu dürfen. (Valentini 2000, 248) Das hatte bizarre Auswirkungen auf die bosnischen Flüchtlinge, die Zuflucht in der Grenzstadt Aachen fanden. Während ihres

Aufenthalts in Aachen wurde die Grenze zwischen Deutschland, Belgien und den Niederlanden immer durchlässiger, und das Schengener Abkommen trat in Kraft. Für die Bevölkerung um das Länderdreieck herum fielen die Grenzkontrollen weg. Sie konnten ungehindert von einem Land in das andere reisen. Geduldete Bosnier durften dies nicht. (Joly 1998, 71) Für einen Deutschen wurde die Grenze unsichtbar; für einen Bosnier war sie eine konkrete Realität. Für ihn galt die neue europäische Bewegungsfreiheit nicht.

Interessanterweise erinnern sich Marina und Ana beide daran, wie sie es geschafft haben, nach Frankreich in den Urlaub zu fahren, obwohl sie zu dieser Zeit nur geduldet waren. Marina begann diese Erzählung mit den Worten: „Ich bin mir nicht sicher, ob du das veröffentlichen kannst“.

Da wollten wir unbedingt nach Frankreich, weil nach Kroatien konnten wir ja nicht, wir wollten nach Frankreich. Das hatten wir bei ihm [dem Beamten] mal erwähnt oder ihn gefragt, ob das denn möglich wäre. Weil mit der Duldung hätten wir nicht das Land verlassen können. Damals existierten ja immer noch alle Grenzen, auch innerhalb West-Europas. Auf jeden Fall war er so nett und hat uns, hat sich strafbar gemacht und hat uns eine Zeitlang eben eine Befugnis ausgestellt. Das heißt, wir konnten mit dieser Befugnis ganz locker in den Urlaub fahren und wieder zurückkommen, und dann hat er das wieder verändert, also wurden wir wieder auf eine Duldung zurückgestuft. Trotz dieser ganzen Bürokratie finden sich trotzdem Menschen, die einen verstehen oder die einem auch was Gutes tun wollen. Das war auch eine schöne Geste, die ich nie vergessen werde. (Marina, 12)

Auch Ana schildert, wie sie nach Frankreich gereist ist. Diese Geschichte war Teil ihrer Beschreibung der deutschen Bürokratie. Sie beschrieb die Beamten als ‚Psychoterroristen‘, als sie plötzlich innehielt und sagte: „Nicht alle, der erste war gut.“ Nachdem sie erzählt hatte, wie sie und Marina mit Hilfe ihres Sachbearbeiters nach Frankreich reisen konnten, bilanzierte sie diese Geschichte mit ehrlicher Dankbarkeit – aber auch mit Ironie: „Er hat das wirklich getan, und wir sind nach Frankreich gegangen. Aber niemand hat uns was gefragt. Keiner wollte unsere Reisepässe sehen.“ (Ana, 9)

Verschollene Jahre

Zu Beginn ihrer Flüchtlingszeit in Deutschland wurde der von Ana und Marina besuchte Sprachkurs von einer Lokalzeitung besucht, die daraufhin einen Artikel über die Schüler und Schülerinnen des Deutschkurses für Ausländer veröffentlichte. Der Journalist fragte die Kursteilnehmer, was sie gerne nach ihrem Abschluss machen würden. Die Schwestern hatten Tourismus im Sinn. Eine Branche, in der sie ihre Sprachkenntnisse nutzen und zugleich die schöne Adriaküste genießen könnten.

Das war eben am Anfang von dem Deutschlandaufenthalt. Mit der Zeit hat sich, je mehr, je länger man hier war und je mehr man eben in diesem System und überhaupt in dem Alter [Teenager] gelebt hat, desto mehr rückten diese Vorstellungen irgendwie in eine ganz andere Richtung. Später war es dann, al-

so mit dem Praktikum und der Ausbildung war es dann wichtig, diese Ausbildung zu machen, damit man später, also nach dem Krieg oder wie auch immer eine Möglichkeit hatte, hier zu bleiben. (Marina, 11)

Für beide Schwestern löste dies große Probleme aus. Wie auch vielen anderen ehrgeizigen bosnischen Jugendlichen wurde ihnen die Möglichkeit verweigert, sich weiterzubilden. Ana erklärte, wie man „später diesen Teil des Lebens nachholen wollte, der einfach fehlte“.

Alles hat sich um fünf Jahre verschoben. Ja. Der Anfang vom Gymnasium und bla bla bla. Und Studium [...] Wahrscheinlich durch diesen Krieg, dadurch dass sie uns diese Möglichkeit zu studieren genommen haben ... Weil wir alle studieren sollten ... Als wir geboren wurden, wussten schon alle, dass wir studieren werden. War es nicht so? Alle sind davon ausgegangen. Was hat uns gefehlt? Zwei oder drei Jahre in Jugoslawien und wir hätten studiert. Was haben wir gekriegt? Fünf Jahre Deutschland. Wir durften nirgendwohin gehen. In dieser Zeit haben wir diese Medizinschule [Ausbildung zur Krankenschwester] gemacht. Wir wollten aufs Gymnasium. Wir wollten direkt aufs Gymnasium. Aber man musste nachdenken. Was machst du in den drei Jahren, die es dauert? Was machst du, wenn das Abitur abgeschlossen ist? Dann wird es [der Krieg] vorbei sein, oder welche Situation wird in Bosnien sein? Ist der Krieg vorbei oder nicht? Das ist unsicher, weil nach dem Abitur hast du nur die Möglichkeit zu studieren. Dann dachten wir, wir machen lieber was Sichereres. Wir gehen zur Medizinschule, weil am Ende dessen hast du vielleicht wenigstens ein Argument, hierbleiben zu können. (Ana, 14)

Mit der Zeit begann Marina, Freundschaften zu schließen, meistens mit Studenten der Universität. Während ihr Freundeskreis wuchs, „hat man schon mit neunzehn oder zwanzig, hatte man doch, ich werde es jetzt so nennen, Minderwertigkeitskomplexe zu haben [gedacht], dass man, ja, dass man irgendwie nicht so gebildet ist, wie man es eben sein könnte“. (Marina, 11) Wie ihre Schwester glaubte Marina: „wäre ich in Jugoslawien geblieben, hätte ich ja auf dem normalen Wege mein Gymnasium gemacht“. (Marina, 11) Stattdessen, „hat sich das im Laufe der Zeit so entwickelt, dass man dann doch eben Vorstellungen hatte, wer ein Abitur in Deutschland hat, der ist schlau, und alle anderen sind eigentlich nicht so schlau, oder die kommen also nicht weiter, die schaffen es einfach nicht auf Grund ihres Intellekts und weiß ich nicht“. (Marina, 11)

Letzen Endes entschieden sich beide Schwestern, an einer Abendschule das Abitur nachzuholen. Drei Jahre lang arbeitete Ana von sieben Uhr dreißig bis sechzehn Uhr im Klinikum als Krankenschwester und besuchte von siebzehn bis einundzwanzig Uhr die Abendschule. „Ich konnte mich nicht die nächsten vierzig Jahre mit dieser Rolle als Krankenschwester abfinden, in welch' auch immer coolen Abteilung“, erklärte sie. Ebenso konnte sich Marina nicht vorstellen „mein ganzes Leben lang am OP-Tisch zu verbringen oder wie auch immer auf der Station oder bei der Nachtwache“. Im Gegenteil, sie erwartete „eine Steigerung von sich, und deswegen waren das dann die Wege, die ich eingeschlagen habe“. In diesem Zusammenhang haben die Schwestern aber verschiedene Meinungen über die Rolle Deutschlands. Für Marina

ist die Tatsache, dass es einen zweiten Bildungsweg gab, Beweis dafür, dass „Deutschland mir also dadurch doch irgendwie Chancen gegeben hat, mich weiterzuentwickeln“. Ana sieht es anders. Aus ihrer Sicht hat Deutschland ihr die Möglichkeit zum Studium genommen. Woher kommen diese verschiedenen Meinungen?

Die Blase platzt

Marina erläutert, dass „die Wahl meiner Ausbildung, Krankenschwester zu werden, ja mit dem Hintergedanken [getroffen war], dass, wenn der Krieg mal zu Ende ist, auf Grund dessen, auf Grund der Ausbildung, [ich] hier bleiben könnte, weil eben die Arbeitskräfte nachgefragt waren“. (Marina, 9) Aber es kam anders. Im April 1997 erhielten Ana und Marina einen Brief von den Behörden „dass unsere *Duldung*, also unsere Aufenthaltserlaubnis mit Titel *Duldung* nicht weiter verlängert wird und dass wir in absehbarer Zeit, dann und dann, das Dokument hab ich hier, dass ich das Land verlassen soll“. (Marina, 9) Marina arbeitete zu dieser Zeit als Krankenschwester im OP-Bereich an der Universitätsklinik in Aachen. Sie versuchte, auf Grund ihrer Arbeit eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Der Leiter der Klinikabteilung, ein bekannter Professor, führte sogar mehrere Gespräche mit den Behörden, aber „irgendwie schien das nicht zu fruchten“.

Und dann, drei Monate nachdem ich meinen [späteren] Mann kennengelernt hatte, der hatte das alles ja auch mitbekommen, dann hat er mich gefragt, ob ich ihn nicht heiraten möchte. Und ich war damals einundzwanzig, gerade einundzwanzig geworden. Da hatte ich keinen Freund, im Januar 1997. Und wenn mir da jemand erzählt hätte: „Du heiratest in einen halben Jahr“, da hätte ich ihn, da wäre ich auf jeden Fall sauer gewesen. (Lacht). Ah, wenn mir das jemand gesagt hätte. Auf jeden Fall, so wird's dann kommen. Und, also im April fragt der Klaus mich, ob wir nicht heiraten wollen. Also meine Antwort war erst mal nicht ja, sondern ich hab erst mal geweint (Lacht). Ja und dann mussten wir, weil der Termin, der Zeitpunkt, wann ich das Land verlassen sollte, immer näher rückte ... und ich zwar dann auch mit dem Rechtsanwalt dagegen vorging oder versucht habe, irgendwie einen Status zu bekommen ... aber es schien alles nicht zu fruchten. Und dann haben wir schon nach drei Monaten meine Unterlagen beantragt, die ich eben aus Bosnien bekommen musste, wenn ich hier heiraten wollte. (Marina, 9)

Es gibt keinen Zweifel, dass Marina ihren Mann liebt. Sie beschreibt ausführlich, wie sie ihn kennengelernt hat und wie „die ganze Aufmerksamkeit, die ich geglaubt habe, nicht bekommen zu haben durch Interaktion oder Kommunikation mit den anderen Menschen, die hier lebten, das kam dann irgendwie alles doppelt und dreifach zurück durch meinen Mann“. (Marina, 8) Aber es ist auch keine Frage, dass sie ohne die *Duldung* sie zur Heirat gezwungen. Gleichzeitig steht die Hochzeit für das Ende ihres ‚Minderwertigkeitskomplexes‘.

Ja, und im August 1997 waren wir dann verheiratet, und dann fiel, weißt Du, die ganze Blase mit Unterlagen und der Lauferei und Ämtern, es fiel auf ein-

mal so ins Wasser. Und es wurde vergessen. Daraus kriegte ich erst mal eine Aufenthaltsgenehmigung auf ein Jahr, und das war nach sieben Jahren Duldung (Lacht). Tja, ich weiß es nicht, [es war] eine unglaublich glückliche Angelegenheit, die so passiert ist. Vor allem, weil ich direkt nach der Hochzeit, nach der Heirat, nach der Erteilung dieser Aufenthaltserlaubnis eine unbefristete Arbeitserlaubnis bekommen hatte, und das war auch unglaublich. Unvorstellbar eigentlich. (Pause) Ja, das war's. (Marina, 9)

Es war das Ende der *Duldung*. Die Blase war geplatzt.

Also mit der Heirat, mit meiner Heirat hat sich dann auch einiges sozusagen in meinem, ich würde sagen, in meinem Lebenslauf oder in meiner rechtlichen Stellung als Mensch in dieser Gesellschaft verändert. Also, ich wurde nicht mehr geduldet, sondern bekam eine Aufenthaltsgenehmigung, wie ich schon bereits gesagt habe [...] Ja genau. Also das gab mir irgendwie nochmal ... nicht die Kraft, sondern man war einfach anders. Man fühlte sich anders, wenn man ein Mitglied der Gesellschaft ist, die einen akzeptiert, sozusagen. (Marina, 12)

Die Heirat öffnete Marina die Tür zur ‚Real-Zeit‘ – die Möglichkeit zur Teilhabe an der deutschen Zeit. Sie steht für das Ende der „nicht vollständig anerkannten oder ernst genommenen Person“. Marina war plötzlich drin – im Inneren. Aus der Sicherheit dieses Raumes reflektiert sie über ihr Leben als Flüchtling. Aus diesem Raum heraus erklärt sie, dass „die Tatsache, dass es einen zweiten Bildungsweg gab, Beweis dafür [ist], dass Deutschland mir also dadurch doch irgendwie Chancen gegeben hat, mich weiter zu entwickeln“.

Wie kommt es aber, dass ihre Schwester Ana, die es ebenfalls geschafft hat, in Deutschland Aufenthaltsrecht zu erlangen, anders denkt? Wieso hat Deutschland Ana „das Recht genommen, sich zu bilden“, wo sie doch kurz vor dem Abschluss ihres Studiums der Zahnmedizin steht?

Schweben

Ich glaube, die Antwort liegt in dem Raum, in dem sich Ana derzeit aufhält. Der Raum, in dem sie ihre Geschichte erzählt. Anders als bei Marina ist Anas ‚Blase‘ nicht mit einer Hochzeit geplatzt. Ana beschreibt keinen grandiosen Moment, in dem das Leben plötzlich einfacher für sie wurde. Stattdessen spricht sie von fortgesetzten Problemen, die sie bei der Verlängerung ihrer neuerhaltenen Aufenthaltsgenehmigung im Ausländeramt erlebt. Sie fühlt sich in Deutschland immer noch in einer sonderbaren ‚Situation‘. Auf die Frage, ob das Flüchtlingsleben einen müde macht, antwortet sie:

Ja. Das schlaucht einen. Und alles fängt an beim Psychoterror im Ausländeramt, also bei den ausgebildeten Sachbearbeitern. Echt. Aber ich muss schon sagen, dass es für mich ... Also diese Flüchtlings[zeit] ist ein ganzes, ein vergangenes ... Also ich bin immer noch in einer Situation, aber nicht eines Flüchtlings, sondern einer Fremden in Deutschland oder eines Ausländers in

Deutschland. Gott sei Dank sind es nicht mehr die Umstände wie bei den Flüchtlingen damals. Aber irgendwelche Probleme gibt's immer noch. (Ana, 11)

Ana ist immer noch in einer prekären ‚Situation‘. Anders als Marina hat sie den Übergang von ‚geduldet‘ zu ‚akzeptiert‘ (noch) nicht geschafft. Sie ist immer noch gefangen, irgendwo ‚dazwischen‘.

Also ich bin der Meinung, dass ich eine sehr integrierte Ausländerin bin. Ich hab mich zwar integriert, aber nicht identifiziert. Ja, ich meine es kommt vielleicht noch. Jetzt bin ich zum Beispiel zweiunddreißig Jahre alt. Ich habe fünfzehn Jahre und zehn Monate in Jugoslawien gelebt, und jetzt fünfzehn Jahre und acht Monate bin ich in Deutschland. Jetzt wird die deutsche Hälfte wahrscheinlich überwiegen und ... Was heißt wahrscheinlich, möglicherweise passiert das, möglicherweise aber auch nicht. Vielleicht werde ich all die deutschen Tugenden erwerben und vielleicht aber auch nicht. Ich bin also wie gesagt integriert, kann mich aber noch nicht mit diesem Land identifizieren. Also ich schwebe richtig in der Luft. Manchmal denk ich mir ... Manchmal würde ich gerne nach Afrika gehen und schreinern, als Schreinerin arbeiten. Aber dafür habe ich die Ausbildung nicht. (Ana, 9)

Ana ‚schwebt in der Luft‘. Sie hat die ‚Real-Zeit‘ nie betreten. Sie ist draußen – außerhalb –, und sie weiß das. Außerhalb des Raumes reflektiert sie über ihr Flüchtlingsleben in Deutschland. Aus ihrem Schwebезustand heraus sagt sie, Deutschland habe ihr die Möglichkeit zum Studium genommen. Aus dem Schloss zwischen Himmel und Erde bietet sie an, mir einen Brief zu schreiben, irgendwann später.

Schuldgefühle

Die traurige Seite dieser Geschichte ist nicht Anas Unfähigkeit, die ‚Real-Zeit‘ zu betreten, sondern die Tatsache, dass sie sich schuldig fühlt, in Deutschland nicht glücklich zu sein. Das war ein wiederkehrendes Thema in unserem Interview. Zum Beispiel beklagt Ana durchweg die Folgen einer nicht bestanden Klausur.

Uni, die Geschichte, die Geschichte, dass ich durch einen Kurs gefallen bin, daraufhin für ein Jahr auf den Platz gewartet habe und den Platz doch nicht bekommen habe durch die organisierte Tombola an der Uni. Und, ah ja. Ich könnte mich wieder reinsteigern, deswegen erwähne ich das vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt. (Ana, 8)

Allerdings ‚steigert sie sich doch rein‘. Sie beschwert sich über ihre Anwälte, die sie viel Geld in Deutschland gekostet haben, und nennt sie ‚Geigen‘. Auf einmal unterbricht sie sich selbst und fährt dann reflektierend fort:

Ich nehme mir oft vor, nicht über Deutschland herzuziehen, weil das trotzdem das Land ist, wo ich lebe und mein Geld verdiene und wo ich mir auch was leisten kann. Und eigentlich auch ein paar Freunde habe. Aber ich weiß es

nicht. Es fällt mir schon schwer, da mal, manchmal ein gutes Haar an denen zu lassen. Vielleicht, ich muss aber auch sagen, ich bin ein negativer Mensch. Manchmal frage ich mich natürlich auch, warum bin ich denn so negativ? Man kann sich aber auch zu viele Fragen stellen. (Lacht) Ja, aber Deutschland, Deutschland, Deutschland. Keine Ahnung, Deutschland, echt. (Ana, 8)

An anderer Stelle erinnert sich Ana an eine Geschichte über meine ersten Erfahrungen mit der australischen Ausländerbehörde, die ich ihr ein paar Tage vorher erzählt hatte. „Wie du gesagt hast. Euch haben diese Leute in Australien, als ihr zum ersten Mal angekommen ward, gesagt: ‚Ihr habt die gleichen Rechte wie jeder andere Staatsbürger, und euch kann nichts mehr passieren‘.“ Dann fügte sie hinzu: „Das ist mir bis heutzutage noch nie passiert, weder von der kroatischen oder bosnischen Seite her noch von der deutschen.“ (Ana, 11) Abermals klagt sie ihr Leid über Deutschland, hält dann aber auf einmal inne.

Ich ärgere mich jetzt selber, dass ich so negativ über dieses Land rede. Aber wenn man sich ... Alles muss man drücken. Du kannst ziehen, so viel du willst, aber wenn du gleichzeitig ziehst und drückst, verdammt ... So sehe ich es manchmal. (Ana, 11)

Zusammenfassung

Als Historiker fühle ich den Drang, etwas zu schreiben, was meiner Verpflichtung dem Leser gegenüber gerecht wird, etwas, das die Bedeutung dessen, was ich geschrieben habe, hervorhebt. Aber ich bin nicht überzeugt – vielleicht nicht zuversichtlich genug –, dass ich den Worten der Schwestern noch etwas hinzufügen kann. Ich hatte beabsichtigt, die abschließenden Worte den Schwestern zu überlassen, deren Verständnis von dem Raum, in dem sie sich aufhalten – um den Worten von Greg Dening Ausdruck zu verleihen (Dening 1996, 38) –, sich durch ihre Darstellung der Vergangenheit konstituiert.

Aber ich meine, es war schwierig, neh. Es war schwieriger, jedes Mal dieses Formular und vor allem nur für eine Duldung immer wieder zu diesen Ämtern zu rennen. Und dabei wird man nur geduldet. Das heißt, man will dich ja gar nicht in dem Land haben, neh. Aber es machte einen doch am Ende ... Es macht einen stark, wenn man es aushält, wenn man es durchzieht. Wenn man bis zum Ende geht und es schafft, macht einen das Ergebnis stark. (Marina, 11)

Tja, ich glaube, mein Blutdruck ist plus 120. Mein Puls ist zu hoch, obwohl ich schon so lange keine Tabletten genommen habe. (Lacht) Ich habe, weißt du, die ganze Zeit, während ich geredet habe, weißt du, wie ich mich gefühlt habe? Meine Brust fühlt sich an wie eine Harmonika. Weißt du, wenn man sie auseinanderzieht und dann drückt und dann dieser Ton. So fühle ich mich. Ich bin atemlos, seitdem wir angefangen haben zu reden. (Ana, 14)

Kann ich wirklich das Fazit den Schwestern überlassen? Schließlich haben sie ihre (Re-)Konstruktionen nicht alleine hervorgebracht. Ich habe mich mit ihnen gemeinsam auf die Suche begeben nach dem Grenzbereich zwischen ‚illegal‘ und ‚kriminell‘. Ich habe die Suche sogar angestoßen. Ich war Teil ihrer ‚Zwischen-Zeit‘, in der Erkenntnis geschaffen und Bedeutung zugeschrieben wurde. Und indem ich diesen Text so geschrieben habe, dass dem Leser die Macht der Interpretation bleibt, sind meine ‚reflektierenden‘ Fingerabdrücke überall erkennbar.

LITERATUR

- Australian Department of Immigration and Citizenship. Senate Select Committee on Ministerial Discretion in Migration Matters. *Duldung – Acquiescence, The Option of Suspension of Removal under German Law*, by Nico Federmann. Submission to the committee. September 2003. www.aph.gov.au/Senate_minmig/submissions/sub16a.doc (10.10.2007).
- Bruner, Jerome (1991): The Narrative Construction of Reality, in: *Critical Inquiry*, vol. 18, no. 1, 1-21.
- Dening, Greg (1996): *Performances*, Melbourne.
- Dimova, Rozita (2006): From Protection to Ordeal, Duldung Status and Bosnians in Berlin, in: Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Working Paper 87, <http://www.mpi-eth-working-paper-0087.pdf> (12.2.2008).
- Isaac, Rhys (1997): Stories and Construction of Identity: Folk Tellings and Diary Inscriptions in Revolutionary Virginia, in: Mechal Sobel: *Through a Glass Darkly: Reflections on Personal Identity in America*, Williamsburg.
- Joly, Daniele (1998): Temporary Protection within the Framework of a New European Asylum Regime, in: *The International Journal of Human Rights*, vol. 2, no. 3, 49-76.
- Koser, Khalid and Richard Black (1999): Limits to Harmonization: The “Temporary Protection” of Refugees in the European Union, in: *International Migration*, vol. 37, no. 3, 521-543.
- Kühne, Peter und Harald Rübler (2000): *Die Lebensverhältnisse der Flüchtlinge in Deutschland*, Frankfurt am Main.
- Brady, Ivan and Greg Dening (1994): An Interview with Greg Dening, in: Donna Merwick (ed.): *Dangerous Liaisons. Essays in Honour of Greg Dening*, Melbourne.
- Oschlies, Wolf (1997): „Duldung“ ist ein (neu)bosnisches Wort, Sankt-Augustin.
- Renner, Günther (1993): *Ausländerrecht*, München.
- Saenger, Michael (1997): Die Rechtsstellung der bosnisch-herzegowinischen Kriegsflüchtlinge, in: *Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik*, vol. 4, 173-182.
- Valentini, Peter (2000): *Deutschland*, in: Hannes Treter (Hg.): *Temporary Protection für bosnische Flüchtlinge in Europa*, Länderberichte, Wien.

Zeitzeugen online

Archive und andere Web-Angebote

Almut Leh

1. Wachsende Nachfrage und veränderte Nutzererwartungen

Seit in den frühen 1980er Jahren in Deutschland ebenso wie in anderen europäischen Ländern die Methode der Oral History Verbreitung fand, sind eine Vielzahl von Zeitzeugenbefragungen durchgeführt worden. Zu Beginn bildete vielfach die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges den thematischen Schwerpunkt der Projekte, doch inzwischen sind auch zu vielen anderen Themen und historischen Phasen Interviews erhoben worden. Es war charakteristisch für die Methode der Oral History, dass neben großangelegten Forschungen vor allem auch viele kleine Projekte auf lokaler und regionaler Ebene durchgeführt wurden. Denn während die Befragung von Zeitzeugen in der Geschichtswissenschaft zunächst heftig umstritten war, erfreute sich die Oral History im außeruniversitären Bereich, in Geschichtswerkstätten ebenso wie in der der Bildungsarbeit, von Anfang an großer Beliebtheit. Nachdem inzwischen auch im akademischen Bereich die Vorbehalte geschwunden sind und die mündliche Quelle weitgehend akzeptiert ist, werden Zeitzeugeninterviews neben schriftlichen Quellen mit großer Selbstverständlichkeit in wissenschaftliche Untersuchungen einbezogen, wann immer sich dies thematisch anbietet. Und aus der Vermittlung von Geschichte in Ausstellungen und Dokumentationen sind Zeitzeugen gar nicht mehr wegzudenken.

Entstanden ist somit ein riesiger Bestand an Zeitzeugeninterviews. Wurden diese Interviews anfangs eher aus Gründen der Sorgfalt oder auch der Trägheit aufgehoben, setzte sich doch bald die Erkenntnis durch, dass diese vom Historiker oder historischen Laien selbst produzierte Quelle über die jeweiligen Forschungs- und Dokumentationsabsichten hinaus auch für künftige Forschungen gesichert und zugänglich gemacht werden sollte. Dafür sprachen – und sprechen – der hohe Aufwand der Erhebung sowie die Vielschichtigkeit des qualitativen Materials, dessen Potential mit einer einzigen Untersuchung kaum ausgeschöpft werden kann. Dabei gibt es einige wenige Archive, die auf Zeitzeugeninterviews spezialisiert sind – wie das „Deutsche Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen oder die „Werkstatt der Erinnerung“ an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg –, aber viele kleine Interviewbestände sind verstreut archiviert, in Kommunalarchiven, bei Geschichtswerkstätten, in Archiven unterschiedlicher Institutionen oder auch gar nicht archiviert, sondern nahezu vergessen in den Schreibtischschubladen einzelner Wissenschaftler lagernd.

Stand anfangs die Aufbewahrung und Sammlung im Zentrum der archivalischen Tätigkeit, so ist inzwischen die Bereitstellung der Quellen von ebenso großer Bedeu-

tung. Schon seit geraumer Zeit stellen einschlägige Archive ein wachsendes Interesse an Zeitzeugeninterviews fest, insbesondere mit Zeitzeugen des Nationalsozialismus. Der Hintergrund ist das in der Zeitgeschichte viel diskutierte Verschwinden der Zeitzeugen. Mehr als 60 Jahre nach Kriegsende können heute kaum noch Menschen befragt werden, die den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg bewusst erlebt haben. Viele sind verstorben, und von den noch Lebenden stehen viele aus Altersgründen für Befragungen nicht mehr zur Verfügung. Gleichzeitig ist das Interesse an der Erforschung des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges ungebrochen. Jan Philipp Reemtsma hat die Prognose gewagt, dass uns diese Phase der deutschen Geschichte noch etwa ein halbes Jahrhundert intensiv beschäftigen wird.¹ Mit dem Sterben auch der letzten Zeitzeugen werden schon in naher Zukunft archivierte Zeitzeugeninterviews der einzige Zugang zu den Erfahrungen dieser Generation sein.

Doch auch die Erwartungen der Archivnutzer haben sich über die Jahre verändert. Durch das Internet gewöhnt an den schnellen Zugriff auf Informationen aller Art, wünschen Nutzer von Archiven heute zumindest die Möglichkeit der Online-Recherche in den Findmitteln, lieber noch die Online-Bereitstellung der Quellen selbst. Technisch vorbereitet auf solche Praxis wären einige Archive durchaus. Weil vielerorts, den Erfordernissen der Langzeitarchivierung folgend, die Digitalisierung der analogen Medien vorangetrieben wird, liegen nicht nur Transkriptionen, sondern auch Ton- und Filmaufzeichnungen in großer Zahl digital vor. Die Archive verhalten sich dennoch eher zögerlich in diesen Fragen. Zwar ist unstrittig, dass zeitgemäße und nutzerfreundliche Formen der Bereitstellung des Interviewmaterials entwickelt werden müssen, dabei dürfen aber der sensible Charakter der Dokumente und die Persönlichkeitsrechte der Interviewten nicht aus dem Blick geraten.

Gleichwohl gibt es inzwischen einige Online-Angebote im Bereich von Zeitzeugeninterviews, von denen hier vier exemplarisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit vorgestellt werden sollen, um einen Eindruck davon zu gewinnen, wie diese unterschiedlichen Ansprüche umgesetzt werden. Entscheidend für die Auswahl der hier vorgestellten Angebote war das Kriterium der Unterschiedlichkeit mit der Absicht, das Spektrum gegenwärtig praktizierter Varianten auszuleuchten. Berücksichtigt werden sollten Anbieter mit verschiedenem institutionellem Hintergrund, Angebote mit verschiedener Zielsetzung, unterschiedlichen Möglichkeiten der Recherche und der Bereitstellung der Dokumente

2. Kriterien zur Bewertung von Webseiten

Für die Evaluierung von Web-Angeboten in welchen Bereichen auch immer gibt es eine Vielzahl von Bewertungskriterien. Grundlegend sind die traditionellen Kriterien: Accuracy (Genauigkeit), Authority (Autorenschaft), Objectivity (Objektivität), Currency (Aktualität), Coverage and Intended Audience (Reichweite der Information und adressierte Teilöffentlichkeit). (Tate/Tate 1999) Ergänzt werden diese allgemeinen Kriterien durch weitere inhaltsbezogene Kriterien der Informationsbewertung: Substantiveness (Wertigkeit), Comprehensiveness (Ausführlichkeit) und Uniqueness

¹ Reemtsma geht davon aus, dass Ereignisse katastrophalen Ausmaßes wie der Dreißigjährige Krieg oder der Holocaust etwa für drei Generationen von prägender Bedeutung sind, insofern sie die Sicht auf das eigene Leben bestimmen. Die Auseinandersetzung mit solchen Ereignissen in Wissenschaft und Kunst währt entsprechend etwa einhundert Jahre (Reemtsma 2004).

(Einzigartigkeit), die das Social Science Information Gateway (SOSIG) zur Bewertung von Web-Angeboten vorschlägt. (Biebl 2000, 9 f.)

Neben inhaltlichen kommt formalen Kriterien eine besondere Bedeutung zu. Die hier untersuchten Web-Angebote richten sich an Geistes- und Sozialwissenschaftler, denen immer noch eine gewisse Skepsis und Rückständigkeit im Umgang mit elektronischen Medien und Kommunikationsformen nachgesagt wird. Bezeichnenderweise existiert in den Geistes- und Sozialwissenschaften bisher keine übergreifende Infrastruktur für die digitale Bereitstellung von Forschungsdaten. (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB) 2008) Gerade einmal 4% der Online-Datenbanken gehören in den Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften. (Poetzsch 2001) Angesichts von Vorbehalten gegenüber digitalen Medien und einer mutmaßlich geringeren technischen Kompetenz der Anwender muss formalen Kriterien besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Entsprechende Kriterien sind: Ease of Navigaton (einfache Handhabung), Provision of User Support (Bereitstellung von Nutzerunterstützung), Use of Recognized Standards (z.B. Kompatibilität), Appropriate Use of Technologie (z.B. interaktive Elemente) und Aesthetics (Design und Layout).²

Und schließlich sind ethische und didaktische Aspekte zu berücksichtigen. Während die Frage der Ethik im Netz in der Regel vor allem als ungehinderter Zugang zu den Internet-Ressourcen interpretiert wird, muss bei der Bereitstellung von Zeitzeugeninterviews vor allem der Schutz der Persönlichkeitsrechte der Zeitzeugen mit bedacht werden. Didaktische Gesichtspunkte spielen insofern eine Rolle, als einige der Angebote sich explizit an Schüler und Studierende richten.³

Im Folgenden wird die Vielzahl der Kriterien hinsichtlich ihrer Relevanz für die hier untersuchten Angebote inhaltlich gebündelt. Konkret untersucht werden die Absicht und die Glaubwürdigkeit des Angebots bzw. des Anbieters, die Möglichkeiten der Recherche und die Zugänglichkeit der Dokumente, letzteres auch unter ethischen Gesichtspunkten. Fragen der Funktionalität und Didaktik werden fallweise ebenfalls berücksichtigt.

3. Aktuelle Web-Angebote – eine Erkundung

3.1 *British Library Sound Archive*⁴

Das British Library Sound Archive ist eine Abteilung der British Library. Es umfasst 3,5 Mio. Audioaufzeichnungen unterschiedlicher Genre, von Musik und Radiosendungen über Schauspiel und Literatur bis hin zu Geräuschen aus der Natur und eben auch Oral-History-Interviews. Die Webseiten des Sound Archive sind Teil des Internetauftritts der British Library und sind an den Absichten eines modernen Bibliotheksangebots orientieren. Sie beinhalten Informationen zu den umfangreichen Angeboten und Serviceleistungen der Bibliothek für unterschiedliche Benutzergruppen, Hinter-

2 Die formalen Kriterien finden sich ebenfalls im Social Science Information Gateway (SOSIG). Vgl. Biebl 2000, 12.

3 Hinweise zu ethischen und didaktischen Kriterien finden sich im Tutorial „Qualität im Internet“ von Ursula Bohren Magoni und Rosmarie Vögtli-Bossart (<http://www.lernundenter/qualitaet/tutorial/einfuehr.html>)

4 <http://www.bl.uk/reshelp/bldept/soundarch>

gründe zu einzelnen Sammlungen und bieten die Möglichkeit der Recherche in den verschiedenen Katalogen.

Die British Library ist eine der größten Forschungsbibliotheken der Welt. Entsprechend hoch einzustufen ist die Glaubwürdigkeit des Web-Angebotes. Im Hinblick auf das Sound Archive kommen kompetente Partner im Bereich der Digitalisierung hinzu. Für den Bereich der Oral History garantiert die Zusammenarbeit mit der Oral History Society (<http://www.ohs.org.uk>) die Qualität des Angebots. Umfangreich bis zur Unübersichtlichkeit sind die Informationen über die Sammlungstätigkeit, die Geschichte, aktuelle Projekt, Richtlinien, Möglichkeiten etc. auf Seiten wie „About us“, „Related Content“ und Ähnliches. Die „Terms of Use“ lassen keine Frage hinsichtlich Copyright und anderer rechtlicher Aspekte unbeantwortet. Das hohe Maß an Information zu allen denkbaren Bereichen hat den Preis einer sehr textlastigen Seitengestaltung, was für die primär angesprochene Nutzergruppe aber vermutlich kein Hindernis darstellt.

Allerdings sind auch die Seiten des Sound Archive selbst in dem höchst verzweigten Web-Angebot der British Library nicht leicht zu finden. Ein Zugang führt von der Startseite über den Link „Help for researchers“ und weiter über „British Library Department“ zur Auswahlmöglichkeit „Sound Archive“. Zum Katalog des Sound Archive führt der Link „Online Catalogues“ von der Startseite.

Vielfältig sind auch die Möglichkeiten der Recherche. Zum einen kann man in einer thematischen Liste von Oral-History-Sammlungen browsen, wobei Querverweise in die Einzelnachweise des Katalogs führen. Man kann aber auch direkt im Online-Katalog des Sound Archive recherchieren. Auch hier gibt es verschiedene Möglichkeiten der Recherche: die einfache und die fortgeschrittene Suche sowie die Möglichkeit des Browsens in Indexfeldern. Umfangreiche Hilfedateien erläutern die Recherchemöglichkeiten mittels Boolescher Operatoren (AND, OR, NOT, XOR⁵). Weiterführende „Search hints“ erklären die Phrasensuche, die Nutzung von Keyword Index Synonymen, die Nutzung von Platzhaltern für bestimmte Zeichen und die Möglichkeit der Trunkierung ebenso wie den Einsatz von Abstandsoperatoren. Die Anzahl der Suchergebnisse kann begrenzt, Suchverläufe können gespeichert werden, und die als relevant ausgewählten Dokumente lassen sich in einer Liste zusammenführen.

Die Suche nach „Oral History“ im Feld „Collection“ im Advanced Search Modus liefert 65.875 Treffer. Die Detail-Anzeige liefert Metadaten zu dem jeweiligen Dokument einschließlich Schlagwörtern, zum Teil stehen ausführliche Inhaltsangaben zur Verfügung. Interessant ist die Option „Nearby items on shelf“, die dem ausgewählten Dokument ähnliche Treffer anzeigt, in der Regel Interviews aus dem gleichen Befragungsprojekt.

Eine bemerkenswerte Teilsammlung sind die „Archival Sound Recordings“, die die bereits digitalisierten und online verfügbaren Dokumente des Sound Archive (gegenwärtig 44.500 Dokumente) beinhaltet. Die Links zu den einzelnen Sammlungen im Bereich „Oral History“ funktionierten zum Zeitpunkt der Recherche jedoch nicht. Auch konnte die Gesamtzahl der in diesem Bereich verfügbaren Interviews nicht ermittelt werden. Die exemplarisch durchgeführte Suche nach dem Begriff „Holocaust“ ergab 731 Treffer. Auch zu diesem Online-Katalog gibt es „Search Tips“. Außerdem bietet diese digitalisierte Teilsammlung Möglichkeiten der Inhaltsanreicherung.

5 XOR = exclusive or.

nung durch die Nutzer. Angemeldete Nutzer können nach einem Passwort geschützten Login Interviews mit Tags versehen, Anmerkungen und Informationen zufügen und Favoritenlisten anlegen, Informationen, die dem Nutzer selbst bei späteren Besuchen zur Verfügung stehen, die aber auch anderen Nutzern hilfreich sein können.

Die Zugänglichkeit der Dokumente ist unterschiedlich. Die Dokumente des „Sound Archive“ stehen im Lesesaal der British Library zur Verfügung. Auf schriftlichen Antrag (Antragsformular steht zum Download bereit) können Transkripte oder auch Tonträger gegen entsprechende Zahlung per Post zugeschickt werden, sofern das Dokument älter als 50 Jahre ist (was bei Zeitzeugeninterviews in der Regel nicht der Fall ist) oder das Copyright des jeweiligen Dokuments dies erlaubt. Dagegen stehen die „Archival Sound Recordings“ an entsprechend lizenzierten Bildungseinrichtungen zum Download zur Verfügung. Zu den Zugangsmöglichkeiten gibt es wiederum ausführliche Hilfedateien und Kontaktdaten für E-Mail- und Postanfragen.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass auch ethische Richtlinien in vollem Umfang berücksichtigt werden, so z.B. in der Frage der Zugänglichkeit der Seiten für Menschen mit Behinderungen (<http://www.bl.uk/aboutus/accessibility/index.html>), aber auch hinsichtlich Regelungen zum Umgang mit den sensiblen personenbezogenen Daten in den Interviews bzw. der Wahrung der Urheberrechte der Interviewten bei der Online-Bereitstellung der Interviews (<http://www.sounds.bl.uk/EthicalUsage.aspx>).

Fazit: Das Web-Angebot des Sound Archive der British Library ist ein komplexes, höchst anspruchsvolles Bibliotheksangebot mit komfortablen Recherchemöglichkeiten. Die komplette Nutzung des Angebots erfordert allerdings eine gewisse Einarbeitung. Die Funktionalität der Seiten war im Test nicht immer gegeben. Positiv zu bewerten ist die differenzierte Regelung zur Herausgabe der Zeitzeugeninterviews, die den ethischen Erfordernissen im Umgang mit persönlichen Daten Rechnung trägt.

3.2 Zeitzeugen 89/90⁶

„Zeitzeugen 89/90“ nennt sich im Untertitel „Das Zeitzeugenportal zum Thema Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“. Laut Selbstdarstellung handelt es sich um eine Internetplattform, die „Zeitzeugen der Friedlichen Revolution und der Deutschen Einheit an Schulen und außerschulische Träger der historisch-politischen Bildungsarbeit vermittelt“ und „thematisch einschlägige Ressourcen (bietet), die unter anderem zur Vorbereitung von Schulstunden oder Veranstaltungen zum Thema Friedliche Revolution und Deutsche Einheit geeignet sind“.⁷ Das Angebot richtet sich damit primär – tatsächlich sogar ausschließlich – an Nutzer, die in der schulischen oder außerschulischen Bildung tätig sind.

Diese Erläuterung zur Absicht des Angebots findet man mühelos unter dem Link „über“, der sich auf der übersichtlich gestalteten Eingangsseite befindet. Neben Informationen „Über das Projekt“ finden sich an gleicher Stelle auch Informationen über den Anbieter. Verantwortlich ist demnach die Bundesstiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur in Kooperation mit dem Bundesministerium des Inneren und den Bundesländern, vertreten durch die sächsische Staatskanzlei. Links auf die Webseiten der Kooperationspartner ermöglichen weitere Informationen. Die Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur ist die einschlägige Institution zum Thema Friedliche Revolution

⁶ <http://www.zeitzeugenportal8990.de>

⁷ <http://www.zeitzeugenportal8990.de/index.php?id=ueber>

und Deutsche Einheit. Sie garantiert dem Angebot eine hohe fachliche Qualität. Für die Glaubwürdigkeit stehen überdies die beteiligten politischen Organe.

Die einzelnen Angebote sind in einer Linkliste verzeichnet; einige sind zudem graphisch gestaltet und mit kurzen Texten anmoderiert. Die Angebote sind – in der Reihenfolge der Nennung, die zugleich die Gewichtung widerspiegelt – eine „Zeitzeugensuche“, eine „Kleine Geschichte 89/90“, Unterrichtsmaterialien (Arbeitsblätter, Dokumente und Multimediales), Exkursionen (Liste einschlägiger Gedenkorte und Ausstellungen mit Links zu den einzelnen Einrichtungen), Bücher und Filme (mit Inhaltsangaben) und Links zu weiteren Institutionen.

Bei der Funktion „Zeitzeugensuche“ handelt es sich um die Möglichkeit, in einer Zeitzeugendatenbank Akteure der Wiedervereinigung zu recherchieren und eigenständig zu kontaktieren. Angeboten werden also nicht Interviews mit Zeitzeugen, sondern Kontaktdaten zu Zeitzeugen, die grundsätzlich bereit sind, im Rahmen einer Bildungsveranstaltung aufzutreten.

Die Nutzung der Funktion „Zeitzeugensuche“ erfordert eine Anmeldung. Registrieren können sich nur Vertreter von Organisationen der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit, nicht jedoch Privatpersonen. Die Zusendung der Zugangsdaten erfolgt auf dem Postweg und dauert einige Tage. Aus den Nutzungsbedingungen lässt sich schließen, dass dieses umständliche Verfahren dem Schutz der Zeitzeugen geschuldet ist. In den Nutzungsbedingungen heißt es:

„Das Passwort dient ausschließlich dem eigenen Gebrauch des Nutzers und darf nicht an Dritte weitergegeben werden. Der Nutzer ist verpflichtet, den unbefugten Zugriff Dritter auf das Passwort und somit auf die Datenbank durch geeignete Vorkehrungen zu verhindern. Der Nutzer hat stets darauf zu achten, dass die Persönlichkeitsrechte der Zeitzeugen beachtet und deren schutzwürdige Daten nicht verbreitet bzw. deren Interessen nicht beeinträchtigt werden. Die missbräuchliche Nutzung des Materials zur Diffamierung der Zeitzeugen ist verboten.“ Und an andere Stelle nochmals: „Wir bitten Sie sehr herzlich zu beachten, dass aus datenschutzrechtlichen Gründen die in der Zeitzeugendatenbank für Sie zugänglichen persönlichen Daten der dort aufgeführten Zeitzeugen vertraulich im Rahmen des Schulunterrichts oder anderen Veranstaltungen und Projekten zu behandeln sind.“⁸ Diese Formulierungen und Absicherungsbemühungen lassen erahnen, wie schwierig es ist, im Medium Internet verantwortungsvoll und ethisch korrekt mit personenbezogenen Daten umzugehen. Für die Weitergabe von Zeitzeugeninterviews oder wie hier die Vermittlung von Zeitzeugen gilt dies in besonderem Maße.

Hat man sich nach Erhalt der Zugangsdaten eingeloggt, öffnet sich, dem Link „Zeitzeugensuche“ folgend, eine Seite, die dominiert wird von sechzig Porträts, angeordnet zu einem Rechteck von fünf Reihen zu je zwölf Fotos. Bleibt man mit dem Cursor auf einem der Bilder stehen, erscheinen unter dem Bilderblock ein paar erläuternde Textzeilen: der Name der betreffenden Person, als Herkunftsangabe ein Bundesland, ein kurzes Zitat zur Charakterisierung des Zeitzeugen und die ihm oder ihr zugeordneten Themen. In den meisten Fällen wechselt auch das Foto: Statt des aktuellen Porträts erscheint ein älteres Foto des Zeitzeugen. Klickt man das Foto an, öffnet sich ein neues Fenster mit vertiefenden Informationen in Form einer Kurzbiographie und einer Kurzbeschreibung der besonderen Erfahrungen des Betroffenen. In einigen

8 <http://www.zeitzeugenportal8990.de/index.php?id=nutzungsbedingungen>

Fällen werden auch Veröffentlichungen oder anderes aufgeführt. Ein Link „XY kontaktieren“ führt zu einem Kontaktformular, über das dem Zeitzeugen eine Terminanfrage übermittelt werden kann. An dieser Stelle werden auch die üblichen Honorarsätze – 150 € bis 200 € plus Fahrt und Übernachtungskosten – genannt.

Neben dieser Auswahl nach Fotos steht auch eine einfache Suchmöglichkeit zur Verfügung. Unter dem Porträtblock findet sich eine Suchmaske, bestehend aus zwei Feldern, die jeweils mit Drop-Down-List hinterlegt sind. Auswählen kann man damit Zeitzeugen aus bestimmten Bundesländern und bzw. auch oder zu bestimmten Themen. Insgesamt stehen zehn Themen zur Auswahl, darunter „Ausreise und Freikauf“, „Bürgerrechtsbewegung“, „Deutsche Einheit“ und „Kirche“. Grafisch schön gemacht ist die Anzeige der Treffer: Hat man über die Listen eine Auswahl getroffen, bleiben in der Porträtübersicht nur die „Treffer“ sichtbar. Alle anderen Zeitzeugen verblassen. Angesichts der geringen Anzahl von Dokumenten bzw. Zeitzeugen erscheinen die Auswahloptionen ausreichend. Auf größere Datenmengen ist diese Form nicht übertragbar. Auch lässt die grafische Gestaltung der Seite vermuten, dass an eine Erweiterung des Datenbestandes nicht gedacht ist.

Eine Bewertung der didaktischen Qualität der Website muss die Angebote wie Unterrichtsmaterialien, Filme und Bücher sowie die kurze Darstellung der historischen Ereignisse einbeziehen. Diese werden nicht unbedingt dem Medium Internet entsprechend präsentiert. Vielmehr handelt es sich um reine Textseiten und Medienverzeichnisse. Selbst hinter dem Begriff „Multimedia“ verbirgt sich lediglich der Hinweis auf Audio-CDs. Die Möglichkeit, kurze Sequenzen daraus zum Download bereitzustellen, wurde nicht genutzt. Für ein explizit im Bildungsbereich angesiedeltes Angebot könnte man hier etwas mehr erwarten.

Design und Funktionalität der Website sind hingegen sehr ansprechend. Die Textseiten sind jeweils mit thematisch passenden Fotos – zum Teil als stark vergrößerte Bildausschnitte – hinterlegt, die dadurch leicht verfremdet wirken. Die Eingangsseite wird auf dezente Weise von Zeitzeugenfotos dominiert. Der Porträtfotoblock der „Zeitzeugensuche“ ist schon hier zu sehen, allerdings nur zum Teil sichtbar, zum Teil von Textkästen verdeckt. Die Bilder sind animiert, so dass die Namen der Zeitzeugen als Tooltip-Text erscheinen und die aus der Gegenwart stammenden Fotos durch ältere Aufnahmen ersetzt werden. Die Mission der Seite, die Zeitzeugensuche, wird somit auf schöne Weise bildlich umgesetzt.

Angenehm ist das Navigieren auf den Seiten. Feststehende horizontale Linkleisten gewähren von jeder Seite aus den Blick auf das gesamte Angebot und ermöglichen den Wechsel auf die entsprechenden Seiten. Möglich ist diese Übersichtlichkeit aber auch deshalb, weil das Angebot insgesamt sehr überschaubar ist.

Die Bezeichnung Webportal scheint mir für das Angebot nicht angemessen, sofern man unter einem Webportal den Zugang zu thematisch verbundenen Websites verschiedener Anbieter versteht. Zwar gibt es auf „Zeitzeugen 89/90“ eine Linksammlung auf Websites anderer Anbieter. Dies ist aber ein Angebot neben anderen, während das zentrale und für die Seite charakteristische Angebot eindeutig die Zeitzeugensuche im wörtlichen Sinne ist.

3.3. Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerung und Geschichte⁹

Bei diesem Angebot handelt es sich um „Ein digitales Archiv für Bildung und Wissenschaft“, so ist es auf der ansprechend gestalteten Eingangsseite zu lesen. Auf dunkelrotem Grund sind Fotos wie auf einem Filmstreifen angeordnet. Berührt man diesen Bereich mit dem Cursor, bewegt sich der Fotostreifen wie ein Film, und neue Bilder werden sichtbar: Bilder von alten Menschen, zum Teil im Gespräch, offenbar alte Bilder von jungen Menschen, Fotos von Dokumenten. Darunter ein kurzer Text, der das Web-Angebot vorstellt. Demnach ist die Bereitstellung von knapp 600 Audio- und Videointerviews mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, geführt in 26 Ländern, die wesentliche Leistung.

Der verantwortliche Anbieter, so ist unter dem Link „Impressum“ zu erfahren, ist die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, die mit dem Auftrag gegründet wurde, die Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter durchzuführen. Die Konzipierung und Bereitstellung des Angebots erfolgt durch CeDis – Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin. Als Kompetenzzentrum für E-Learning und Multimedia tritt CeDis hier als Datenbankanbieter auf. Weiterer Kooperationspartner ist das Deutsche Historische Museum (DHM), dem die dauerhafte Archivierung der physischen Originalquellen obliegt. Somit ist auch dieses Angebot als kompetent und glaubwürdig ausgewiesen. Ein weiterer Hinweis auf die Qualität ist die Nominierung für den Grimme-Online-Award 2009.

Eine horizontale Navigationsleiste listet die Angebote im Einzelnen auf: Sammlung, Zwangsarbeit, Projekt, Presse, Bildung, Links. Dieses Hauptmenü bleibt von jeder Seite aus sichtbar, was das Navigieren auf den Seiten sehr erleichtert. Die jeweiligen Untermenüs erscheinen in einer separaten Spalte links vom Hauptfenster.

Das zentrale Angebot verbirgt sich hinter dem Link „Sammlung“. Hier bekommt man einen Überblick über die Interviewsammlung und deren Zusammensetzung aus länderspezifischen Teilsammlungen. Der Unterpunkt „Biographien“ führt zu 17 exemplarisch ausgewählten Dokumenten, die das Spektrum der Zeitzeugeninterviews und die Art der Quellen veranschaulichen sollen. Neben biographischen Informationen und Fotos werden hier in einigen Fällen auch kurze Interviewausschnitte als Flashanimation angeboten. Des Weiteren finden sich unter dem Link „Sammlung“ Informationen zu den Zugangs- und Nutzungsbedingungen. Wie auch beim Angebot „Zeitzeugen 89/90“ setzt die Nutzung des Online-Archivs eine Anmeldung und die ausdrückliche Anerkennung der Nutzungsbedingungen voraus. Zur Begründung wird auf den Persönlichkeitsschutz der Zeitzeugen verwiesen. Für die Zulassung zur Nutzung ist ein „berechtigtes Interesse“ nachzuweisen, über das zu entscheiden sich der Anbieter vorbehält. Ein Anspruch auf Nutzung besteht nicht. Maximal zwei Werktage nach Antragstellung erhält der Nutzer auf elektronischem Weg seine Zugangsdaten, für deren sichere Aufbewahrung der Nutzer Sorge zu tragen hat. Gleich mehrfach wird der Nutzer darauf verpflichtet, „dass die Persönlichkeitsrechte der interviewten Zeitzeugen beachtet und deren schutzwürdige Daten nicht verbreitet bzw. deren Interessen nicht beeinträchtigt werden“.

Unter dem nächsten Menüpunkt „Zwangsarbeit“ werden Informationen zur Geschichte der Zwangsarbeit und der Entschädigung sowie zur Bedeutung individueller Erinnerungszeugnisse angeboten. Die wohl kaum vermeidbare Textlastigkeit dieser

9 <http://www.zwangsarbeit-archiv.de>

Seiten wird durch Bilder aufgelockert und durch Verweisstrukturen auf Unterkapitel gegliedert, so dass der Inhalt der einzelnen Seite überschaubar bleibt und unterschiedlichen Informationsbedürfnissen Rechnung getragen wird.

Unter dem Link „Projekt“ finden sich Hinweise auf die Entstehung der Sammlung und deren Bearbeitung für das Online-Archiv sowie zu den beteiligten Institutionen und Gremien. Der Zielgruppe entsprechend werden unter dem Link „Bildung“ Aktivitäten in den Bereichen Museum, Lehre und Schule aufgelistet. Offenbar werden hier sukzessive Bildungsmaterialien vor- und zum Teil bereitgestellt, für deren Konzeption die Betreiber der Website verantwortlich zeichnen. Interessant ist der Link zum Deutschen Historischen Museum (DHM). In der Dauerausstellung des DHM ist eine Multimedia-Station zum Thema Zwangsarbeit mit Ausschnitten aus 12 Interviews des Online-Archivs zu sehen, die in einer Web-optimierten Form über das Web-Angebot zu erreichen ist. Gut nutzbar ist auch die kommentierte Link-Sammlung zu verwandten oder weiterführenden Internetseiten.

Dass all diese Angebote als Ergänzungen zum zentralen Angebote des Online-Archivs zu verstehen sind, wird dadurch unterstrichen, dass von jeder Seite aus ein Link zum „Archiv“ gesetzt ist. Somit gelangt man von jeder Seite zum Login und darüber zum eigentlichen Online-Archiv. Auf dessen Startseite werden drei Möglichkeiten der Recherche vorgestellt: eine thematisch strukturierte Recherche nach sechs inhaltlichen Kriterien, eine regional ausgerichtete Recherche über eine animierte Karte und als drittes die Volltextsuche. Der regionale Zugang ermöglicht die Auswahl von Ländern, in denen Interviews geführt wurden. Die Suche führt zu den länderspezifischen Teilprojekten und über diese zu den Dokumenten der dort geführten Interviews. Die einfach gehaltene Volltextsuche umfasst den Inhalt der Datenbank ebenso wie die transkribierten Interviewtexte in der Originalsprache bzw. in der deutschen Übersetzung. Eingeben werden können mehrere Suchbegriffe, wobei nur der Boolesche Operator AND unterstützt wird. Eine Verfeinerung der Suche durch Trunkierung, Maskierung und Abstandsoperatoren ist nicht möglich. Die Erklärungen zu den Suchstrategien sind mit der Hilfe-Datei verlinkt, zu der es auch direkte Zugangsmöglichkeiten gibt.

Das Suchergebnis wird als Liste von Namen angegeben, über die man zu den Dokumenten gelangt. Die Ton- oder Videoaufzeichnung des Interviews wird mit Hilfe von Adobe-Flash gezeigt, wobei bei den Videodateien zwischen einer hohen und einer geringeren Abspielqualität gewählt werden kann, was bei geringen Übertragungsraten von Vorteil ist. In einer nebenstehenden Spalte finden sich inhaltliche und archivalische Metadaten zu dem Dokument, außerdem eine Kurzbiographie des Zeitzeugen sowie das Transkript des Interviews, dazu, wenn vorhanden, eine deutsche Übersetzung. Die Texte werden als pdf-Dateien in eigenen Fenstern geöffnet, was bei parallel laufendem Videointerview nicht sehr komfortabel ist. Zum Teil wird auch eine Bildergalerie angeboten, aus der einzelne Bilder ausgewählt und vergrößert werden können. Gemäß den Nutzungsbedingungen ist es möglich, Texte und Bilder auszudrucken. Der Download der Ton- und Videodateien ist untersagt.

Die Hilfe-Datei gibt Auskunft zu allen Anwendungen. Neben den schon genannten Erläuterungen zur Recherche beantwortet sie Fragen zu den Bereichen Inhalt und Technik. Die inhaltlichen Aspekte beziehen sich auf die Qualität und den Umfang der Dokumente sowie auf die Erläuterung der inhaltlichen Zuordnungen. Unter den Fragen zur Technik werden die Systemvoraussetzungen und die erforderlichen Hilfspro-

gramme offengelegt und Ursachen für eventuell auftretende Störungen angesprochen. Optimierte ist das Online Archiv für Firefox 3 und Internet Explorer 7. Zu allen Hilfetemen wird auf die Möglichkeit der direkten Kontaktaufnahme verwiesen, wobei eine E-Mail-Adresse als Mailto-Link angeboten wird.

Als Fazit kann das Online-Archiv zur Zwangsarbeit als gelungenes, ansprechend gestaltetes Angebot bewertet werden, dass vor allem durch die Videointerviews beeindruckt. Durch weitere Erschließungsmaßnahmen wie die Übersetzung weiterer Interviews und eine Verfeinerung der Suchoptionen bei der Volltextsuche würde das Angebot noch gewinnen. Ein bemerkenswertes Plus ist, dass das gesamte Angebot auch auf Englisch zur Verfügung steht.

3.4 Zeitzeugengeschichte.de¹⁰

„Zeitzeugengeschichte.de – das offene Webportal für Zeitzeugeninterviews“, so nennt sich das vierte hier vorgestellte Angebot. Über die Angemessenheit der Bezeichnung Portal kann man auch hier streiten. Bemerkenswert ist aber in jedem Fall die Offenheit des Angebots, und zwar Offenheit im Sinne von Mitmachen. Im Unterschied zu den drei anderen Angeboten handelt es sich bei „Zeitzeugengeschichte.de“ um eine interaktive Seite, die Nutzer animieren will, selbst produzierten Content einzubringen. Explizit angesprochen werden Jugendliche, die aufgefordert werden, sich über das Interviewen von Zeitzeugen mit erlebter und erzählter Geschichte auseinandersetzen. Tatsächlich gilt die Befragung von Zeitzeugen als beliebtes didaktisches Mittel, wobei die Frage der nachhaltigen Nutzung und der angemessenen Aufbewahrung des so produzierten Dokuments oft unbeantwortet bleibt. Hier setzt „Zeitzeugengeschichte.de“ an, indem die Möglichkeit geboten wird, Zeitzeugeninterviews in ein virtuelles Archiv einzubringen und so weiterer Nutzung zugänglich zu machen.

Die überwiegend pädagogische Absicht wird auf der Seite „Über uns“ weiter ausgeführt. Neben der Bereitstellung des Webportals wird die Durchführung von Zeitzeugeninterviews einschließlich Audio- und Videoaufnahmetechnik und die Bearbeitung für das virtuelle Archiv (Schnitttechnik, Komprimierung und Upload) in einem Leitfaden auf 64 Seiten ausführlich beschrieben und konkret angeleitet. Der Leitfaden steht zum Download im pdf-Format zur Verfügung. Zusätzlich werden aber auch Seminare und Workshops für Jugendliche angeboten. Das gemeinsame Ziel dieser Angebote besteht darin, „an das Thema Erinnern, Gedenken und das Wissen um die Zeit des Nationalsozialismus auf der Ebene der Alltagserfahrungen heranzuführen“ und damit gegen Rechtsextremismus und Rassismus vorzugehen. Durch den Umgang mit filmischen Mitteln und dem Internet soll zudem die Medienkompetenz der Jugendlichen erhöht werden.

Hinter dem Projekt steht Metaversa e.V. Verein für Medien, Bildung und Kultur, der auf seiner Website seine Zielsetzung beschreibt als „Medienbildung, um demokratische und soziale Kompetenzen zu fördern“ (<http://www.metaversa.de>). Die Webseite des Vereins ist mit „Zeitzeugen.de“ verlinkt. Wie sich der Verein, dessen Team aus sieben Medienpädagogen besteht, finanziert, bleibt unklar. Für die Qualität des Angebots sprechen die aufgeführten Auszeichnungen, darunter der Grimme-Online-Award 2008 und der Dieter Baacke Preis 2007. Das Portal „Zeitzeugengeschichte.de“ und das dahinterstehende medienpädagogische Projekt wurde gefördert von der Jugend-

¹⁰ <http://www.zeitzeugengeschichte.de>

stiftung Civitas, der Jugend- und Familienstiftung in Berlin und dem Bezirksamt Berlin-Pankow.

Die Aufforderung zum Mitmachen findet sich bereits auf der Startseite. Gestalterisch besonders hervorgehoben ist sie nicht. Wie überhaupt das Design von „Zeitzeugengeschichte.de“ die Gestaltungsmöglichkeiten des Web kaum adäquat und zeitgemäß umsetzt. Die zentrale Mitmachaufforderung ist in Fließtext integriert und allein durch Fettdruck hervorgehoben: „So können Sie/kannst Du beim Portal mitmachen“, wobei „mitmachen“ mit einem Link hinterlegt ist, der zu weiteren Erläuterungen führt. Man kann mitmachen, indem man vorhandene Clips – kurze Sequenzen aus Zeitzeugeninterviews – mit Untertiteln auf Deutsch oder in einer anderen Sprache versieht. Man kann Interviews führen und, entsprechend bearbeitet, dem Portal hinzufügen. Und man kann Geld spenden oder auch Sachkompetenz einbringen. Explizit gesucht wird z.B. jemand, der für die Startseite einen neuen Header entwirft. Die Betreiber der Website selbst betrachten ihn offenbar als nicht mehr zeitgemäß.

Ebenfalls auf der Startseite findet sich ein Zugang zu den online bereits verfügbaren Interviews. Weitere Zugangsmöglichkeiten bietet das Hauptmenü. Eine Einführung in die Art der Aufbereitung und die Möglichkeiten der Recherche gibt es an keiner Stelle. Zwei Zugänge stehen zur Verfügung: ein chronologischer, bei dem Jahreszahlen von 1933 bis 1945 ausgewählt werden können, und ein thematischer Zugang, der in zehn Themenbereiche aufgeschlüsselt ist. In beiden Fällen gelangt man zu inhaltlichen Erläuterungen – im Falle der Chronologie zu einer Auflistung einzelner Ereignissen des betreffenden Jahres, im Falle des thematischen Zugangs zu einem kurzen Text. Unter bzw. neben den Erläuterungen sind Verweise auf die relevanten Dokumente, kurze Video-Clips aus längeren Zeitzeugeninterviews. Die Bestimmung der Relevanz eines Dokuments beruht auf einer festen Voreinstellung. Eine individuelle Recherche ist jedoch ebenfalls möglich. Allerdings kann lediglich ein Suchbegriff eingegeben werden. Eingrenzen lässt sich die Suche nur über Monat und Jahr, in dem das Interview geführt wurde. Ausgewählt werden können Interviews ab Januar 2006 bis Dezember 2008. Die inhaltliche Relevanz dieser Suchoption ist nicht nachvollziehbar. Vermutlich verdankt sie sich der Tatsache, dass sie sich mühelos implementieren ließ und die Suchoptionen somit verdoppelt werden konnten.

Die Ergebnislisten sind Verweise auf Interviewclips, die mit einem Thema und dem Namen des Zeitzeugen überschrieben sind, gefolgt von einer kurzen inhaltlichen Beschreibung. Die Clips können als Flash-Anwendung direkt angesehen oder im AVI-Format runtergeladen werden. Des Weiteren gibt es Information zum Interviewteam, einen Link zu den jeweiligen Lizenzbestimmungen, die Möglichkeit, den Clip weiterzuempfehlen oder einen Untertitel zu verfassen. Vermutlich werden diese Untertitel vor Veröffentlichung einer Prüfung unterzogen. Von daher handelt es sich bei dieser Art User Generated Content auch nicht um ein Wiki im eigentlichen Sinn. Zum Schutz der Zeitzeugen vor Verunglimpfung wäre eine Kontrolle jedenfalls dringend erforderlich, zumal der Zugang zu dem Online-Archiv nicht passwortgeschützt ist.

Zu einem vollständigen Überblick über alle derzeit auf „Zeitzeugen.de“ eingestellten Zeitzeugeninterviews gelangt man über den Hauptmenüpunkt „ZeitzeugInnen“. Die namentliche Auflistung (offenbar vollständige Klarnamen) aller Zeitzeugen macht deutlich, dass der Bestand des virtuellen Archivs mit 43 Zeitzeugen sehr überschaubar ist. Zu jedem Zeitzeugen gibt es eine Kurzbiographie und ein Foto sowie eine Auflistung aller Clips des betreffenden Zeitzeugen. Bei fünf bis zwanzig Clips

von meist zwei bis drei Minuten Dauer steht nur ein kleiner Teil des gesamten Interviews zur Verfügung. Die Auswahl der Interviewsequenz und die thematische Zuordnung entlang der vorgegebenen Kategorien erfolgt durch die jugendlichen Content-Provider.

Die ersten Themenclips wurden im Rahmen des medienpädagogischen Projektes „Erlebte Geschichte – Lebendig gestalten“ im Jahre 2006 produziert. Aus diesem Projekt ist das Web-Angebot „Zeitzeugengeschichte.de“ unmittelbar hervorgegangen. Weitere Interviews stammen aus den Jahren 2007 und 2008. Seither sind offenbar keine Interviews mehr eingestellt worden. Es ist demnach nicht gelungen, das Angebot über eine Initialphase hinaus zu etablieren, was bedauerlich ist. Zwar sind die kurzen Interviewsequenzen als wissenschaftliche Quellen kaum brauchbar, als medienpädagogisches Konzept scheint mit die Idee hingegen sehr gelungen, weil es die anspruchsvolle Methode der Zeitzeugenbefragung auf ein für Jugendliche handhabbares Maß herunter bricht. Zudem wird mit relativ überschaubarem Aufwand ein ansprechendes Ergebnis produziert.

Dass das Angebot zwar weitergeführt, aber nicht mehr aktiv genutzt wird, lässt sich auch daraus schließen, dass die als „News“ gelisteten Beiträge aus dem Jahr 2008 stammen. Die unter „Dokumentation“ aufgeführten Veranstaltungen sind allesamt älter als ein Jahr.

Ein Schwachpunkt ist, wie schon angedeutet, das Layout, das kaum geeignet ist, Jugendliche anzusprechen. Auch ein Mehr an Übersichtlichkeit wäre wünschenswert. Die Seiten sind zum Teil sehr lang, wobei das Hauptfenster bisweilen bereits leer ist und nur in der Randspalte Text weiterläuft. Wichtige Informationen, darunter der Leitfaden und die Informationen zum Mitmachen, sind nicht über das Menü zu erreichen, sondern als Link im Text versteckt. Auch eine Hilfe-Datei sucht man vergeblich. Dafür werden unter „Kontakt“ nicht nur eine E-Mail-Adresse, sondern auch eine Postanschrift und eine Telefonnummer angeboten.

Das Thema Barrierefreiheit im Netz wird durch eine etwas überdimensioniert wirkende Zoomfunktion umgesetzt. Das ist auch deshalb bemerkenswert, weil dies die einzige Bezugnahme auf ethische Erfordernisse ist. Im Hinblick auf die Zeitzeugen und deren Persönlichkeitsrechte gibt es keinerlei Hinweise auf einzuhaltende Regeln. Eine Nutzungsvereinbarung existiert nicht. Vielmehr steht der Zugang zu den Interviewsequenzen jedem frei.

Interessant ist der Hinweis auf eine Evaluierung des Web-Angebots in Form einer Masterarbeit. Der Hinweis ist prominent auf der Startseite positioniert und mit einem Link zum Download der Arbeit versehen. Verfasst wurde die Arbeit von Birgit Marzinka, die im Verein Metaversa tätig ist und das Projekt geleitet hat, aus dem das offene Portal „Zeitzeugengeschichte.de“ hervorgegangen ist.

Mein Fazit: Obwohl „Zeitzeugengeschichte.de“ an vielen Stellen verbesserungswürdig scheint, ist die Idee, über ein solches Angebot Zeitzeugeninterviews anzuregen, ein interessanter pädagogischer Ansatz. Auch das Konzept eines durch Nutzer erweiterbaren Online-Archivs verdient Beachtung und könnte zukunftsweisend sein.

4. Einschätzung und Perspektiven

Web-Angebote im Bereich Zeitzeugen(interviews) bieten ein breites Spektrum. Es reicht von der Vermittlung leibhaftiger Zeitzeugen bis zu Archivdienstleistungen, die

sich teils am traditionellen Archiv orientieren, teils aber auch internetspezifische Möglichkeiten wie Web 2.0- und Wiki-Elemente umsetzen. Manche Angebote sind stark auf den Bildungsbereich ausgerichtet, andere wenden sich primär an wissenschaftlich arbeitende Nutzer. Deutlich erkennbar sind unterschiedliche Absichten bzw. antizipierte Nutzerinteressen. Und auch die Notwendigkeit des Persönlichkeitsschutzes der Zeitzeugen wird sehr verschieden interpretiert und umgesetzt. Offenbar bietet das Web eine Vielzahl von Möglichkeiten im Umgang mit Zeitzeugen und Zeitzeugeninterviews, die weit über die Vermittlung von Informationen und die Bereitstellung von Interviews als historische Quellen hinausgehen. Besonders die pädagogisch orientierten Angebote nutzen Zeitzeugen bzw. Zeitzeugeninterviews zur Vermittlung von Geschichte oder zur Anregung von Bildungsprozessen im Sinne einer aktiven Auseinandersetzung mit Geschichte.

Ein besonders kritischer Punkt bei Web-Angeboten im Bereich Zeitzeugeninterviews ist die Frage des Persönlichkeitsschutzes. Positiv zu bewerten ist hier die Nutzung von Zugangssperren wie bei „Zwangsarbeit 1939-1945“ und „Zeitzeugen 89/90“. Die persönlichen Daten der Zeitzeugen und ihre erzählten Lebenserinnerungen können so vor ungeschütztem Zugriff gesichert werden. Zweifellos ist das mehrtägige Warten auf die Zusendung der Zugangsdaten lästig, es unterstreicht aber wirkungsvoll, dass es sich bei lebensgeschichtlichen Interviews um höchst sensible Dokumente handelt, mit denen der Nutzer entsprechend sorgsam umzugehen hat. Dass das Angebot „Zeitzeugengeschichte.de“ auf solche Vorsichtsmaßnahmen verzichten, wirkt dagegen befremdlich. Umso mehr, als die hier versammelten Zeitzeugen nicht anonymisiert sind, sondern mit vollständigem Namen, Geburtsdatum und Ort aufgeführt werden. Vielleicht liegt dieser Praxis die Sorge zugrunde, mit Zugangssperren und Wartezeiten die als ungeduldig eingeschätzten jugendlichen Nutzer zu verschrecken. Den Zeitzeugen wird dieser sorglose Umgang mit ihren Erinnerungen meines Erachtens nicht gerecht. Allerdings ist davon auszugehen, dass die Zeitzeugen über die beabsichtigte Nutzung ihrer Äußerungen informiert waren.

Auch das Sound Archive der British Library verzichtet auf einen authentifizierten Zugang. Allerdings ist dieses Angebot auf die Recherche beschränkt; die Dokumente selbst sind nicht über das Web-Angebot einsehbar. Die Ergebnisse werden als Dokumentenverweise ausgegeben, die lediglich Metadaten und teilweise Zusammenfassungen der Interviews beinhalten. Die Interviews selbst stehen größtenteils nur vor Ort zur Einsicht zur Verfügung. In einigen Fällen ist ein kostenpflichtiger Postversand möglich. Beides recht hohe Hürden, die vermutlich nur ernsthaft interessierte Nutzer nehmen. Eine weitere Möglichkeit des kontrollierten Zugangs, wie das Sound Archive ihn für einen bestimmten Teil der Sammlung, die „Archival Sound Recordings“ anbietet, besteht darin, die Dokumente zusätzlich zu dem eigentlichen Archiv auch an bestimmten entsprechend lizenzierten Bildungseinrichtungen vor Ort zur Verfügung zu stellen. In Deutschland wäre dies zum Beispiel über das von der DFG geförderte Projekt „Nationallizenzen für elektronische Medien“ möglich, dem aktuell acht Einrichtungen angeschlossen sind.¹¹

11 „Um die Versorgung mit elektronischer Fachinformation an deutschen Hochschulen, Forschungseinrichtungen und wissenschaftlichen Bibliotheken nachhaltig zu verbessern, finanziert die Deutsche Forschungsgemeinschaft seit 2004 den Erwerb von Nationallizenzen. Mit dem Projekt Nationallizenzen werden digitale Medien in das Programm der überregionalen Literaturversorgung im Rahmen des Son-

Die Suchfunktionen sind meistens noch sehr einfach gehalten und lassen manche Wünsche offen. Positiv fällt allein das Sound Archive der British Library auf, das sehr komplexe Suchfunktionen bietet. Bei den anderen Angeboten basieren die Recherchemöglichkeiten auf wenigen inhaltsbezogenen Kriterien. Das funktioniert im Wesentlichen deshalb, weil es sich jeweils um klar abgegrenzte Gruppen von Zeitzeugen handelt, z.B. ehemalige Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg oder Akteurinnen und Akteure der „friedlichen Revolution“ 1989/90. Solche Gruppen lassen sich bestimmten thematischen Aspekten zuordnen, die geeignet sind, die zu erwartenden Suchanfragen zu bedienen. Für heterogene Gruppen von Zeitzeugen oder auch für komplexe lebensgeschichtliche Interviews ist dieses Verfahren nicht geeignet. Sinnvoller sind hier die Möglichkeiten der Volltextsuche, wie sie bei „Zwangsarbeit 1939-45“ als Suche über alle Metadaten und Transkripte angeboten wird – wenn auch nur in der einfachsten Form als Verknüpfung mehrerer Suchterme mit UND. Komplexere Suchfunktionen stehen beim Sound Archive der British Library zur Verfügung – allerdings werden hier nur die Metadaten durchsucht, nicht die Transkripte. Wünschenswert und technisch umsetzbar wäre die Kombination aus beidem: eine komfortable Volltextsuche über Metadaten und Transkripte. Sinnvoll wäre zudem eine Anreicherung der Texte mit weiterem Content, z.B. Schlagwörtern auf Basis der Schlagwortnormdatei, um nicht verbalisierte Inhalte zu erfassen. Auch in diese Richtung finden sich Ansätze.

User Generated Content heißt das Zauberwort, das nichts anderes meint, als Nutzer an der Erweiterung des Web-Angebotes aktiv zu beteiligen. Das kann wie bei „Zeitzeugengeschichte.de“ das Hinzufügen komplett neuer Inhalte in Form von entsprechend bearbeiteten Interviewsequenzen sein oder die Anreicherung vorhandener Inhalte durch Transkripte, Kurzbiographien, Inhaltsangaben und Schlagwörter oder auch durch Kommentare, Erläuterungen und Interpretationen. Gerade die zweite Variante, die Anreicherung der Dokumente, scheint mir einiges Potential zu enthalten. Sie ist ein wichtiger Beitrag zur inhaltlichen Erschließung der Dokumente, mit der die einzelnen Archive zumeist überfordert sind, die aber die zentrale Voraussetzung für die Zuordnung von Interviews zu bestimmten Suchanfragen ist. Die Erschließung von Interviews im Web könnte sich zum Gemeinschaftsprojekt einer historisch interessierten Internetcommunity entwickeln, die so Zeitzeugeninterviews vor dem Vergessen bewahrt.

Bleibt die Frage, was Zeitzeugen selbst von ihrer Präsenz im Netz halten – oder mutmaßlich gehalten hätten, denn viele Zeitzeugen sind lange tot, und das Internet und seine Möglichkeiten waren zum Zeitpunkt des Interviews noch gar nicht absehbar. Erst in jüngster Zeit werden Interviewpartner auf solche Möglichkeiten der Nutzung des mit ihnen geführten Interviews aufmerksam gemacht. Auch schriftliche Einverständniserklärungen, wie sie von Interviewpartnern eingeholt werden, enthalten bisher kaum Aussagen über die Nutzung des Interviews im Web. Von daher wird man fragen müssen, inwieweit die heutigen Web-Angebote den Interessen der Zeitzeugen entsprechen bzw. ob sie mit den vorliegenden Erklärungen in Einklang zu bringen sind. Geht man davon aus, dass die Bereitstellung eines Web-Angebots schon heute als gängige Archivdienstleistungen angesehen werden kann, dann beinhaltet das Ein-

verständnis des Zeitzeugen in die Archivierung des mit ihm geführten Interviews meines Erachtens auch bestimmte Formen von Online-Angeboten. Natürlich kann es kaum gut geheißen werden, Zeitzeugeninterviews allgemein und für jedermann zugänglich ins Netz zu stellen. Das ist aber, wie die Beispiele zeigen, auch nicht gängige Praxis. Vielmehr erfordert die Nutzung seriöser Online-Archive eine Anmeldung und Registrierung, bei der nicht nur der Name des Nutzers festgehalten, sondern auch sein Anliegen geprüft wird. Der Zugang zu den Dokumenten wird von daher ähnlich kontrolliert wie im traditionellen Präsenzarchiv. Ein Verstoß gegen die Nutzungsregeln lässt sich dabei weder im Präsenzarchiv noch im Online-Archiv gänzlich ausschließen. Er kann aber in beiden Fällen juristisch verfolgt werden.

Es ist meines Erachtens an der Zeit, die immer noch verbreitete Skepsis gegenüber Web-Angeboten im Bereich Zeitzeugeninterviews zu überprüfen. Sicher gibt es noch viele Fragezeichen. Schnelle Entscheidungen sind nicht gefragt. Vielmehr müssen Vor- und Nachteile sorgfältig abgewogen werden. Und nicht zuletzt ist auch die technische Umsetzung eine Hürde, die erst einmal genommen werden will. Zumindest sollten die bestehenden Möglichkeiten kritisch, dabei ergebnisoffen analysiert und bewertet werden. Dazu war der vorliegende Text ein Beitrag.

LITERATUR

- Biebl, Thomas (2000): Evaluierung von Internet-Auftritten. Seminararbeit am Forschungsseminar Public Relations und Unternehmenskommunikation am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg (<http://www.textfeld.at/download/109.pdf>).
- Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB) (Hg.) (2008): Ergebnisbericht des nationalen e-Humanities Workshop (Göttingen, 6. Juni 2008) anlässlich des DFG-Projekts Konzeptionelle Entwicklung einer Forschungsinfrastruktur für die e-Humanities in Deutschland, Arbeitspaket 2. (<http://http://www.textgrid.de/veranstaltungen/e-humanities-abschluss-workshop-dfg.html>).
- Poetzsch, Eleonore (2004): Information Retrieval : Einführung in Grundlagen und Methoden, Potsdam.
- Reemtsma, Jan Philipp (2004): Wozu Gedenkstätten? in: *Mittelweg* 36, 13. Jg., April/Mai 2004, 49-63.
- Tate, Jan Alexander and Marsha Ann Tate (1999): *Web Wisdom. How to Evaluate and Create Information Quality on the Web*, New Jersey.

Der biographische Ansatz in Frankreich

Entstehung und aktuelle Entwicklungen¹

Elise Pape

1. Die Wiedereinführung des biographischen Ansatzes in Frankreich

Der biographische Ansatz² wird in Frankreich Ende der 1970er Jahre hauptsächlich durch zwei Soziologen, Daniel Bertaux und Maurizio Catani, in die Sozialwissenschaften wieder eingeführt. Inmitten eines soziologischen Kontextes, der stark durch den Positivismus und den Strukturalismus geprägt ist, wird dieser Ansatz seit den Ereignissen vom Mai-Juni 1968 darin begründet, eine neue Denkweise in den Sozialwissenschaften anzustoßen, eine „andere Art, Soziologie zu betreiben“ (Heinritz/Rammstedt 1991, 332).

Im Laufe des Sommers 1968 erhebt Bertaux, der zu diesem Zeitpunkt mit seiner Tätigkeit beim CNRS³ begonnen hat, erste Lebenserzählungen von älteren Bäckermeistern. In seiner Vorgehensweise ist er inspiriert sowohl von Karl Marx und dessen Auffassung der Sozialgeschichte als vollständig strukturiert durch die „sozialen Beziehungen“ („rapports sociaux“) im Sinne der Beziehungen zwischen den sozialen (Klassen-)Positionen als auch von Oscar Lewis' Werk *Die Kinder von Sánchez* (Lewis 1963). Diese gewagte Kombination von zwei sehr unterschiedlichen Herangehensweisen, die eine makro-, die andere mikrosoziologisch, erscheint vielen Sozialwissenschaftlern zu dieser Zeit als sehr widersprüchlich, wenn nicht gar unzusammenhängend. Im Anschluss an eine erste Studie über das Potential von Lebenserzählungen für die Soziologie fertigt Bertaux 1974 für den CORDES⁴ einen ersten Bericht an, *Histoires de vie ou récits de pratiques ?* (Bertaux 1976), der niemals veröffent-

1 Dieser Text ist im Rahmen eines Dissertationsprojekts an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. und an der Universität Straßburg, das von Prof. Dr. Helma Lutz und Prof. Dr. Catherine Delcroix betreut wird, entstanden. Ein besonderer Dank bei der Anfertigung des Artikels geht an Daniel Bertaux und Catherine Delcroix für ihre Ratschläge und Kommentare. Dieser Beitrag erschien zuerst im Rundbrief 58/Juli 2010 der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

2 Dieser Ausdruck, der dem englischen Begriff „approach“ entspricht, wurde von Daniel Bertaux verwendet, um „vorzuschlagen, dass es sich hierbei nicht nur um eine neue Methode, sondern um einen neuen Forschungsansatz handelt, in dem Lebenserzählungen in der Aussicht auf soziologische Theoriebildung verwendet werden“. Eigene Übersetzung nach dem Original : „suggérer qu'il ne s'agit pas seulement d'une nouvelle méthode, mais d'une nouvelle démarche de recherche, dans laquelle les récits de vie sont utilisés dans une perspective de théorisation sociologique“ (Heinritz/Rammstedt 1991, 332). Dieser Artikel erschien 1989 in einer deutschen Fassung in der Zeitschrift „BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History“ (Heinritz/Rammstedt 1989).

3 Das „Centre national de la recherche scientifique“ ist Frankreichs nationales staatliches Zentrum für Wissenschaftsforschung.

4 Le service des études et recherches du Commissariat au Plan.

licht, jedoch vielfach rezipiert wird. 1974 reichen Bertaux und seine Frau Isabelle Bertaux-Wiame beim CORDES einen Forschungsantrag ein mit dem Ziel, die Gründe für das erstaunliche Überleben von gewerblichen Bäckereien in Frankreich unter dem Einsatz von Lebenserzählungen zu erforschen. (Heinritz/Rammstedt 1989, 336) Ihre Forschungsergebnisse erscheinen vier Jahre später in Form eines Berichts für den CORDES. (Bertaux/Bertaux-Wiame 1980)

Parallel dazu führt Maurizio Catani ebenfalls eine der ersten Studien auf der Grundlage von lebensgeschichtlichen Erzählungen durch. Catani, italienischer Herkunft und auch beim CNRS angestellt, führt fünf biographische Interviews mit der Tante seiner französischen Ehefrau durch, Tante Suzanne, einer ehemaligen Arbeiterin im Handwerk, die einen Uhrmacher geheiratet hatte. Inspiriert durch den Anthropologen Louis Dumont gelingt es Catani, den Zusammenhang von Tante Suzannes Wertesystem zu rekonstruieren, das er als repräsentativ für die französische Arbeiterklasse des „tiefen“ traditionellen Frankreichs betrachtet: für kleine Bauern, für ländliche oder städtische Handwerker ebenso wie für Arbeiter. Auf der Basis einer präzisen Analyse der semantischen Inhalte der erhobenen Interviews, aber auch anhand von Beobachtungen der Einrichtung des Hauses und des Gartens von Tante Suzanne behauptet er, dass anhand dieses Materials das Fundament des kulturellen Modells des traditionellen Frankreichs erarbeitet werden kann. (Catani 1982)

Die Jahre nach diesen ersten Arbeiten sind in Frankreich geprägt von zahlreichen Diskussionen über den Gebrauch von Lebenserzählungen in der Soziologie. Ende der 1970er Jahre und in den 1980er Jahren entstehen in verschiedenen Bereichen zahlreiche Studien, die diesen Ansatz verwenden. (Heinritz/Rammstedt 1989, 332)

Im Juli 1978 organisiert Bertaux auf dem IX. Weltkongress für Soziologie der International Sociological Association (ISA) in Uppsala mehrere Panels zu „Life Histories“. Deren unerwarteter Erfolg führt zur Verbreitung der Methode auf internationaler Ebene. Ein Sammelband *Biography and Society* (Bertaux 1981) erscheint drei Jahre später. Er enthält Beiträge von Kohli, Denzin, Ferrarotti, Paul Thompson sowie Catani, die allesamt in Uppsala gewesen waren, ebenso wie Beiträge von polnischen Soziologen, die die Besonderheit aufweisen, auf Autobiographien zurückgreifen zu können, die in Folge von öffentlichen Ausschreibungen verfasst worden waren. Nach diesem Kongress gründet Bertaux eine Forschungsgruppe von Soziologen, die im Jahre 1984 als Research Committee 38 („Biography and Society“) der ISA anerkannt wird. Dieses Research Committee wird bis 1990 von Bertaux und ab diesem Zeitpunkt von den deutschen Soziologen Wolfram Fischer und Gabriele Rosenthal geleitet. Ebenfalls zu erwähnen ist die von Daniel Bertaux und Paul Thompson gegründete britisch-französische Zeitschrift *Life Stories/Récits de vie*, deren erste Ausgabe 1985 erscheint. (Bertaux 1989, 36)

Eine gewisse Begeisterung für empirische Arbeiten auf der Grundlage von Lebenserzählungen entsteht in Frankreich in der klinischen Soziologie (De Gaulejac) und in der Erwachsenenbildung (Pineau). Das Establishment der französischen Soziologie (Bourdieu, Boudon, Touraine) lehnt diese Methode jedoch strikt ab. Diese Ablehnung drückt sich schließlich in Bourdieus 1986 erschienenem Text „Die biographische Illusion“ (Bourdieu 1986) aus. Ohne auf die bereits erschienenen Texte über Biographieforschung einzugehen, stellt er eine Biographie als bloßes Artefakt dar, das

die Illusion einer biographischen Einheit erzeuge.⁵ Die Heftigkeit von Bourdieus Kritik erscheint hierbei symptomatisch dafür, wie in den damals führenden Instituten der Soziologie auf den biographischen Ansatz reagiert wurde.

Bald darauf ändert Bourdieu jedoch seinen Standpunkt, ohne auf seine Kritik zurückzukommen. Als die Finanzorganisation, die die öffentlichen und Sozialwohnungen Frankreichs verwaltet, ihm anbietet, eine empirische Studie über die Einwohner dieser Wohnungen zu finanzieren, nimmt er diesen Auftrag an unter dem Vorbehalt, diese nicht anhand von standardisierten Fragebögen, sondern von offenen Interviews durchzuführen. 1993 erscheint der Sammelband *La Misère du Monde*, der ca. fünfzig biographisch geprägte Interviews enthält, Zeugenaussagen, so Bourdieu, von Menschen, die den Wissenschaftlern ihre Existenzbedingungen geschildert haben. (Bourdieu 1993, 9)

2. Debatten über den biographischen Ansatz und Analysemethoden

Die Verwendung von Lebenserzählungen, der Stellenwert des Materials ebenso wie die Analysemöglichkeiten von Lebenserzählungen werden in den darauffolgenden Jahren in verschiedenen Zusammenhängen diskutiert. Im Jahre 1986 organisieren Gaston Pineau und Guy Jobert einen Kongress zum Thema „Histoires de vie en formation“ [Lebensgeschichten in der Erwachsenenbildung] an der Universität Tours. Dieser Kongress versammelt verschiedene Soziologen, die mit der biographischen Methode arbeiten. (Pineau/Jobert 1989) Fragen der Individualisierung des Subjekts, mögliche Theoretisierungen der Lebenserzählung im Vergleich zur schriftlichen Autobiographie und Möglichkeiten der Inhalts- oder der hermeneutischen Analyse werden dort diskutiert.

Fragen bezüglich der Dimension der Interaktion in Interviews und der Analyseansätze werden des Weiteren von Wissenschaftlern wie Alain Blanchet (der jedoch allgemein über Interviews und nicht dezidiert über narrative Interviews arbeitet) (Blanchet 1990) und Jean Peneff (letzterer arbeitet jedoch vorwiegend mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung) entwickelt. (Peneff 1990)

Netzwerke zum biographischen Ansatz – hauptsächlich in der Erwachsenenbildung – bilden sich um Gaston Pineau und Bruno Jobert, während Vincent de Gaulejac Seminare nach Freuds Familienroman in Kombination mit dem biographischen Ansatz einführt.

Keiner dieser Ansätze wird jedoch auf einer breiten Basis angenommen. Auch Bertauxs und Catanis Ansätze entwickeln sich kaum auf breiter Basis weiter, was zum großen Teil damit zusammenhängt, dass beide beim CNRS angestellt sind und somit keine Studenten haben, die sie ausbilden können.

Im Jahre 1997 erscheint Didier Demazières und Claude Dubars Werk *Analyser les entretiens biographiques – l'exemple de récits d'insertion* (Demazière/Dubar 2007) [Biographische Interviews analysieren – das Beispiel von Eingliederungserzählun-

5 Wie Heinritz und Rammstedt bemerken, formulierte Bertaux diese Kritik bereits zehn Jahre früher in seinem 1976 erschienenen Bericht, als er die Gefahr einer „biographischen Ideologie“ formulierte. Nach dieser Ideologie würde jedes Individuum im Nachhinein seinem Lebenslauf eine Einheit zu geben versuchen, die jedoch nicht existieren würde, da unser Leben in mehr oder weniger ausgeprägter Art von den sozialen Verhältnissen und von Zufällen geformt sei. (Heinritz/Rammstedt 1991, 350)

gen]⁶. Die Autoren präsentieren darin ihre Methode der „strukturellen Analyse“, die sie – im Gegensatz zu dem, was dieser Begriff implizieren könnte – als beschreibende Methode verstehen und nicht als theoretisches strukturalistisches Projekt. Demazière und Dubar stützen sich auf Barthes Analyseebenen von Erzählungen und entwickeln ein Kodierungssystem, in dem jede Texteinheit drei Ebenen zugeordnet wird: der Sequenz einer Geschichte, den Akteuren einer Erzählung und den Argumenten, die an den Zuhörer gerichtet werden. Anhand dieser Kodierung werden Sinneinheiten gebildet, die in einem nächsten Schritt miteinander gekreuzt werden mit dem Ziel, die strukturierenden Kategorien des Interviews herauszuarbeiten. (Demazière/Dubar 2007, 114) Demazières und Dubars Werk bildet einen der zentralen Versuche, eine detaillierte Analysemethode einzuführen. Vermutlich wegen ihrer Komplexität fand auch sie jedoch keine Verbreitung.

Bis heute werden Analysemethoden in Frankreich nicht in detaillierter Weise dargestellt. In seinem Einführungsbuch über das offene, narrative Interview („entretien compréhensif“) rät Kaufmann z.B. von einer Inhaltsanalyse oder eine standardisierten Analysemethode bei narrativen Interviews ab. Er beschreibt die Art, wie er selbst in seiner Analyse wiederholte Aussagen des Biographen oder Widersprüche im Text mit einbezieht, ohne jedoch seine Vorgehensweise explizit darzustellen. (Kaufmann 2008)

Die Herangehensweise, die die Verwendung von Lebenserzählungen in Frankreich wahrscheinlich am meisten geprägt hat, ist jene, die Daniel Bertaux entwickelt hat. In seiner ersten empirischen Studie über gewerbliche Bäckereien interessiert ihn nicht die Subjektivität der Individuen, die er untersucht. Vielmehr interessiert ihn, was sie *gemacht* haben (z.B. wo die Bäckerlehrlinge oder die Bäckermeister gearbeitet haben, wie viel Stunden wöchentlich und wie viel Jahre, wie sie sich bei fehlendem Kapital selbstständig gemacht haben, wie sie ihre Frauen kennengelernt haben etc.). Die Erzählungen sind sehr reichhaltig an Bedeutungen sowie an subjektiven Sinnformulierungen. Bertaux und Bertaux-Wiame sind jedoch nicht an einer Analyse der Subjektivitäten orientiert, sondern an der Erfassung von Logiken, die von den Produktionsverhältnissen, in diesem Fall des Handwerks, erzeugt werden. Die Idee ist, dass diese Logiken die Praktiken der Bäcker, ihrer Frauen, ihrer Angestellten und ihrer Lehrlinge strukturieren und in einem gewissen Maß erzwingen. 200.000 Personen sind in dieser Berufsbranche tätig. Diese Logiken zu erfassen bedeutet für die Forscher, die Gründe für den Erhalt des Bäckereihandwerks sowie dessen Überlebenschancen zu verstehen. Lebenserzählungen ermöglichen es dabei, Praktiken zu erfassen, die wiederum auf Situationslogiken hinweisen, anders formuliert auf die sozialen „Plätze“ der interviewten Personen und ihre Handlungslogiken. Ausgehend von Lebenserzählungen, Praktiken und Situationslogiken sollen folglich die sozio-strukturellen Beziehungen herausgearbeitet werden, die die Praktiken und damit wiederum die Lebenserzählungen maßgeblich prägen.

Diese Herangehensweise bezeichnet Bertaux als „objektivistisch“, da sie nicht darauf zielt, „Repräsentationsschemata von innen oder Wertssysteme von einzelnen Personen und auch nicht von sozialen Gruppen zu untersuchen, sondern ein bestimmtes Fragment der sozial-historischen Wirklichkeit, ein soziales *Objekt* (...)“ (Bertaux 2006,

6 Alle im Folgenden in Klammern gesetzten Titel wurden eigens übersetzt.

12)⁷. Dieser Ansatz, in dessen Mittelpunkt die Erfassung struktureller Prozesse einer Handlung steht, schließt dabei nicht die Verwendung anderer Quellen wie statistische Daten, ethnographische Beobachtungen oder Experteninterviews aus.

Diese Untersuchung von gelebten Praktiken stellt für Bertaux eine Lösung des Problems der Entwicklung von objektiven soziologischen Ergebnissen auf der Basis von subjektiven Zeugnissen dar, da diese Beschreibungen laut Autor zahlreiche, meistens faktisch exakte Informationen enthalten. (Bertaux 2006, 12-14) Auch auf einer generellen Ebene scheinen Handlungspraktiken in der Verwendung von biographischen Interviews in Frankreich eine wichtige Rolle zu spielen.

3. Lebenserzählungen und Familienhistorien

Eine weitere zentrale Entwicklung im Zusammenhang mit Biographieforschung in Frankreich besteht in einer engen Verbindung der Methode mit Familienhistorien. Familienhistorien wurden unter anderem von Daniel Bertaux seit den 1980er Jahren entwickelt als empirische Methode für die Erforschung von Transmissionsprozessen innerhalb von Familien, von Unterschieden in der Entwicklung in Geschwisterreihen und vom Übergang vom Angestelltenverhältnis zur Selbstständigkeit. Bertaux und Delcroix betrachten Familienhistorien als eine natürliche Erweiterung der Lebensgeschichten (Bertaux/Delcroix 2000), die eine viel größere zeitliche Tiefe erlauben als Lebenserzählungen von Individuen alleine. Familienhistorien ermöglichen es ebenfalls, Dynamiken innerhalb von Generationen sowie Beziehungen zwischen den Generationen zu erfassen.

Bertaux wendet diese Methode unter anderem in Russland an, wo er nach dem Ende des kommunistischen Regimes anhand von 30 Familienhistorien rekonstruiert, wie Mitglieder unterschiedlicher Generationen die 70 Jahre der kommunistischen Ära durchlebt haben. Anhand dieser Analysen versucht er, die sowjetische Arbeiterklasse zu erforschen, die sich sehr stark aus Familien bäuerlicher Herkunft zusammensetzt, und ebenso der Frage nachzugehen, ob die Arbeiterklasse aufgrund ihrer besonderen Geschichte nach der politischen Wende in der Lage ist, direkt in die Marktwirtschaft und die Demokratie überzugehen. Er befasst sich ferner mit der Frage nach dem Funktionieren des sowjetischen Systems, in dem weder das Kapital noch der private Grundbesitz eine Rolle spielte. (Bertaux 1994)

Familienhistorien stehen ebenfalls im Mittelpunkt der Arbeit von Bernard Lahire über Schulerfolg in Familien aus unteren Gesellschaftsschichten, in denen er die Familienkonfigurationen der Schüler anhand von Lebenserzählungen erforscht. (Lahire 1995)

In ihrer Studie über gemischte Paare verwenden Guyaux, Delcroix und Rodriguez die Methode der „gekreuzten Erzählungen“ (Guyaux/Delcroix/Rodriguez 1992), die Delcroix in anderen Arbeiten weiterentwickelt. Diese Methode besteht darin, die Erzählungen von nahestehenden Personen wie Mitgliedern derselben Familie miteinander zu kreuzen. (Delcroix 1995) Diese Methode wird ebenfalls von anderen Soziologen wie z.B. Blandine Veith in ihrer Studie über Individualisierungsverläufe von Frauen angewendet. (Veith 2009)

7 Eigene Übersetzung nach dem Original: „l'intérieur des schèmes de représentation ou le système de valeurs d'une personne isolée, ni même ceux d'un groupe social, mais d'étudier un fragment particulier de réalité sociale-historique, un objet social (...)“.

4. Handlungsforschung (Action Research)

Zu den Entwicklungen des biographischen Ansatzes in Frankreich zählen ebenfalls die Arbeiten im Bereich der Handlungsforschung. In ihrem 2008 erschienenen Sammelband untersuchen z.B. Gaulejac und Legrand aus der Perspektive der klinischen Soziologie, wie Lebenserzählungen Veränderungen in den Feldern bewirken können, in denen sie eingesetzt werden. (Gaulejac/Legrand 2008)

Dieser Ansatz wird ebenfalls in anderen soziologischen Feldern angewendet, zum Beispiel in einer Studie von Catherine Delcroix über die „Väter von Nantes“. In dieser Arbeit leitet die Soziologin Sozialarbeiter eines Stadtviertels in ihren Interviews mit Vätern von Jugendlichen an. Indem die Studie Mechanismen der Diskreditierung aufzeigt und eine gegenseitige Wahrnehmung der Akteure – in diesem Fall der untersuchten Väter und der Sozialarbeiter – verstärkt, tritt eine schrittweise Veränderung der Berufspraktiken der Sozialarbeiter ein. Auch eine Veränderung von sozialen Beziehungen zwischen Bewohnern, Sozialarbeitern und Politikern auf kommunaler Ebene ist zu beobachten, die in diesem Beispiel in die Gründung eines Vereins von muslimischen Vätern mündet. (Delcroix 2009)

Weitere französische Arbeiten innerhalb der Action Research bestehen in der Autobiographie von Yazid Kherfi, der – von der Soziologin Véronique Le Goaziou begleitet – anhand seiner eigenen Lebenserzählung die Mechanismen der Banlieues mit dem Ziel zu erfassen versucht, soziologische Kenntnisse sowie professionelle Praktiken in der sozialen Arbeit zu verbessern. (Kherfi 2003) Auch die Arbeiten von Lamia Missaoui über Drogenmissbrauch, HIV und Individualisierungsprozesse von Frauen aus der Gruppe der Sinti und Roma (Missaoui 2004) ebenso wie die Arbeiten von Alexandra Poli über öffentliche Klagen gegen Rassismus zählen zu diesem Gebiet (Poli 2004).

5. Aktuelle Forschungsarbeiten

Verschiedene Studien, die sich auf Lebenserzählungen stützen, wurden in den letzten Jahren durchgeführt. Zu ihnen zählt die Arbeit *Ombres et lumières de la famille Nour. Comment certains résistent à la précarité* [Schatten und Lichter der Familie Nour. Wie manche sich der Prekarität widersetzen] von Catherine Delcroix. (Delcroix 2001) Mittels einer auf Lebenserzählungen gestützten Langzeitstudie verfolgt sie individuelle Lebensverläufe innerhalb einer Familie marokkanischer Herkunft ebenso wie ihre innerfamiliären Beziehungen. Bruno Lafforts Studie *L'immigration des intellectuels marocains en France – Regards sur une génération d'étudiants étrangers* [Die Einwanderung von marokkanischen Intellektuellen nach Frankreich – Ein Blick auf eine Generation ausländischer Studierende] (Lafforts 2009) stützt sich ebenfalls auf den biographischen Ansatz. In dieser Studie widmet sich der Autor anhand von Lebenserzählungen dem Ankunftsprozess von Studierenden in Frankreich ebenso wie ihren Sichtweisen in verschiedenen Zusammenhängen. Auch das Werk von Marie-Thérèse Têtu-Delage *Clandestins au pays des papiers* [Illegale im Land der Papiere] (Têtu-Delage 2009) ist innerhalb des Gebietes der Migrationsforschung zu verorten. Ausgehend von einer ethnographischen Studie und von biographischen Interviews befasst sie sich mit der Situation von illegalen Migranten und rekonstruiert die Handlungsmöglichkeiten, die diese trotz der Einschränkungen ihrer Situation aufweisen.

In anderen Bereichen befasste sich Gilles Chantraine in seiner Arbeit *Par-delà les murs* [Jenseits der Mauern], ausgehend von Lebenserzählungen von Gefängnisinsassen, mit sozialen Prozessen, die das Leben von Individuen mit dem Strafrechtssystem verbinden. Weitere Arbeiten bestehen schließlich in Catherine Negronis Studie über berufliche Umorientierungen (Negroni 2007), in Corinne Rostaings Arbeit über die Beziehung zwischen Häftlingen und Mitgliedern des Gefängnispersonals (Rostaing 1997), Emmanuelle Ladas Studie über Mehrheitskonstruktionen in der Begleitung von Jugendlichen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (Lada 2004) oder in Isabelle Fréchons Arbeit über die Entwicklung von Kindern in Pflegefamilien, nachdem diese ihre Volljährigkeit erreicht haben (Fréchon 2003).

6. Aktuelle Entwicklungen

2006 wurde die soziologische Arbeitsgruppe RT⁸ 22 „Parcours de vie et dynamiques sociales“ [Lebensverläufe und soziale Dynamiken] als eine anerkannte Sektion der im März 2002 gegründeten „Association Française de Sociologie“⁹ angenommen. Diese Sektion behandelt Fragen, die mit der Methode des biographischen Ansatzes verbunden sind, sowie Thematiken im Zusammenhang mit Biographien wie Mechanismen der sozialen Mobilität, Akteurlogiken, Gender-Fragen, biographische Wendepunkte oder Fragen der sozialen Verhältnisse („rapports sociaux“).

Auch andere Sektionen wie die RT 7 „Vieillesse, vieillissement et parcours de vie“ [Alter, Altern und Lebensverläufe] oder die RT 2 „Sociologie des migrations et production de l'altérité“ [Migrationssoziologie und Alteritätsproduktionen] verwenden diese Methode, die den Vorteil bietet, essentialistischen Vorstellungen nuancierte und komplexe Lebensverläufe individueller Akteure entgegenzusetzen. Zu den Arbeiten dieser Sektionen zählen z.B. Myriam Hachimi Alaouis Studie über Algerien in Frankreich und Kanada (Alaoui 2007) oder Santellis und Collets Studie über Zwangsheirat (Santelli/Collet 2008).

Eine Konferenz an der Universität von Maine (Le Mans) ist des Weiteren für November 2010 zum Thema „Les parcours sociaux entre nouvelles contraintes et affirmation du sujet“ [Soziale Lebensverläufe zwischen neuen Zwängen und Behauptung des Subjekts] geplant. Im Rahmen dessen sind 120 Vorträge vorgesehen, davon ein großer Teil von Doktoranden. Etwa 30 der eingereichten Vorträge bestehen aus Präsentationen von empirischen Arbeiten, die auf der Grundlage von Lebenserzählungen durchgeführt wurden.

7. Schluss

Wie kann der biographische Ansatz in Frankreich zusammengefasst dargestellt werden? Verschiedene Punkte scheinen für dessen Entwicklung charakteristisch. Diese lassen sich zum großen Teil durch den Kontext erklären, in dem sich die Soziologie in Frankreich zum Zeitpunkt der Wiedereinführung des biographischen Ansatzes befand.

Die Entwicklung des biographischen Ansatzes lässt sich zum einen durch die Bedeutung des Strukturalismus erklären, der ca. 30 Jahre lang die französische soziologische Szene stark dominierte. Ein wissenschaftsgläubiger Ansatz entwickelte sich,

8 „Réseau Thématique“, entspricht den Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

9 Französischer Soziologenverband.

der danach strebte, die Methodik der Sozialwissenschaften an den naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden zu orientieren. Bourdieus provokanter Satz „Und es ist vielleicht gerade der Fluch der Humanwissenschaften, dass sie es mit einem *sprechenden Objekt* zu tun haben,“ (Bourdieu 1991, 56) zeugt von dieser Stimmung. In diesem Zusammenhang wird nachvollziehbar, weshalb Bourdieu mit einer solchen Vehemenz auf den biographischen Ansatz reagierte und weshalb Lebenserzählungen – wenn überhaupt – nur sehr eingeschränkt von den Soziologen verwendet wurden, die zwischen 1960 und 1990 das Establishment der französischen Soziologie dominierten.

Zum anderen ist eine lange Unkenntnis der deutschen verstehenden Soziologie zu beobachten, die erklärt, weshalb die Begründer des biographischen Ansatzes in Frankreich sich auf die ethnographische Tradition stützten anstatt auf den naheliegender scheinenden deutschen verstehenden Zugang. Bis heute bildet das 2002 erschienene Werk von Patrick Watier, Professor an der Universität Straßburg, eine der einzigen Einführungen in diesen Zugang in Frankreich. (Watier 2002)

Dieser Kontext erklärt, weshalb die Bausteine des biographischen Ansatzes in Frankreich durch internationale Kooperationen wie durch die Gründung der Arbeitsgruppe „Biography and Society“ der ISA 1978 oder durch die französisch-britische Zeitschrift *Life Stories/Récits de vie* begründet wurden.

In verschiedenen Forschungsbereichen der Soziologie findet der biographische Ansatz jedoch inzwischen seit ca. 15 Jahren eine breite Anerkennung. Derzeit ist in Frankreich eine starke Zunahme an Studien zu beobachten, die sich auf Lebenserzählungen stützen. Dabei sind bestimmte Entwicklungen zu bemerken, die von besonderem Interesse erscheinen. Zu ihnen zählen z.B. die gekreuzten Interviews oder die Interaktion mit dem Feld durch den Bereich der Action Research. Darüber hinaus verwenden zahlreiche Arbeiten das biographische Interview in Kombination mit anderen Erhebungsmethoden wie ethnographischen Beobachtungen, halbstrukturierten Interviews oder statistischen Daten. Die Stärke der französischen Herangehensweise liegt vermutlich gerade in der Kombination dieser Methoden, in der Art, wie sie komplementär miteinander eingesetzt werden, und in der Vielfalt, mit der die Ergebnisse dieser Methoden zusammengebracht werden.

LITERATUR

- Bertaux, Daniel: *Biography and society* (London: Sage, 1981).
- Bertaux, Daniel: 'Histoires de vies ou récits de pratiques? Méthodologie de l'approche biographique en sociologie' (CORDES, 1976).
- Bertaux, Daniel: *Le récit de vie*, Collection 128; 122: *Sociologie*, 2 éd (Paris: Colin, 2006).
- Bertaux, Daniel: 'Les récits de vie comme forme d'expression, comme approche comme mouvement', dans *Les histoires de vie : actes du Colloque „Les histoires de vie en formation“*, Université de Tours 5-6-7 juin 1986. tome 1, Utilisation pour la formation, éd Gaston Pineau et Guy Jobert, 1 vol (Paris: Ed. l'Harmattan, 1989), 17-38.
- Bertaux, Daniel: 'Les transmissions en situation extrême', dans *Génération et filiation*, éd Claudine Attias-Donfut et Nicole Lapierre (Paris: Seuil, 1994), 73-99.
- Bertaux, Daniel et Isabelle Bertaux-Wiame : 'Artisanal Bakery in France. How It Lives and Why It Survives', dans *The Petite Bourgeoisie. Comparative Studies of the Uneasy Stratum*, éd Frank Bechhofer et Elliott, 1er éd (London u.a.: Macmillan, 1981), 155-181.
- Bertaux, Daniel et Isabelle Bertaux-Wiame : 'Enquête sur la boulangerie artisanale en France' (CORDES, 1980).

- Bertaux, Daniel et Catherine Delcroix: 'Case histories of families and social processes', dans *The turn to biographical methods in social science: comparative issues and examples*, éd Prue Chamberlayne, Joanna Bormat et Tom Wengraf (London: Routledge, 2000), 71-89.
- Blanchet, Alain, Hélène Bézille, Marie-France Florand et Alain Giami : *L'entretien dans les sciences sociales : l'écoute, la parole et le sens*, Sciences humaines (Paris: Dunod, 1990).
- Bourdieu, Pierre : *La misère du monde* (Paris: Éd. du Seuil, 1993).
- Bourdieu, Pierre : 'L'illusion biographique', *Actes de la recherche en sciences sociales*, 62/63 (1986), 69-72.
- Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Chamboredon et Jean-Claude Passeron : *Soziologie als Beruf. Wssenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis* (Berlin u.a.: de Gruyter, 1991).
- Catani, Maurizio : *Tante Suzanne, une histoire de vie sociale* (Paris: Librairie des Méridiens, 1982).
- Delcroix, Catherine : 'Des récits de vie croisés aux histoires de famille', *Current Sociology. Journal of the international sociological association*, 43(2-3) (1995), 61-69.
- Delcroix, Catherine : *Ombres et lumières de la famille Nour. Comment certains résistent à la précarité*. (Payot, 2001).
- Delcroix, Catherine et Lena Inowlocki: 'Biographical Research as a Cognitive and Practical Approach for Social Workers: An Interview with Catherine Delcroix' <<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/351>> [accèsé 2 Décembre 2009].
- Demazière, Didier et Claude Dubar : *Analyser les entretiens biographiques : l'exemple des récits d'insertion*, [Nachdr.] (Saint Nicolas: Les Presses de l'Université Laval, 2007).
- Fréchon, Isabelle : 'L'insertion sociale et familiale de jeunes femmes anciennement placées en foyer socio-éducatif' (Nanterre: Paris X, 2003).
- Gaulejac, Vincent de et Michel Legrand : *Intervenir par le récit de vie : entre histoire collective et histoire individuelle*, 1 vol (Ramonville Saint-Agne: Érès, 2008).
- Glaser, Barney G et Anselm Strauss: *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research* (New York: Aldine de Gruyter, 1967).
- Guyaux, Anne, Catherine Delcroix et Evangelina Rodriguez : *Double mixte: la rencontre de deux cultures dans le mariage*, 1 vol (Paris: Coédition L'Harmattan et ADRI, 1992).
- Hachimi Alaoui, Myriam et Dominique Schnapper : *Les chemins de l'exil : les Algériens exilés en France et au Canada depuis les années 90*, 1 vol (Paris: L'Harmattan, 2007).
- Heinritz, Charlotte und Angela Rammstedt: 'Biographieforschung in Frankreich', *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 2, 1989, 255-300.
- Heinritz, Charlotte et Angela Rammstedt: 'L'approche biographique en France', *Cahiers internationaux de sociologie*, XCI (1991), 331-370.
- Kaufmann, Jean-Claude : *L'entretien compréhensif*, 2 éd (Paris: Colin, 2008).
- Kherfi, Yazid : *Repris de justesse, Découverte poche* (Paris: La Découverte/Poche, 2003).
- Lada, Emmanuelle : 'La fabrique de „l'ethnique“ en entreprise publique', dans *Faire figure d'étranger : regards croisés sur la production de l'altérité*, éd Claire Cossée, Emmanuelle Lada et Isabelle Rigoni (Paris: A. Colin, 2004), 139-160.
- Laffort, Bruno : *L'immigration des intellectuels marocains en France* (Paris: Karthala, 2009).
- Lahire, Bernhard : *Tableaux de familles. Heurs et malheurs scolaires en milieux populaires*. (Gallimard le Seuil, 1995).
- Lewis, Oscar : *Die Kinder von Sánchez*, 1er éd (Düsseldorf u.a.: Econ-Verl., 1963).
- Missaoui, Lamia : 'Drogue, VIH et individuation des femmes gitanes', dans *Faire figure d'étranger*, éd Claire Cossée, Emmanuelle Lada et Isabelle Rigoni (Paris: Colin, 2004), 119-137.
- Négroni, Catherine et François de Singly : *Reconversion professionnelle volontaire*, 1 vol (Paris: A. Colin, 2007).

- Peneff, Jean : La méthode biographique : de l'École de Chicago à l'histoire orale, 1 vol (Paris: A. Colin, 1990).
- Pineau, Gaston et Guy Jobert : Les histoires de vie : actes du Colloque „Les histoires de vie en formation“, Université de Tours 5-6-7 juin 1986. 2, Approches multidisciplinaires, 1 vol (Paris: l'Harmattan, 1989).
- Poli, Alexandra : 'Le renouvellement de l'action publique contre le racisme', dans Faire figure d'étranger, éd Claire Cossée, Emmanuelle Lada et Isabelle Rigoni (Paris: Colin, 2004), 211-225.
- Rostaing, Corinne : La relation carcérale : identités et rapports sociaux dans les prisons de femmes, 1 vol (Paris: Presses universitaires de France, 1997).
- Santelli, Emmanuelle et Beate Collet : 'Entre consentement et imposition : réalités politiques et sociales des mariages dits „forcés“', dans Migrations société (Paris, 2008), 45-244.
- Têtu-Delage, Marie-Thérèse : Clandestins au pays des papiers (Paris: Découverte, 2009).
- Veith, Blandine : 'Comment la précarisation bloque les projets de „retraite“ des migrantes', dans Chemins de l'émancipation et rapports sociaux de sexe, éd Philippe Cardon, Danièle Kergoat et Pfefferkorn (Paris: Dispute, 2009), 81-95.
- Watier, Patrick : Une introduction à la sociologie compréhensive (Belfort: Circé, 2002).

Oral History im heutigen Russland

Tätigkeitsfeld, Probleme und Perspektiven

Irina Rebrova

In Russland spielt Oral History erst seit Kurzem eine Rolle, konnte jedoch bereits eine wichtige Position in den akademischen Wissenschaften erlangen. Die *Vereinigung für Oral History in Russland* wurde sogar schon 1989 – in der früheren Sowjetunion – gegründet und organisierte drei russlandweite Konferenzen. 1989 und 1991 wurden zwei von diesen in Kirov abgehalten; die letzte fand 1992 in Kaliningrad statt. Teilnehmer dieser Konferenzen waren Historiker der regionalen Universitäten Zentralrusslands und der Wolgaregion. Die Erfahrungen mit einer solchen Arbeit wurden von D. Chubova in ihrer Promotionsschrift 1992 in Moskau zusammengefasst (Chubova 1992). Ihre Arbeit stellt die erste theoretische Studie über Oral History in Russland dar.

In den 1990er Jahren erlebte die Oral History in Russland im Zusammenhang mit der allgemeinen Krise in den Humanwissenschaften eine Phase der Konsolidierung. Wissenschaftler sammelten Erfahrungen und entwickelten Techniken und Programme für Interviews. In dieser Zeit wurden in mehreren Universitäten Russlands erste Forschungsstätten für Oral History eingerichtet (unter anderem in der Russischen Staatsuniversität für Humanwissenschaften unter der Leitung von D. Chubova; in der Altaj Barnaul Universität für Pädagogik unter der Leitung von M. Demin und T. Ščeglova; in der Pädagogischen Universität in Vjatka unter der Leitung von V. Berlinskih; in der Staatsuniversität Kaliningrad unter der Leitung von J. Kostjašov). Viele Dozenten entwickelten Oral-History-Kurse für Studenten der Geschichtswissenschaft und erstellten Lehrpläne für diese speziellen Kurse.

Anfang des 21. Jahrhunderts begann ein neuer Abschnitt, der durch die Weiterentwicklung der Forschungen und die Gründung neuer Oral-History-Zentren charakterisiert werden kann. Allerdings sind die Oral-History-Forscher im heutigen Russland nur schlecht organisiert. In diesem Überblick werde ich versuchen, eine allgemeine Analyse der zeitgenössischen Oral-History-Zentren und -Gruppen zu liefern sowie Beispiele individueller Studien im heutigen Russland zu geben. Diese Analyse soll dazu beitragen, die Themen, für die sich russische Wissenschaftler interessieren, die Probleme, mit denen sie sich konfrontiert sehen, sowie die Perspektiven für zukünftige Forschungen besser zu verstehen.

Fachzentren für Oral History in Russland: Gründung, Entwicklung und Perspektiven

Der Etablierungsprozess der Oral History in der Geschichtswissenschaft erlebte zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen Aufschwung auf einer neuen theoretischen, me-

thodischen und praktischen Ebene. Diese neue Entwicklungswelle geht mit der Entstehung neuer Zentren und Forschungsstätten in verschiedenen Städten einher. Die meisten Zentren haben Webseiten, die die Kommunikation zwischen Oral-History-Forschern erheblich erleichtern.

Eines dieser Zentren wurde 2001 an der Europäischen Universität in St. Petersburg eingerichtet und wird durch das *Open Society Institute* (Soros Foundation) und das *Centre for Oral History* der Indiana University (Indiana, USA) unterstützt. Das Zentrum zielt auf die Forschungsentwicklung und auf die Ausbildung in der Analyse mündlicher Erinnerungen. Zu den Schlüsselprojekten des Zentrums zählen „*Bamovcy*“ über BAM [Baikal-Amur-Magistrale]: *die Geschichte des letzten Baus des Sozialismus* (unter der Leitung von T. Voronina, 2006-2007) und *Die Belagerung im Leben und in den Erinnerungen von Leningradern* (unter der Leitung von E. Campbell, 2001-2002 und V. Kalendarova, 2002-2003;) (Campbell; Kalendarova 2006). Die Ergebnisse dieser Projekte können auf der Webseite des Zentrums eingesehen werden¹. Darüber hinaus wurde eine Reihe von Aufsätzen und Monographien veröffentlicht. Ein Band über mündliche Erzählungen zur Belagerung von Leningrad erschien 2006. Er enthält drei Teile: Der erste präsentiert Interviews mit Überlebenden der Belagerung von Leningrad 1941-1944 sowie mit Repräsentanten der Nachkriegsgeneration, deren Eltern die Belagerung in der Stadt miterlebten. Der zweite Teil ist den wissenschaftlichen Analysen veröffentlichter mündlicher Erzählungen gewidmet. Die Forscher interessierten sich hier für die Besonderheiten der Vermittlung von Erinnerungen über die Belagerung in den Erzählungen von Zeitzeugen und der Nachkriegsgeneration. Sie untersuchten die Entstehungsbedingungen der Sicht auf die Belagerungsgeschichte, die sich in den analysierten Erzählungen widerspiegeln. Der dritte Teil des Bandes besteht aus Studien, die das kollektive Gedächtnis der sowjetischen Gesellschaft über die Belagerung in Leningrad untersuchen. In dieser Publikation werden persönliche Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges unter Anwendung der Oral-History-Methode grundlegend erforscht. Eine detaillierte Einleitung führt den Leser in die Besonderheiten der Oral-History-Erzählung ein. Die veröffentlichten Interviews wurden ungekürzt abgedruckt, und der Forschungsteil des Bandes ist an hohen wissenschaftlichen Standards orientiert.

Den Hauptarbeitsschwerpunkt des Zentrums bilden die Organisation und Unterstützung akademischer Ressourcen, um damit die Nutzung mündlicher Quellen zu fördern. In Verbindung mit dieser Lehrtätigkeit zielt das Zentrum nicht nur darauf ab, Ergebnisse von Projekten zu veröffentlichen, sondern richtet seine Arbeit auch auf die Publikation von Leitfäden und Handbüchern zur Oral History. Der „Reader zur Oral History“, herausgegeben und übersetzt von M. Loskutova, erschien 2003 (Loskutova 2003). Er besteht aus übersetzten Dokumenten bekannter europäischer und amerikanischer Oral-History-Forscher, darunter A. Portelli, P. Thompson und G. Rosenthal. Eine gut geschriebene Einleitung zeichnet die Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts nach. Dieser Band ist bis heute das grundlegende Handbuch für diejenigen, die die Methode der Oral History in ihrer Forschungsarbeit anwenden wollen.

In Voronež befindet sich ein regionales Zentrum für Oral History unter der Leitung von N. Timofeeva². Dieses Zentrum wurde im Jahr 2000 gegründet, als die Pä-

1 http://www.eu.spb.ru/index.php?option=com_content&task=view&id=2268&Itemid=663

2 <http://www.historyvoice.ru/index.php?file=kop1.php>

dagogische Staatsuniversität Voronež das Wahlseminar „Das Bild von Deutschland und den Deutschen in der Wahrnehmung von Soldaten des Großen Vaterländischen Krieges“ anbot. Die Forscher dieses Zentrums führten Projekte durch wie *Der Mensch und die Epoche: Portraits von Zeitgenossen* (2008) und *Individuelle Erinnerungen und kollektive Erinnerung an die Besatzung und Kampfhandlungen in der Region von Voronež 1942-1943* (2009). Viele Arbeitsgruppen und thematische Konferenzen zur Oral History werden in Voronež gemeinsam mit dem russisch-deutschen historischen Institut in Moskau organisiert. Das Zentrum verfügt über eine Webseite mit einer Liste der durchgeführten Projekte, Konferenzen und Publikationen (<http://www.historyvoice.ru>).

In einer Forschungsstätte für Geschichtswissenschaft an der Staatsuniversität Barnaul für Pädagogik wird die Arbeit im Bereich von Ethnographie und Oral History unter der Leitung von T. Ščeglova fortgeführt. Dieses Zentrum wurde in den 1990er Jahren gegründet und scheint das erste unter den Oral-History-Zentren im heutigen Russland zu sein. Seine Mitarbeiter erforschen das alltägliche Leben und die Geschichte der verschwundenen Dörfer der Altai-Region. Die jährlichen Feldforschungsreisen von Studenten und Dozenten erbrachten eine große Menge an empirischem Forschungsmaterial. Auch beim Transkribieren von Interviews sind Studenten eine große Hilfe. Das Zentrum verfügt über ein eigenes Archiv mit mündlichen Erzählungen von Altai-Bewohnern in Form von Tonaufzeichnungen und Transkriptionen.

In den Jahren 2001 und 2003 organisierten T. Ščeglova und M. Demin auf dem 4. und 5. Ethnographen- und Anthropologen-Kongress in Russland zum ersten Mal Foren für Oral History. Seitdem wurden solche Foren zu einer guten Tradition auf diesem alle zwei Jahre stattfindenden Kongress. Schließlich organisierte das Zentrum Barnaul 2006 die russlandweite Tagung „Oral History: Theorie und Praxis“. Mehr als 50 Forscher präsentierten während dieser Tagung ihre Projekte (Ščeglova 2007). Diese Treffen können dazu beitragen, Forscher, die mit der Oral-History-Methode arbeiten, aus den verschiedenen Bereichen der Humanwissenschaft zu versammeln.

2004 wurde ein Zentrum für Oral History an der Staatlichen Universität Petrozavodsk eingerichtet (Leitung: A. Golubev). Die Wissenschaftler erforschen hier die Interaktion zwischen Staat und Gesellschaft in der Sowjetzeit sowie die Geschichte Kareliens als sowjetisches Grenzgebiet. Sie führten Projekte durch, um damit die Veränderungen in der alltäglichen kulturellen Praxis in der Sowjetunion der 1930er bis 1950er Jahre, die Geschichte finnischer Immigration in das sowjetische Karelien während der 1930er Jahre, die Geschichte der finnischen Besatzung von Karelien und ihren Platz in der Erinnerung der Menschen zu untersuchen. Die Methodik der Oral History erweitert das thematische Forschungsfeld, das deutlich durch die Tätigkeit des Zentrums aufgezeigt wird. Die Basisserie an Oral-History-Monographien als Ergebnis der Tätigkeit des Zentrums erscheint seit 2006 unter dem Namen „Oral History in Karelia“ (Golubev und Osipov 2006-2007). Hier sind vier Sammlungen von Forschungsergebnissen und Oral-History-Erzählungen aus dem Projekt veröffentlicht. Außerdem verfügt das Zentrum über eine eigene Webseite, auf der viele mündliche Quellen zu finden sind (<http://oralhist.karelia.ru>). Alle Projektergebnisse wurden im Internet und in Monographien von den Mitgliedern des Zentrums veröffentlicht.

Stavropol' verfügt über eigene Erfahrungen mit einer Oral-History-Einrichtung. 2006 wurde eine Gruppe im Zuge der Tätigkeit des Universitätsforschungs- und -bil-

dungszentrums „Neue Regionalgeschichte“ gegründet (Leitung E. Strekalova). Das Ziel der Gruppe besteht im Aufbau eines Oral-History-Archivs mit Erzählungen über den ‚Großen Vaterländischen Krieg‘ in der Region von Stavropol’. Die Gruppe hat ihre eigene Webseite, auf der Aufsätze von Stavropol’er Forschern über die Entwicklung von Oral History in Russland zu finden sind.

2004 führten Wissenschaftler und Studenten der Staatsuniversität Stavropol’ ein Projekt durch, das dem „60. Jahrestag des Sieges“ gewidmet war. Kern des Projekts war die Sammlung von Aussagen zur Familienerinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Dieses Projekt bedeutete auf der einen Seite Gedenken, Achtungs- und Annerkennungsbekundung der jüngeren Generation an jene, die in der tragischen Periode der russischen/sowjetischen Geschichte umkamen oder überlebten, andererseits stellte das Projekt ein Vorbild neuer methodischer Herangehensweisen zu historischem Wissen, zur Sammlung mündlicher Quellen und Reflexion über Ideologie, Spiritualität und das soziale Bewusstsein heutiger Russen dar. Die Teilnehmer des Projekts interessierten sich für das historische Gedächtnis von Individuen und Familien, das in die regionale und globale Geschichte eingeschrieben und stark emotional geprägt ist (sowohl positiv als auch negativ). Das Ergebnis der Arbeit bestand in der Publikation mündlicher Erzählungen von Teilnehmern und Zeugen des Zweiten Weltkrieges in Stavropol’ unter dem Titel „Keiner von uns kann den Krieg vergessen“ (2005). Die Beschreibung des tragischen militärischen Alltags ist in diesen Erzählungen mit Bezügen zu Familientraditionen und intensiven Augenblicken persönlicher Biographie verbunden.

Im Jahr 2008 führte die Stavropol’er Oral-History-Gruppe gemeinsam mit Kollegen aus Krasnodar ein Projekt über Erinnerung an den ‚Großen Vaterländischen Krieg‘ im heutigen Russland durch. Der Band setzt sich aus drei Teilen zusammen: mündliche Erzählungen von Repräsentanten der Kriegsgeneration, Tagebücher und andere persönliche Quellen aus der Kriegszeit und Reflexionen der am Projekt beteiligten Forscher (Rebrova, Sačuk und Strekalova 2008). Publikationen dieser Art bewirken, dass Oral-History-Projekte in der modernen Gesellschaft Nachfrage erfahren.

Im Jahr 2006 wurde eine studentische Wissenschaftsgruppe zur Oral History am Institut für Geschichte und Soziale Kommunikation an der Technischen Kuban-Staatsuniversität in Krasnodar (Leitung: I. Rebrova) gebildet. Die Besonderheiten eines nicht-geisteswissenschaftlichen Institutionsprofils beeinflussten die Arbeitsmethoden dieser Gruppe. Das Hauptziel der Gruppe ist zuallererst die Arbeit in der Lehre, die die Aufmerksamkeit der Studenten auf historische Probleme richten soll.

Die Gruppe besteht aus acht bis zehn ständigen Mitgliedern und bis zu 20 Studenten, die sich zeitweilig an der Arbeit beteiligen. Diese können zum Beispiel helfen, Zeit- und Augenzeugen zu finden, Interviews zu transkribieren oder die Webseite der Gruppe zu aktualisieren. Mindestens zweimal im Monat treffen sich die ständigen Mitglieder der Gruppe, um theoretische und praktische Fragen der Oral History zu erörtern. Das Hauptthema der Gruppenarbeit ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Das Beherrschen der Oral-History-Methode hilft den Studenten in ihrer eigenen Arbeit als Mitglieder des Forschungsprojekts. Das Hauptinteresse der Arbeit liegt auf der Sammlung und Analyse von komplexen Ego-Dokumenten über den Zweiten Weltkrieg. 2007 wurde gemeinsam mit den Kollegen aus Stavropol’ ein Projekt über den Alltag hinter der Frontlinie durchgeführt. Das Ergebnis des Projekts bildete eine Webseite mit Stimmen von Menschen, die sich an die Kriegszeit erinnern

(<http://oralhistory.kubstu.ru>). 2008 bis 2009 führten wir ein Projekt über Kriegskinder durch. Auf der Basis mündlicher Erzählungen von ehemaligen Kriegskindern kann die Psychologie dieser Gruppe und die Veränderung individueller Erinnerung im Zeitverlauf untersucht werden.

Diese kurze Vorstellung russischer Oral-History-Zentren zeigt, dass sie alle als akademische Einheiten im Rahmen der Universitäten gegründet wurden. Ihr primäres Ziel ist die wissenschaftliche Feldforschung, die Teilnahme von Forschern an verschiedenen russischen und internationalen Projekten und als Basis die Durchführung von Lehrveranstaltungen. Der Zweite Weltkrieg stellt ganz offensichtlich das Hauptthema der Oral-History-Forschungen dar. Die meisten Zentren verfügen über eine Webseite mit Ton-, Text- und Bildmaterial der Zeitzeugen sowie mit Aufsätzen von Wissenschaftlern über die Methodik und die Ergebnisse aus der Feldforschung. Web-Archive oder ähnliche Arten von Webseiten der Oral-History-Institutionen werden, wie es scheint, der einzige Ort bleiben, wo Stimmen und transkribierte Interviews bewahrt werden können. Abgesehen davon können diese in Zukunft der Forschungstätigkeit, dem Erfahrungsaustausch und der Durchführung von Internet-Konferenzen einen Raum geben. Der nächste Schritt der Forschungstätigkeit sollte die Gründung einer russlandweiten Oral-History-Vereinigung sein.

Öffentliche Einrichtungen und Oral-History-Projekte in Russland

Neben der Tätigkeit der Oral-History-Zentren sollen hier verschiedene Projekte öffentlicher Einrichtungen genannt werden, die die Methode der Oral History in ihrer Forschungsarbeit ebenso anwenden.

Eine wichtige Rolle beim Sammeln von Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg spielt die internationale humanistische Gesellschaft für historische Aufklärung und Menschenrechte „Memorial“ (<http://www.memo.ru>), einer Nichtregierungsorganisation (NGO). Um die sowjetische Vergangenheit von einer persönlichen Perspektive aus zu untersuchen, entwickeln die Mitarbeiter dieser Gesellschaft verschiedene Programme und verteilen Geldmittel. Das Zentrum für Oral History und Biographie dieser Gesellschaft hat mehr als 300 Audio- und Videointerviews mit ehemaligen Konzentrationslagerhäftlingen geführt. Der jährlich durchgeführte Schülerwettbewerb „Russland. Das 20. Jahrhundert“ soll die jüngere Generation für die Forschungsarbeit mit persönlichen Quellen gewinnen (<http://urokiistorii.ru>). Das Hauptanliegen dieses Projektes ist, dass Schüler den Zweiten Weltkrieg mit Hilfe der persönlichen Erfahrungen ihrer Verwandten und Bekannten untersuchen.

Die Webseite „Ich erinnere mich“ mit mündlichen und schriftlichen Erzählungen über den Zweiten Weltkrieg wurde im Jahre 2000 ins Internet gestellt.³ Der Projektleiter A. Drabkin versucht, die Erinnerungen in Erzählungen von Kriegsveteranen zu bewahren und weiterzugeben. Seine Gruppe besteht aus engagierten Mitarbeitern aus verschiedenen russischen Städten und dem Ausland, die seit den frühen 2000er Jahren mehr als 300 Interviews geführt haben. Das Internetprojekt ist in mehreren Sprachen veröffentlicht worden; es umfasst verschiedene Typen und Beispiele für Fragebögen und eine kurze Einführung für diejenigen, die selbst ein Interview mit einem Kriegsveteran führen wollen. Denn nach Meinung des Projektleiters kann jeder ein solches Interview führen, auch wenn er über kein historisches Hintergrundwissen verfügt. So

3 (http://www.iremember.ru/component?option=com_frontpage/Itemid,1/lang,ru)

ist diese Sammlung mündlicher Erzählungen die umfangreichste, zielt jedoch auf den nicht-wissenschaftlichen Leser und kann nicht als wissenschaftlich gelten.

Zwischen 2004 und 2005 wurde das internationale Projekt „Lebende Stimmen der Geschichte“ vom Institut für Probleme der Zivilgesellschaft in Moskau durchgeführt. Zu den Hauptideen des Projekts zählten die Förderung der bürgerlichen Bildung und des Patriotismus in der Jugend und die Stärkung der geistigen Verbindungen zwischen der jüngeren und der älteren Generation. Dabei sollte ein einzigartiges Audioarchiv mündlicher Erzählungen über den Zweiten Weltkrieg aufgebaut werden. 400 Einrichtungen aus 85 russischen Städten waren an dem Projekt beteiligt. (<http://www.pobeda-60.ru>). Die ehrenamtlichen Mitarbeiter dieses Projekts, zumeist aus Jugendorganisationen, nahmen Erzählungen von Veteranen der Front und der Nachhut auf Tonband auf. Der Aufbau dieses Archivs sollte die Beziehung zwischen den Generationen auf der Grundlage der Erinnerung an den Krieg und den Sieg stärken.

Beinahe alle Oral-History-Projekte, die von nicht-kommerziellen Einrichtungen im heutigen Russland durchgeführt werden, sind mit der Untersuchung von Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg verbunden. Die meisten dieser Projekte entstanden in den späten 1990er Jahren im Zusammenhang mit der Gedenkfeier des 60. Jahrestags des Sieges. In allen russischen Regionen sammelten Wissenschaftler und Menschen aus dem Volk mündliche Erzählungen und Erinnerungen von Kriegsveteranen. Webseiten solcher Art setzen ihre Arbeit heute fort, insbesondere im Jahr des 65. Jahrestags des Sieges. Das Niveau der Forschung und die Professionalität der Interviewer variieren von Region zu Region und sind von den Fähigkeiten der Forscher in der Anwendung der Oral-History-Methode abhängig. Häufig werden öffentliche Einrichtungen und solche für Veteranen – und nicht professionelle Historiker – zu Initiatoren für die Sammlung mündlicher Erzählungen.

Individuelle Praxis der Oral-History-Methode

Die Oral History in Russland wird von offiziellen Zentren, nicht-kommerziellen und öffentlichen Einrichtungen und individuellen Projekten repräsentiert. Bemerkenswert ist, dass viele Historiker die Methode der Oral History in ihrer Forschungsarbeit anzuwenden versuchen. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Forschern, die die theoretische Ebene untersuchen. I. Orlov und N. Puškareva (Moskau), E. Krinko und T. Chlynina (Rostov am Don), O. Matveev (Krasnodar) zählen unter anderen zu diesen.

So versuchte zum Beispiel I. Orlov, die Oral-History-Praxis zu Beginn des 21. Jahrhunderts in Russland zusammenzufassen (Orlov 2006). Er folgt dem berühmten Historiker D. Ursu, der die Oral-History-Forschungen der späten sowjetischen Periode beschrieb (Ursu 1989). Außerdem nutzt I. Orlov das Genre des Gerüchts als Quelle für die Oral History. N. Puškareva verwendet Oral History bei der Untersuchung der Gender-Geschichte. Sie analysiert die biographischen Lebensgeschichten von Wissenschaftlerinnen (Puškareva 2004). E. Krinko und T. Chlynina beschreiben die Entwicklung der Oral History in der Südregion (Krinko 2001. Krinko; Chlynina 2009). Sie wollen in ihren Publikationen die Ergebnisse anderer Wissenschaftler aufführen; in ihren eigenen Untersuchungen wenden sie die klassische Oral-History-Methode nicht an. O. Matveev verbindet in seiner Untersuchung der Folklore der Kuban-Kosaken die Methode der Oral History mit der Ethnographie (Matveev 1998 und 1999). K. Kozlov aus Belgorod kombiniert hingegen sein eigenes Interesse für Oral

History mit der Lehre. Er hilft Studenten dabei, Interviews zu führen, und analysiert diese dann.

Auch andere Historiker können genannt werden, die mit der Oral-History-Methode in den verschiedenen Richtungen ihrer Forschungsarbeit umgehen. Abgesehen davon wird sie von Soziologen, Psychologen und anderen Humanwissenschaftlern angewendet, wenn die Besonderheiten des Menschen rekonstruiert werden sollen. Dies zeigt, dass Oral History einen angemessenen Platz in den geisteswissenschaftlichen Studien in Russland findet. Die Aufmerksamkeit auf „the client majority“, die Konzentration auf Zeitzeugen, eröffnet neue Perspektiven in der Anwendung der Oral-History-Methode. Leider haben wir, anders als viele andere Länder, keine russlandweite Oral-History-Vereinigung. Zu hoffen bleibt, dass die Einrichtung einer solchen Vereinigung die Aufgabe Nummer 1 in der nächsten Zukunft sein wird. Ein solcher Verbund könnte in der Lage sein, das Problem der Uneinigkeit zwischen den Oral-History-Zentren anzugehen sowie die Oral History in öffentlichen Einrichtungen und in der individuellen wissenschaftlichen Forschung zu fördern.

LITERATUR

- Chubova, D. N. (1992): *Ustnaja istorija i archivy: zarubežnye koncepcii i opyt*. Avtoref. diss. kand.ist.nauk. M. [Moskau]. [Oral History und Archive: Ausländische Konzeptionen und Erfahrung.]
- Campbell, E.; Kalendarova, V. (2006): *Pamjat' o blokade: Svidetel'stva očevidecv i istoričeskoe soznanie obščestva: Materialy i issledovanija* / Pod red. M.V. Loskytvoj. – M. [Moskau]. [Erinnerung an die Blockade: Augenzeugenberichte und historisches Bewusstsein der Gesellschaft: Materialien und Untersuchungen].
- Golubev, A. V.; Osipov, A. Ju. [Hg.]: *Ustnaja istorija v Karelii: Sbornik naučnych statej i istočnikov*. Vyp. 1 [Heft 1: Oral History in Karelien: Sammelband wissenschaftlicher Aufsätze und Quellen, 2006] / nauč. red. A. V. Golubev, A. Ju. Osipov. Petrozavodsk, 2006.; Vyp. 2. *Severoamerikanskije finny v sovetskoj Karelii 1930-čh gg.* [Heft 2: Nordamerikanische Finnen im sowjetischen Karelien der 1930er Jahre, 2007] Petrozavodsk, 2007; Vyp. 3. *Finskaja okkupacija Karelii (1941-1944)*. [Heft 3: Die finnische Besatzung Kareliens (1941-1944), 2007] Petrozavodsk, 2007.
- Krinko, E. F. (2001): *Ustnaja istorija, ee problemy is bozmožnosti // Voprosy teorii i metodologii istorii*. Sb. Naučnych trudov. Vyp. 3. Majkop. 37-48. [Oral History, ihre Probleme und Möglichkeiten // Fragen zur Theorie und Methodologie der Geschichte. Sammelband wissenschaftlicher Arbeiten].
- Krinko, E.F., Chlynina, T. P. (2009): *Istorija Severnogo Kavkaza v 1920-1940 gg.: sovremennaja rossijskaja istoriografija*. Rostov-na-Donu. [Geschichte des Nordkaukasus 1920 – 1940: Zeitgenössische russische Geschichtsschreibung. Rostov am Don].
- Loskutova, M. V. (2003): *Chrestomatija po ustnoj istorii* [Reader zur Oral History] / Per., sost., vvedenie, obšč. red. M. V. Loskutovoj. – Spb [St. Petersburg].
- Matveev, O. V.: *Memoratnyj plast ustnoj istorii kubanskogo kazačestva // Itogi fol'klorno-etnografičeskich issledovanij etničeskich kul'tur Kubani za 1997 god*. Dikarevskie čtenija (4). Krasnodar. 1998. 7-11. [Erinnerungsschichten in der mündlichen Geschichte der Kuban-Kosaken // Ergebnisse folklor-ethnographischer Forschungen der ethnischen Kulturen im Kuban-Gebiet 1997.]
- Matveev, O.V.: *Kategorija vremeni v ustnoj istorii kubanskogo kazačestva // Itogi fol'klorno-etnografičeskich issledovanij etničeskich kul'tur Kubani za 1998 god*. Dikarevskie čtenija (5). Krasnodar. 1999. 30-39. [Die Kategorie der Zeit in der mündlichen Geschichte der Kuban-Kosaken // Ergebnisse folklor-ethnographischer Forschungen der ethnischen Kulturen im Kuban-Gebiet 1998.]

- Orlov, I. B. (2006): *Ustnaja istorija: genezis i perspektivy razvittija* // Otečestvennaja istorija. № 2. 136-148. [Oral History: Genesis und Entwicklungsperspektiven // Vaterländische Geschichte].
- Puškareva, N. L. (2004): „Istorija povsednevnosti“ i „istorija častnoj žizni“: sodержanie i sopostavlenie ponjatij // Social'naja istorija. 93-112. [„Geschichte des Alltags“ und „Geschichte des privaten Lebens“: Inhalt und Vergleich der Begriffe // Sozialgeschichte].
- Rebrova, I. V.; Sačuk, S. S.; Strekalova, E. N. [Hg.] (2008): *Pamjat' o Velikoj Otečestvennoj vojne v sociokul'turnom prostranstve sovremennoj Rossii. Materialy i issledovanija.* / Sost. I. V. Rebrova, S. S. Sačuk, E. N. Strekalova. – Spb.[Sankt Petersburg]. [Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg im soziokulturellen Raum des heutigen Russlands. Materialien und Untersuchungen].
- Ščeglova, T. K. [Hg.] (2007): *Ustnaja istorija (Oral History): teorija i praktika: Materialy vseros. Nauč. Seminara (Barnaul, 25-26 sentjabrja 2006 g.)* / Sost. i nauč. red. T. K. Ščeglova. – Barnaul. [Oral History: Theorie und Praxis: Materialien des russlandweiten wissenschaftlichen Seminars (Barnaul, 25. – 26. September 2006).]
- Ursu, D. P. (1989): *Metodologičeskie problemy ustnoj istorii* // Istočnikovedenie otečestvennoj istorii, 1989. M.[Moskau]. 3-24. [Methodologische Probleme der Oral History // Quellenkunde der vaterländischen Geschichte].

INSTITUTIONEN UND WEBADRESSEN

- Zentrum für Oral History an der Europäischen Universität St. Petersburg:
http://www.eu.spb.ru/index.php?option=com_content&task=view&id=2268&Itemid=663
- Regionales Zentrum für Oral History in Voronež: <http://www.historyvoice.ru/index.php?file=kop1.php>
- Zentrum für Oral History an der Staatlichen Universität Petrozavodsk: <http://oralhist.karelia.ru>
- Publikation der Stavropol'er Projektgruppe: Nikto iz nas vojny zabyt' ne smožet. Stavropol', 2005. [Keiner von uns kann den Krieg vergessen]
- Projektergebnis der Forschungsgruppen aus Krasnodar und Stavropol', 2007: <http://oralhistory.kubstu.ru>
- Memorial: <http://www.memo.ru>
- Jährlicher Schulwettbewerb „Russland. Das 20. Jahrhundert“, durchgeführt von Memorial: <http://urokiistorii.ru> [Geschichtsunterrichtsstunden]
- Projekt „Lebende Stimmen der Geschichte“, 2004/2005: <http://www.pobeda-60.ru> [Sieg-60]

Aus dem Englischen von Alena Heinritz

Literaturbesprechungen

Anna von Villiez: Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung „nicht arischer“ Ärzte in Hamburg 1933 bis 1945 (Studien zur jüdischen Geschichte, Band 11). München, Hamburg: Dölling und Galitz Verlag, 456 Seiten (+ CD-ROM), 24,90 €

[D]er Ärztestand produzierte in der NS-Zeit mehr Opfer und mehr Täter als die meisten anderen Berufsgruppen. (von Villiez, 18)

Die sozialgeschichtliche Bedeutung dieses Berufsstandes im „Dritten Reich“ ist unbestritten: seine ideologische Verführbarkeit, der höchste NS-Organisationsgrad aller akademischen Berufe, der Arzt als „Werkzeug“ eines neuen Gesellschaftsbildes, eugenischer Gedanke und Zwangssterilisationen, Kranken- und Behindertenmorde im Namen der „Euthanasie“, Menschenversuche in den Konzentrationslagern ... – und, gleich zu Beginn und über viele Jahre hinweg: Denunziation, bereitwillige Verdrängung der eigenen Kollegen und noch viel öfter tiefstes Schweigen zu diesen Vorgängen. Annähernd jedem fünften Arzt wurde nach 1933 seine Existenzgrundlage in Deutschland entzogen.

Anna von Villiez ist mit ihrer Arbeit über die Verfolgung der „nicht arischen“ Ärzte Hamburgs während des Nationalsozialismus eine kollektivbiographische Erschließung dieses Forschungsgegenstandes gelungen, die in ihrer Qualität für keine andere deutsche Großstadt existiert. Die Arbeit umfasst mit Anmerkungen 200 Seiten, der zweite Teil des Buches führt im Anschluss daran 432 Kurzbiographien verfolgter Hamburger Ärztinnen und Ärzte auf. Außerdem erscheinen die Biographien auf der beigelegten CD-ROM, zusätzlich werden die Ärztinnen und Ärzte dort nach Fachrichtungen und Stadtteilen aufgelistet sowie diejenigen, die im Zuge der Verfolgung ihr Leben verloren, gesondert aufgeführt. Zu Beginn ist anzumerken, dass es sich nicht um eine klassische Kollektivbiographie handelt, die vornehmlich die Gemeinsamkeiten, die Zusammensetzung der Gruppe und deren Sozialisation analysiert. Vielmehr schreibt von Villiez die Verfolgungsgeschichte zwischen 1933 und 1945 einer von außen definierten Gruppe und erfasst mit einem kollektivbiographischen Ansatz gemeinsame Erfahrungen im Zuge der Repressionen sowie die Auswirkungen auf die individuellen Lebensläufe. Dabei beleuchtet sie immer wieder auch die Handlungen maßgeblicher Protagonisten der damaligen Ausgrenzungspolitik.

Im einführenden Teil benennt von Villiez einige Defizite der bisherigen Forschung. So attestiert sie den kollektivbiographischen Sammlungen aus dem Bereich der Ärztevertreibung eine „unterschiedliche Dichte“, was so diplomatisch wie trefend den Status Quo auf diesem Feld beschreibt. Zu oft beschränken sich die Arbeiten – zumeist handelt es sich um medizinische Dissertationen – auf eine allzu isolierte Betrachtung von Biographie und „äußeren Umständen“. Ohne diesen Arbeiten einen wichtigen Anteil für die Gesamtbetrachtung der Thematik absprechen zu wollen – nur den wenigsten gelingt eine Kontextualisierung über den deskriptiven Rahmen hinaus. Es bestehen große Leerstellen zwischen vielen guten Arbeiten mit einem ereignis- und institutionengeschichtlichen Charakter sowie zumeist unzulänglichen, weil zu isoliert betrachteten Biographiesammlungen verfolgter Ärzte. Ebendiese Lücke vermag von Villiez mit ihrer Arbeit auf überzeugende Weise zu schließen. Dabei klingt

ihr Vorhaben, die Vertreibung und Verfolgung der Ärzte „unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Umfeldes“ (18) zu untersuchen, scheinbar selbstverständlich – aus den genannten Gründen ist es das nicht.

Zwar existieren Arbeiten, die anhand gut recherchierter Einzelbiographien eine Kontextualisierung mit dem Alltag der Betroffenen erreichen, doch für eine deutsche Großstadt wie Hamburg war dies in solcher Dichte bislang unterblieben. Selbstverständlich profitiert von Villiez bei ihrem Projekt, das zugleich ihre Dissertation darstellt, von einer Vielzahl an Vorarbeiten über Medizin, Ärzteschaft und Gesundheitspolitik im Nationalsozialismus, nicht zuletzt durch ihre eigene Magisterarbeit zum Thema. Trifft sie zu Beginn die Aussage, für Hamburg lägen bis auf wenige Ausnahmen solche Arbeiten nicht vor, so mag das für die Geschichte der Verdrängung und Ausgrenzung innerhalb der Ärzteschaft durchaus zutreffen, doch insgesamt muss die Situation, was Quellen und Sekundärliteratur anbelangt, für die Stadt Hamburg eher als privilegiert bezeichnet werden. Andere Großstädte, z.B. Köln, stehen (aus den verschiedensten Gründen) bei der umfassenden Aufarbeitung von Medizin, Ärzteschaft und Nationalsozialismus auch im Jahr 2010 noch völlig am Anfang.

Anna von Villiez hingegen wählt die Ansätze, die von großer Bedeutung für eine integrative Gesamtbetrachtung sind, und das über die Stadtgrenzen Hamburgs hinaus: Welche Handlungsspielräume – gleichermaßen für Verfolgte wie Verfolger – lassen sich während der verschiedenen Phasen zwischen 1933 und 1945 ausmachen? Wer waren die lokalen Akteure, und auf welche Weise hatten sie Einfluss auf den Radikalisierungsprozess? Inwiefern spiegeln sich die übergeordneten Prozesse in den Biographien Einzelner? Bezogen auf die Opferseite bedeutet dies letztlich den vielleicht höchsten Anspruch: die betroffenen Menschen aus ihrer passiven Opferrolle heraus-treten zu lassen und sie als handelnde Individuen zu beschreiben.

Von Villiez skizziert ein grundsätzliches Problem: die Zusammensetzung des Kollektivs. Wie zulässig ist es, generalisierend von „jüdischen Ärzten“ zu sprechen, wie es oftmals aus Gründen der Vereinfachung geschieht? Ausgrenzung und Vertreibung – in den allermeisten Fällen aus „Abstammungsgründen“ – formieren diese Gruppe in erster Linie, weshalb es wesentlich präziser ist, wie die Autorin von „nicht arischen“ Ärzten zu sprechen und damit permanent auf die Fremdzuschreibung der Nationalsozialisten hinzuweisen, die die Verfolgtengruppe in ihrer Zusammensetzung ja erst determinierte. Da sich von Villiez dem Schicksal dieser Gruppe – nicht der Frage nach dem Grad einer jüdischen Identität – zuwendet, bezeichnet sie jüdische Ärzte nur als solche, wenn aufgrund der Quellenlage, z.B. durch nachweisliche Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde (von den 432 Verfolgten waren 311 Gemeindeglieder), von einem gewissen Maß an religiöser Bindung auszugehen ist. Retrospektiv ist der Zusammenhang von jüdischem Selbstverständnis und ärztlicher Berufsausübung ohnehin wohl nur in den wenigsten Fällen zweifellos feststellbar. Vor dem Hintergrund, dass die Gruppe der jüdischen Ärzte vor 1933 alles andere als identisch mit den von außen als „jüdisch“ bezeichneten nach 1933 ist, lässt sich eine bislang selten erreichte semantische Präzision feststellen, die die gesamte Arbeit auszeichnet. Diese mühsame Differenzierung lassen viele Studien zum Thema vermissen, was zweifellos zu der begrifflichen Unschärfe und Unsicherheit beigetragen hat, wenn von „jüdischen Ärzten“ die Rede ist – sicher sind diese sprachlichen Schwierigkeiten übertragbar auch auf viele andere Berufsfelder.

Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Medizin und Judentum leitet von Villiez über zu den ersten jüdischen Gemeinden Hamburgs und deren Ärzten. Im Zuge der Flucht sephardischer Juden ließen sich um 1600 einige namhafte Ärzte in Hamburg nieder, deren Familien teilweise bis zur Verfolgung ab 1933 bedeutende Ärztedynastien in der Hansestadt bildeten. Die durch andere Kulturräume erweiterte medizinische Expertise führte zu rascher Integration in die gesellschaftliche Elite der Hansestadt. Sie waren gefragt bei Adel und Klerus, genossen Privilegien und stellten damit eine ärztliche Avantgarde dar, der schon früh immer wieder auch Neid und Missgunst der Alteingesessenen entgegenschlug, wie frühneuzeitliche Pamphlete belegen. Nach dieser kurzen Zusammenfassung dreier Jahrhunderte, die eine Ahnung vermittelt von der tiefen Verankerung der jüdischen Ärzte in Hamburg, setzt von Villiez ihre Annäherung an den „Bruch“ von 1933 fort.

Es folgt eine Beschreibung der Situation jüdischer Ärzte in Kaiserreich und Republik, die mehrere, durchaus widersprüchliche Eindrücke präsentiert: kein latenter Antisemitismus in der universitären (Hamburger) Berufungspraxis, dennoch Benachteiligung; subtile Ausschlussmechanismen ebenso wie unterschiedliche Präferenz in der Fachwahl jüdischer Ärzte; starke Integrationsbemühungen hier, eigenes Gruppenbewusstsein der jüdischen Ärzte bis hin zur Vetternwirtschaft dort. Deutlichere Aussagen lassen sich in der genaueren Betrachtung der Verhältnisse am Israelitischen Krankenhaus treffen, und auch die Thematisierung des speziellen, gegen den jüdischen Arzt gerichteten Antisemitismus verdeutlicht hier die Relevanz im Hinblick auf die spätere Verfolgung. Denn nach 1933 musste hier kein Feindbild neu erschaffen werden – das Bild des „Judenarztes“ mit all seinen negativen Eigenschaften existierte schon lange und bot genügend Ansatzpunkte für eine gezielte, berufsspezifische Hasspropaganda: kalte und mechanistische Denkweisen, Experimente mit Krankheitsregern und aufkommenden Impfstoffen an Christen, moralische und sexuelle Verkommenheit, Spezialisierung und Geldgier, der hohe Anteil jüdischer Ärzte an der Ärzteschaft etc. All diese latent vorhandenen Bilder waren jedoch nicht mehrheitsfähig und hatten vor 1933, wie von Villiez zeigt, keine Auswirkungen auf das Arzt-Patienten-Verhältnis und die Arztbesuche: Die große Mehrheit der Patienten jüdischer Ärzte stellten weiterhin Angehörige der christlichen Konfessionen dar.

So liefert von Villiez die Hintergrundinformationen für den mit der NS-Zeit beginnenden Hauptteil ihrer Arbeit. Die Aufteilung der Kapitel orientiert sich an den Stufen der Verfolgung, die sich allgemein in der Forschung wiederfinden: eine erste Phase der Ausgrenzung 1933, zunehmende Repression und Verfolgung in der Folgezeit, die „Eskalation“ 1938 sowie der Beginn reichsweiter Deportationen drei Jahre später.

Bei der Darstellung der Ereignisse in den Wochen und Monaten nach der „Macht-ergreifung“ richtet von Villiez ihr Augenmerk auf die Aktionen der ärztlichen Standesorganisationen, analysiert hierbei die Rolle des Hamburger „Ärzteführers“ und betrachtet en detail die Vorgänge im öffentlichen Gesundheitswesen, in der Medizinischen Fakultät, in den öffentlichen Krankenhäusern sowie bei den niedergelassenen Ärzten und trägt somit der Bandbreite der ärztlichen Tätigkeitsfelder Rechnung. Nach der Lektüre können keine Zweifel mehr bestehen: Treibende Kraft bei der umfangreichen Ausgrenzung und Vertreibung „nicht arischer“ Ärztinnen und Ärzte schon unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten waren nicht die Gesetze und Verordnungen „von oben“. Lokale Akteure – Klinikärzte, Professoren, Ärztever-

treter und Niedergelassene – betrieben in gründlichem Eifer den raschen Ausschluss ihrer „nicht arischen“ Kollegen. Und dies oftmals so rigoros, dass sogar übergeordnete Instanzen „mäßigend“ eingriffen. Für Hamburg kann von Villiez zeigen, dass die (wenigen) Mitglieder des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes (NSDÄB) schon vor 1933 eine schwarze Liste erstellt hatten, die nun als Grundlage für die „Säuberung“ der Hamburger Ärzteschaft diene. Durch den Fokus auf einen der Hauptverantwortlichen der Ärzteverfolgung in Hamburg, „Ärztelführer“ Willy Holzmann, sowie auf weitere Akteure in den verschiedenen Bereichen gelingt es der Autorin, die Verdrängung zu entkoppeln von bloßen Verwaltungshandlungen und bürokratischen Abläufen. Zahlreiche Quellen, von persönlichen Notizen bis zu öffentlichen Meinungsäußerungen in der Tages- und Standespresse, legen Einstellung und Verhalten der Akteure offen. Auf diese Art wird dem Leser eindrucksvoll verdeutlicht, wie maßgeblich der Anteil des „persönlichen Engagements“ einiger Personen war. Holzmann als einem der Protagonisten wird später (1938) im Hamburger Anzeiger öffentlich gehuldigt: „Ihm ist es zu verdanken, wenn in Hamburg ein solch starker Rückgang des jüdischen Prozentsatzes unter den Ärzten zu verzeichnen ist, wie in keiner in ähnlicher Lage befindlichen Großstadt im Reich.“ (167) Darüber hinaus eröffnet dieser Zugang von Villiez die Möglichkeit, einem der Hauptziele ihrer Arbeit nachzugehen: der Offenlegung potenzieller und genutzter Handlungsspielräume. Als ein Beispiel nennt sie die Entlassungsschreiben für „nicht arische“ Ärzte an den Krankenhäusern, die durchaus den Charakter glänzender Empfehlungsschreiben tragen und damit den Neuanfang beispielsweise in der Emigration erheblich erleichtern konnten, meist jedoch komplett verweigert wurden. Das Ergebnis ist für alle Bereiche ernüchternd: Fast durchweg ist das Drängen auf Verschärfung der Maßnahmen augenfällig, und Spuren der Mäßigung sind kaum auffindbar. Und – nicht überraschend, doch immer wieder erschreckend – Hinweise auf Protest, auf kritische Eingaben oder geäußerten Missmut gegenüber den Maßnahmen bleiben Rarität. Diejenigen, die sich für die Kollegen einsetzten, so der Ärztliche Direktor des Eppendorfer Krankenhauses Ludolph Brauer und auch der Rektor der Hamburger Universität Leo Raape, wurden innerhalb weniger Monate aus ihren leitenden Positionen entfernt. Für eine Vielzahl der als „jüdisch“ klassifizierten niedergelassenen Ärzte galten (vorerst) noch Ausnahmeregelungen (z.B. für „Frontkämpfer“ des Ersten Weltkrieges), auf Grundlage derer sie noch weiter praktizieren konnten. Für politisch verfolgte Ärzte, die von Villiez zu Recht ebenfalls erwähnt und deren Zahl in Hamburg sie auf unter 20 schätzt, galten keine Ausnahmen – auch hier waren es die Kassenärztlichen Vereinigungen vor Ort, die dem Reichsarbeitsministerium die Namen der vermeintlich „politisch unzuverlässigen“ Ärzte übermittelten. Während also viele Ärztinnen und Ärzte schon im ersten Jahr der NS-Herrschaft aus den Krankenhäusern und der Universität verdrängt wurden und teilweise emigrierten, konstatiert die Autorin für die Mehrzahl der Niedergelassenen eine „trägerische Ruhe“ (94) nach dieser ersten Ausschlusswelle.

Für die folgenden Jahre beschreibt die Autorin die zunehmenden Repressalien, die viele Ebenen erfassten: das beförderte Bild von der Dichotomie zwischen dem NS-Arzt, der zunehmend als Hüter der „Reinheit der Rasse“ stilisiert wurde, und dem „Judenarzt“, dem nun sämtliche negative Stereotype angeheftet wurden; der konsequente Ausschluss aus ärztlichen Vorständen und Vereinen und die Verweigerung von Nachrufen; die Zerstörung des Vertrauensverhältnisses zwischen verfolgten Ärz-

ten und deren Patienten durch falsche Anschuldigungen und Denunziationen (die „Treue“ und Unterstützung vieler Patienten hielt z.T. allerdings noch sehr lange); öffentliche Nennung von Beamten, die „nicht arische“ Ärzte aufsuchten; Streichung der Beihilfe; Nichtanerkennung von Attesten; Eigeninitiativen von Krankenkassen wie der AOK, die darauf abzielten, Arztbesuche bei „Nichtariern“ zu verhindern etc. Dabei gelingt es der Autorin, durch eine breite Varietät an Quellen (NS-Propagandaschriften, Stellungnahmen des Gesundheitssenators, der Ärzteführung, der Krankenkassen etc.) die allgemein zunehmende Radikalisierung plastisch darzustellen. Auch hier finden abweichende Verhaltensweisen ihren Platz – freilich wiederum Fälle mit Seltenheitswert.

Dass das Jahr 1938 „Eskalation und Wendepunkt“ (111) zugleich darstellte, darf allgemein bezogen auf die Judenverfolgung in Deutschland als unstrittig angesehen werden, gilt aber doch im Besonderen als „Schicksalsjahr“ für die Gruppe der verfolgten Ärzte. Denn neben dem Novemberpogrom und einer stark zunehmenden physischen Bedrohung bildete der Approbationsentzug im selben Jahr den Endpunkt jahrelanger Entrechtung und erzwungener Einschränkung der ärztlichen Tätigkeit. Für viele verfolgte Ärzte stellte diese Maßnahme den größten Einschnitt in ihre Lebenswelt dar, beraubte viele Betroffene der letzten Hoffnungen und führte zu einem enormen Anstieg der Emigrationen, auch der Suizide. Die Autorin arbeitet hier verstärkt mit Selbstzeugnissen Überlebender, mit Interviews von Nachkommen und mit Abschiedsbriefen. Allein sieben Suizide von Ärztinnen und Ärzten sind für Herbst und Winter 1938/39 im Zusammenhang mit Berufsverbot und Novemberpogrom belegt. Die Hälfte aller verfolgten Ärzte, die Hamburg zwischen 1933 und 1945 verließen, floh in den drei Jahren zwischen Berufs- und Auswanderungsverbot im Herbst 1941. Hierbei zeigt sich, dass die Emigrationsquote unter den verfolgten Ärzten mit 75% deutlich höher lag als in der Gesamtschau auf alle Berufsgruppen, der zufolge nur etwa jede/r Zweite emigrieren konnte. In einer Tabelle, die die Jahre der ausgewanderten Ärzte pro Jahr ausweist, sind zwei Personen mit aufgeführt, die noch 1946 bzw. 1948 auswanderten. Warum gerade diese beiden Jahre, die den Zeitraum der NS-Verfolgung verlassen, mit aufgelistet werden, wird nicht weiter erläutert. Insgesamt kann von Villiez auch für Hamburg nachweisen, dass es vor allem die Älteren waren, die im Land verblieben, unter anderem weil sie keine Perspektiven für einen Neubeginn im Ausland sahen. Fast zwei Drittel aller Ärzte, die nach enormen Strapazen, Schikanen und nicht selten dem vollständigen Verlust ihres Besitzes letztlich Deutschland verließen, waren jünger als 45 Jahre.

Die Geschichte der Ärzte in der Emigration bildet ein eigenes Feld, das noch vertiefender Forschungen bedarf. Erfreulicherweise, wenn auch nur auf wenigen Seiten, gibt von Villiez auch Beispiele von Odysseen und Neuanfängen weltweit, die mit der meist restriktiven Einwanderungs- und Arbeitsmarktpolitik der aufnehmenden Länder dafür verantwortlich waren, dass der erhoffte Neubeginn oftmals zum weiteren Überlebenskampf wurde. Viele dieser Ärzte nahmen sich noch nach der Auswanderung das Leben – auch diese (späten) Suizide müssen als unmittelbare Folge der Verfolgung gesehen werden.

Von 44 deportierten Ärztinnen und Ärzten überlebten nur vier die Konzentrationslager. Das Kapitel der einsetzenden Deportationen beginnt von Villiez mit einem Blick auf die wenigen Ärzte, die als „Jüdische Krankenbehandler“ zugelassen wurden, sowie auf das Israelitische Krankenhaus der Stadt Hamburg. Dies waren die

einzig verbliebenen möglichen Tätigkeitsbereiche für „nicht arische“ Ärzte nach 1938. Über den Alltag der „Krankenbehandler“ ist in der Forschung noch immer wenig bekannt, und daher verwundert es nicht, dass die Autorin über die Erwähnung der Namen hinaus – sowie des Umstands, dass ausschließlich christliche Ärzte aus „Mischehen“ dieser Arbeit nachgingen – keine weiteren Einblicke in deren Arbeitsalltag gibt, zumindest nicht über das Israelitische Krankenhaus hinaus. Dieser Ort war der letzte, an dem „nicht arische“ Ärzte noch arbeiten durften. Während der Deportationen sahen sie sich einem besonders drastischen Spannungsfeld ausgesetzt, wurden sie doch unmittelbar in den Ablauf der Transporte einbezogen. Unter Beobachtung der Gestapo musste die Reisefähigkeit attestiert werden, Krankschreibungen wurden besonders kritisch beäugt, durch Operationen wurde versucht, immer wieder Aufschub für Einzelne zu erreichen, und dennoch war die Tragik unausweichlich, wie eine Zeitzeugin berichtet: „(...), wenn wir einen entschuldigten, dann musste jemand anders gehen.“ (136) Die Ärzte sahen sich zunehmend mit Suizidversuchen konfrontiert und in Anbetracht der drohenden Deportation mit der Frage nach der „Lebensrettung“ in solchen Situationen, die wiederum das ärztliche Ethos ganz zentral berührte. Neben den Vorgängen am Israelitisches Krankenhaus und dem Ablauf der Deportationen beschreibt die Autorin auch die damit einhergehende Enteignung der Betroffenen. Und wieder zeigt sich – rekonstruierbar unter anderem durch überlieferte Versteigerungslisten – die „hemmungslose Vorteilsnahme“ (141) vieler „Volksgenossen“ und vormaliger Kollegen. Ganze Bibliotheken, Möbel und Praxisinventar wurden in aller Öffentlichkeit zum Kauf angeboten oder versteigert. So sicherte sich ein „arischer Kollege“ 450 Fachbücher aus dem Besitz des Arztes Adolf Calmann, der nach Uruguay geflohen war – für fünf Reichsmark. Es ist die Vielzahl dieser Fälle, die die massive Verstrickung der Standeskollegen offenlegt, die selbst über viele Jahrzehnte ungestört das Bild von einigen wenigen „schwarzen Schafen“ pflegten.

Muss es heute noch überraschen, dass keiner der an der Verdrängung und Verfolgung beteiligten „Kollegen“ juristisch belangt wurde? Ganz im Gegensatz zu belegter Mitwirkung und Vorteilsnahme stehen die massenhaften Reinwaschungen, „Persilscheine“ und angebliche Solidarität mit „jüdischen“ Patienten und Ärzten, die von Villiez im Zusammenhang mit der Entnazifizierung und Reorganisation nach 1945 aufzeigt. Nach einer wenige Monate währenden Zeit der Bestrafungen und Berufsverbote durch die Alliierten setzte schon Ende 1945 – analog zu den allgemeinen Erfahrungen der Entnazifizierungsbemühungen – die Re-Etablierung der alten Kräfte ein. Hamburg stellt hier keine Ausnahme dar. Am Ende ihrer Arbeit geht die Autorin noch einmal verstärkt auf biographische Aspekte ein, indem sie dem Verhältnis der vormalig verfolgten Ärzte zu ihrer Heimat nachspürt und dabei auf verschiedenste Formen des Umgangs mit den Erlebnissen zwischen 1933 und 1945 und deren Konsequenzen stößt.

Es ist zu begrüßen, dass Anna von Villiez am Schluss ihrer Arbeit noch auf das Schweigen innerhalb der Hamburger Ärzteschaft nach 1945 zu sprechen kommt. Auch hier steht die Verdrängung und Geschichtsverdrehung exemplarisch für die totale Ausblendung der eigenen NS-Vergangenheit innerhalb der bundesrepublikanischen Ärzteschaft. Erst in den 1980er Jahren sollte dieser Prozess langsam aufgebrochen werden mit ersten Diskussionen in Standesorganen wie dem Deutschen Ärzteblatt. Das innerprofessionelle Gedenken an die vertriebenen Ärzte stellte sich kaum anders dar. Zwar wurden schon unmittelbar nach dem Krieg die Leistungen einiger

weniger ehemaliger Hamburger Ärzte gewürdigt – das Unrecht und Leid indes, welches sie hatten erfahren müssen, fand dabei keinen Platz. Diese Negierung der Opfer des Geschehens und davon losgelöste Einordnung in die wissenschaftliche Ahnengalerie bezeichnet von Villiez sehr treffend als „punktuelleres Erinnern“ (164).

Dass sich heute vieles an der Bereitschaft zur Aufarbeitung geändert hat, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Ärztekammer Hamburg die Druckkosten für dieses Buch übernahm und einige Ärzte auch privat mit Spenden das Forschungsprojekt unterstützten.

Dass die Autorin jedem Kapitel nicht mehr als 10 bis 20 Seiten widmet, könnte bemängelt werden, würde man bestimmte Schwerpunkte erwarten und sich in einzelne Vorgänge und Sachverhalte weiter vertiefen wollen. Es ist aber gerade diese prägnante, fesselnd zu lesende Präsentation der Kapitel, die in der Summe erst die gewollte Gesamtschau ermöglicht. Die gewählte Form der Endnoten und der Umstand, dass jeder Abbildung großzügig eine ganze Seite eingeräumt wird, befördern den positiven Gesamteindruck und tragen dazu bei, dass die Dissertation in dieser Form eine breite Zielgruppe anspricht. Inhaltlich fasst von Villiez die Erkenntnisse der zahlreichen Arbeiten für Hamburg aus den letzten Jahrzehnten zusammen, lässt den aktuellen Forschungsstand zur Thematik insgesamt einfließen und verfolgt mit ihren eigenen Rechercheergebnissen nachvollziehbar und mit wohlthuend flüssigem Schreibstil ihr vorgegebenes Ziel: die Integration zahlreicher Einzelschicksale in die Ereignisse der Zeit sowie die Offenlegung von Handlungsspielräumen der verschiedensten Akteure.

Neben all diesen Leistungen müssen aber auch einige Mängel angesprochen werden. Diese betreffen mit den biographischen Angaben einen Kern der Arbeit und fallen umso mehr auf, als dass die Arbeit ansonsten exzellent lektoriert wurde. Sie reichen von einfachen Buchstaben- und Zahlendrehern bis zur Verwechslung von Jahreszahlen oder Vor- und Nachnamen. Besonders fallen Unterschiede auf im Vergleich der Angaben zu den Personen und Ereignissen im Text und jenen in den Endnoten oder in den betreffenden Kurzbiographien. Doch sollte diese Kritik relativiert werden: Die Unstimmigkeiten scheinen der Tributzzoll zu sein für ein solch umfangreiches Projekt, welches neben der Geschichte der Verfolgung einer Berufsgruppe die Präsentation von mehr als 400 Kurzbiographien umfasst. Wer dieses Projekt insgesamt als zu ambitioniert bezeichnen möchte, dem kann entgegengehalten werden, dass hier erreicht wird zusammenzuführen, was zusammengehört: Erst die Biographien lösen die Ereignisse aus ihrer natürlichen Anonymität und Distanz – die Ereignisse wiederum gehören unauslöschlich zu den einzelnen Lebensläufen.

Für keine andere deutsche Großstadt existiert ein derartiger Gesamtüberblick, vielerorts steht die Aufarbeitung noch immer am Anfang. Anna von Villiez hat deshalb mit ihrer Arbeit einen wichtigen Meilenstein gesetzt, der zur Orientierung bei der weiteren Aufarbeitung dieses Themas dienen sollte.

Tim Ohnhäuser

Asiye Kaya: Mutter-Tochter-Beziehungen in der Migration. Biographische Erfahrungen im alevitischen und sunnitischen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 295 Seiten, br., 39,95 €

Das in diesem Buch vorgestellte Dissertationsprojekt von Asiye Kaya befasst sich mit den Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen von Zugehörigkeit und Migration. Basis für die empirische, biographietheoretisch angelegte Studie sind die Familien- und Lebensgeschichten von Müttern, die Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre aus der Türkei nach Deutschland migrierten, sowie von deren sich in der Adoleszenz befindlichen Töchtern, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Gegenstand der Untersuchung sind die Erfahrungen der Frauen im Kontext ihrer alevitischen oder sunnitischen Herkunftsfamilien in der Türkei sowie im Einwanderungskontext Deutschland und wie diese in der gegenwärtigen familialen Interaktion zwischen Müttern und Töchtern bearbeitet werden.

Die Autorin geht zunächst der Frage des Familienhintergrundes und des soziopolitischen Kontextes des Herkunftslandes (von alevitischen und sunnitischen Migrantinnen und Migranten aus der Türkei) nach und fragt dann nach den Veränderungen, die die Mütter „durch die Beteiligung an der hiesigen Gesellschaft in ihren persönlichen Einstellungen erleb(t)en und wie sie ihre gewohnte Lebensform unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen führen“. (17 f.). Darüber hinaus beschreibt sie, in welcher Weise sich die Lebenserfahrungen der Töchter von denen ihrer Mütter unterscheiden, mit welchen allgemeinen (gesellschaftlichen und familialen) Erwartungen die Töchter nun konfrontiert sind, wie sie mit den spezifischen Erwartungen ihrer Mütter umgehen (18) und welches „soziale Erbe“ (vgl. Elias/Scotson 2002) sie durch intergenerationale Tradierung übernehmen. Die mütterlichen Erwartungen, die zu ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen oft im Gegensatz stehen, erzeugen spezifische (häufig konfliktöse) Bindungen an ihre Mütter. In der Untersuchung wird nun insbesondere aufgezeigt, wie Mütter und Töchter mit diesen Bindungskonstellationen umgehen und welche Orientierungsmöglichkeiten die Frauen in ihrem sozialen Umfeld finden können.

Ein weiteres zentrales Thema der vorliegenden Arbeit ist das Verhältnis von Zugehörigkeitsfigurationen und Machtverhältnissen. Dies wird von der Autorin auf der Basis ihrer empirisch fundierten Ergebnisse aus einer kritischen Genderperspektive beleuchtet. Dabei reduziert Asiye Kaya Zugehörigkeit nicht auf kulturelle Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse, obschon diese von ausgesprochen wichtiger Bedeutung für die Mutter-Tochter-Beziehungen sind. Kaya gelingt es vielmehr, diese mit anderen Aspekten der Lebens- und Alltagserfahrungen der Frauen zu verbinden, in welchen sich Machtverhältnisse und Zugehörigkeiten reifizieren: die Positionierung der Frau im Herkunfts- als auch im Einwanderungskontext, die Eingliederung in eine christlich-deutsche Mehrheit mit Wiedervereinigungsgeschichte und Integrationspolitik, die Funktion der religiösen (Gemeinde-)Organisationen in Deutschland, die Erfahrungen der Töchter in der Schule u.a. Damit lässt Asiye Kaya die vorherrschende eindimensionale Betrachtung von familialen Beziehungen und deren Reduktion auf den sozialen „Mikrobereich“ deutlich hinter sich und öffnet das empirische Material für eine ausdifferenzierte, kritische und ganzheitliche Analyse des Forschungsgegenstandes.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert: In der Einleitung (1) schildert Asiye Kaya den Verlauf ihrer Forschung und die in diesem Prozess entwickelte Forschungsfrage. Zunächst auf die Untersuchung heranwachsender junger Frauen bezogen, erweiterte sich das Untersuchungsfeld später um den familialen Kontext bzw. die sich zunehmend als relevant erweisenden Lebensgeschichten der Mütter und deren Erfahrungen vor der Migration. Der Einleitung folgen zwei umfangreiche und luzide Kapitel über „Sunniten und Aleviten in der Türkei“ (2) bzw. „Alevitinnen und Sunnitinnen in Deutschland“ (3). Hier beleuchtet Asiye Kaya den wissenschaftlichen Forschungsstand bzw. die theoretischen Vorannahmen und die politischen als auch medialen Diskurse zum Thema. Mit einer kritisch-analytischen Betrachtung der herrschenden Diskurse in Deutschland sensibilisiert sie die Leserschaft für die Interdependenzen von soziopolitischen Machtstrukturen und dem gesellschaftlichen Wissen (oder Unwissen) über die erlebte Vergangenheit und gegenwärtige Lebenspraxis der Frauen mit ihrem Migrationshintergrund. Im vierten Kapitel stellt Asiye Kaya ihr Untersuchungsdesign vor. Die Mütter und Töchter in den Familien wurden in mehrstündigen biographisch-narrativen Interviews nach ihrer Familien- und Lebensgeschichte gefragt. Über die biographischen Fallrekonstruktionen (vgl. Rosenthal 1995 und 2005) hinaus zeigt sie mittels Genogrammanalysen die Interrelation der Frauen mit ihrem je spezifischen familialen Kontext und kontrastiert insgesamt zehn Familien (fünf praktizierende sunnitische und fünf praktizierende alevitische Familien) mittels einer Globalanalyse. Besonders hervorzuheben ist die reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen Forscherinnenrolle und ihrer interaktiven Rolle im narrativen Interview. Diese methodisch kontrollierte Reflexion nutzt Asiye Kaya im ethnographischen Sinne beispielgebend zum Erkenntnisgewinn. Das darauf folgende fünfte Kapitel stellt das Kernstück der empirischen Analyse dar. Hier werden die rekonstruierten Fälle der Familien Demiray und Toprak ausgeführt, nachdem sie aus dem genannten Sample nach theoretischen Gesichtspunkten ausgewählt wurden. Die auf den Fallrekonstruktionen aufbauende Typisierung von Mutter-Tochter-Beziehungen (Kapitel 6) stellt den zentralen theoretischen Ertrag der Untersuchung dar. Hierbei arbeitet Asiye Kaya im Kontinuum zwischen Bindung und Ablösung in der Beziehung zwischen Müttern und Töchtern zwei Typen heraus: den Typus (1) „Bindung und Ablösung mithilfe religiöser Räume in Deutschland“ und den Typus (2) „Bindungen und/oder Ablösungen aus Leidenserfahrungen und damit verknüpften Schuldgefühlen“. Eine der wesentlichen theoretischen Anbindungen dieser Ergebnisse findet Asiye Kaya im Konzept der „sozialen Vererbung“ nach Elias und Scotson (2002). Die Arbeit wird von einem kurzen Fazit (Kapitel 7) abgeschlossen, in dem die Autorin Forschungsdesiderata aufzeigt und die weitere Verwertbarkeit ihrer vorgestellten Ergebnisse in verschiedenen Anwendungsbereichen, u.a. auch im politischen Feld und der Sozialarbeit sowohl in der Türkei als auch in Deutschland vorschlägt. Asiye Kaya lädt in der abschließenden Offenlegung der theoretischen Reichweite ihrer Ergebnisse dazu ein, Folgeuntersuchungen auf andere Aspekte sozialer Figuration und andere Bindungen (beispielsweise jenen zwischen Vätern und Söhnen) auszuweiten.

Asiye Kaya leistet mit der vorliegenden empirischen Untersuchung u.a. einen wichtigen Beitrag innerhalb der Migrationsforschung, der Gender-Studies und der Biographieforschung.

Im Forschungszusammenhang der Migration macht sie vor allem die Beziehungen zwischen der gesellschaftlichen Stellung der Frauen und ihrer Positionierung inner-

halb der Familie sowie deren Bedeutung in der Migration sichtbar. Durch die historisch rekonstruktive Anlage der Untersuchung gelingt es Asiye Kaya, sowohl soziopolitische Machtkonstellationen im Herkunftsland Türkei als auch im Einwanderungskontext Deutschlands in ihren Auswirkungen auf das Erleben der Migrantinnen aufzuzeigen. Während sich deren Alltagserfahrungen von Diskriminierung und Rassismus zunächst in der sozialen Ungleichheit zwischen sunnitischer Mehrheit und alevitischer Minderheit in der Herkunftsgesellschaft begründen, wird diese Differenz durch die Zuschreibungen innerhalb des Einwanderungslandes quasi ‚eingebnet‘, und die Frauen sind nach der Migration mit einer homogenisierenden Attribution als ‚türkische, unterdrückte Frau‘ konfrontiert.

Darüber hinaus stellt die historisch-prozesshafte Perspektive auf Migration unter Einbezug einer differenzierten Betrachtung von religiösen Zugehörigkeiten einen innovativen Beitrag für die Migrationsforschung dar. Asiye Kaya geht es um die Darstellung der Bedeutung von religiösen Organisationen als Medium für soziale Zugehörigkeit und Vernetzung. Dabei betont sie einerseits, dass ihre Ergebnisse nicht auf religiös-fundamentalistische Gruppierungen zu übertragen sind, und bemängelt andererseits die – sowohl innerhalb der Migrationsforschung als auch im Alltagsverständnis – häufig anzutreffende Gleichsetzung von religiösen und fundamentalistischen Organisationen.

Die Autorin fokussiert demgegenüber die Ausgrenzungserfahrungen im institutionellen Kontext Deutschlands, in dem wenig Wissen und damit selten kommunikativer Raum für die unterschiedliche Herkunft der Migrantinnen besteht. Vor dem Hintergrund, dass die Töchter aus sunnitischen Familien die Ausgrenzung in den unterschiedlichen Phasen ihres Heranwachsens anders erleben als jene aus alevitischen Familien, werden sie, wie oben schon angedeutet, in der (christlich-protestantischen) Schule als ‚Kopftuch tragendes, muslimisches Mädchen‘ homogenisiert und häufig diskriminiert. Diese differenzierte Betrachtungsweise sowie Asiye Kayas anspruchsvolle Auseinandersetzung mit nationalstaatlichen Migrationspolitiken macht das Buch insbesondere zu einem wichtigen Beitrag für die kritische Migrationsforschung.

Auch für die Geschlechterforschung stellt die Arbeit aufgrund der intersektionalen Perspektive relevante Erkenntnisse bereit. Mit einer konsequenten Verbindung geschlechts- und kulturspezifischer Relevanzen und ihrer Einbettung in den soziopolitischen Kontext überwindet die Autorin die Reduktion auf genannte, auch im wissenschaftlichen Diskurs dominierende Zuschreibungen zu weiblichen Migrantinnen. Ebenso überwindet sie eindimensionale Aussagen über Frauen in der Migration, indem sie die Beziehungsebene zwischen den Generationen und die Veränderungen innerhalb dieser rekonstruiert. Vor allem die ‚zweite Generation‘, die Kaya vor dem soziopolitischen Hintergrund in Deutschland als ‚Generation der Migrant*innenjugendlichen in der gesellschaftlichen Umbruchphase‘ (246) bezeichnet, ist mit Ausgrenzungserfahrungen (aufgrund ihrer ‚Herkunft‘) konfrontiert und belastet. Die Töchter sind darüber hinaus mit bestimmten ‚Familienaufträgen‘ (wie etwa Aufstiegsorientierung) konfrontiert, die von den Müttern in die Migration ‚mitgenommen‘ und auf unterschiedliche Weise den Töchtern ‚überliefert‘ werden. Für sie bedeutet die Adoleszenz und Orientierung an der Kultur der Eltern auch eine ‚Art von Politisierung‘ bzw. ‚adoleszenzspezifische politische Identitätsbildung‘ (246), der eine ‚transformative Kraft von Traditionsbildung in der Migration‘ (247) innewohnt. Insbesondere die Bedeutung der Religionsgemeinschaften hebt die Autorin als Ort zum besseren Ver-

stehen zwischen den Generationen hervor. Hier wird über die Familienvergangenheit und Geschichte gesprochen; Herkunft, Verfolgungsvergangenheit und damit verbundene Familiengeheimnisse können – vor allem durch einen Dialog mit anderen Mädchen außerhalb der Familie aber mit gleichem „Herkunftsschicksal“ – bearbeitet werden. Die Untersuchung macht damit deutlich, dass religiöse Gemeinden eine „aktivierende Funktion“ für die Frauen haben können und für sie Autonomie und Machtzugewinn im Familienleben bedeuten (265). Dies gilt insbesondere für die (alevitische) Müttergeneration. Die Gemeinden haben damit, so die Autorin, auch eine politische Dimension hinsichtlich einer Verbesserung der Situation von Frauen. Vor allem sunnitische Mädchen (vgl. 253) finden durch die Zugehörigkeit zu einer Mädchen-Peer-Group in einer Moschee-Gemeinde oftmals Emanzipationswege aus familialen Bindungen als auch aus diskriminierenden Umfeldern.

Im Forschungszusammenhang der soziologischen Biographieforschung setzt Asiye Kaya mit einigen ihrer Ergebnisse den wissenschaftlichen Diskurs um die transgenerationale Weitergabe von Leidenserfahrung in der Familienvergangenheit und deren Folgen fort (Rosenthal z.B. 1997, Inowlocki z.B. 1993, Lutz z.B. 2000). Sie macht damit die in der Migrationsforschung bereits weitgehend etablierte soziologische Biographieforschung ein weiteres Mal zur Basis der Erklärung von sozialen Folgen von Migrationserfahrungen und sozialen Beziehungen zwischen Menschen mit Migrationshintergrund und der Mehrheitsgesellschaft im Einwanderungsland. Das Buch führt zunächst in die Familienvergangenheiten und Lebenswelten der Mütter in der Türkei ein. Dabei wird die Bedeutung der Zugehörigkeit zur jeweiligen Religionsgemeinschaft (alevitisch und sunnitisch) und damit vor allem zu einer Minderheit oder einer Mehrheitsgruppierung deutlich. Im ersten Fall der Familie Demiray wird herausgearbeitet, wie sich das Selbstverständnis eines sunnitisch-türkisch geprägten Familien- und Alltagslebens, das weniger durch strenge Einhaltung religiöser Praxen als vielmehr durch kulturspezifische Bezüge ihrer Zugehörigkeit (z.B. Geschlechterhierarchie innerhalb der Familie, Mehrheitskultur in der Türkei usw.) bestimmt war, maßgeblich nach der Migration in Deutschland änderte. Hier wurden die sunnitischen Organisationen, also institutionell organisierte religiöse Praxen, zu einer Möglichkeit sozialer Einbindung. Demgegenüber steht die durch Verfolgung, Pogrome und Marginalisierung geprägte Familiengeschichte der alevitisch sozialisierten Frauen. Die Mütter der alevitischen Familien, die tiefgreifend von den Auswirkungen dieser Verfolgung geprägt sind und oft selbst direkte Erfahrungen mit Gewalt und Diskriminierung gemacht haben, gehen mit völlig anderen Voraussetzungen in die Migration.

Mithilfe des Modells der Etablierten-Außenseiter-Figuration nach Elias bindet Asiye Kaya ihre biographietheoretischen Forschungsergebnisse an eine stärker interaktionsanalytische Betrachtung – der familialen Interaktionen zwischen Mutter und Tochter, zwischen Tochter und Peer-Groups bzw. zwischen den Frauen innerhalb der Moschee-Gemeinde – an. So gelingt es ihr, die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen, also das durch die genannten Vergangenheitskontexte und Schicksale unterschiedlich ausgeprägte „biographische Kapital“, das die Mütter in die Migration mitbringen, mit der gegenwärtigen Interaktionsbeziehung zwischen Mutter und Tochter zu verknüpfen.

Eher kritisch ist dabei anzumerken, dass viele der empirischen Erkenntnisse in den Hintergrund geraten, indem die Autorin diese in erster Linie für die Beantwortung der spezifischen Forschungsfrage nach dem sozialen Erbe und der Mutter-Tochter-

Bindung benutzt. Die im Rahmen der historischen, rekonstruktiven Analyse erzielten Ergebnisse, wie etwa die soziopolitischen Transformationen in der Türkei, die Stadt-Land bzw. milieuspezifischen Zugehörigkeitskonstellationen in Zusammenhang mit geschlechtsspezifischen Faktoren u.a., werden nicht als Erkenntnisgewinn präsentiert, sondern fließen in die Kapitel zwei und drei ein. Deren Kapitelüberschriften erwecken dann auch den missverständlichen Eindruck, es handle sich um aus der Literatur gewonnene Informationen zur historischen und sozialen Einbettung der Untersuchung und eben nicht um einen Teil der empirisch gewonnenen Erkenntnisse. Dies gilt auch für das vierte Kapitel, in dem das umfangreiche Datenmaterial, dazu gehören die ethnographischen Protokolle und Memos, alle durchgeführten Interviews und die Globalanalysen sowie Genogrammanalysen, erwähnt werden. Durch die Kapitelüberschrift „Methodisches Vorgehen“ tritt dieser wesentliche Teil der Empirie, der die Basis der Untersuchungsergebnisse darstellt, leider in den Hintergrund. Die zu „bescheidene“ Darstellung der einbezogenen umfangreichen Empirie zeigt sich in der Gestaltung des Buches schließlich auch dadurch, dass den Globalanalysen des gesamten Samples und ihrer Kontrastierung kein eigenes (Teil-)Kapitel gewidmet ist. Obwohl die Typenbildung im sechsten Kapitel wesentlich darauf aufbaut, wird dies nur implizit dargestellt.

Diese Kritik wird mehr als aufgewogen durch die Qualität der Forschungsergebnisse. Allem voran steht die ganzheitliche Darstellung und Berücksichtigung aller auftretenden relevanten Aspekte in Bezug auf die gewählten Fälle, auch wenn diese vermeintlich zunächst nichts mit der Fragestellung im engeren Sinne zu tun haben. Asiye Kaya verhindert damit voreilige Annahmen von Kausalitäten und Zusammenhängen, wie sie in der Migrationsforschung nicht selten vorkommen. Darüber hinaus befasst sie sich mit der Perspektive der Frau nicht nur in Bezug auf die Migration, sondern hinsichtlich unterschiedlicher familialer Aspekte, wie etwa Bildung und Aufstiegsorientierung, emanzipatorische Veränderungen oder die Bedeutung von religiösen Organisationen. Vor dem Hintergrund, dass sich die Autorin entschieden gegen Pauschalisierungen und Kulturalisierungen in der wissenschaftlichen Darstellung des Themas ausspricht (262), kann die Arbeit für den Bereich der soziologischen Biographieforschung und ihrer Nutzbarmachung für die Forschungsbereiche Migration und Familie als beispielgebend für Studierende und Forschende angesehen werden. Ihr Ziel der Sensibilisierung für Varianzen und Interrelationen hat die Autorin mit dieser Untersuchung erreicht und dabei zugleich die Komplexität der dargestellten Sachverhalte verständlich und gut lesbar vermittelt.

Im Forschungszusammenhang ist das Buch neben der Biographieforschung, der Migrationsforschung und den Geschlechterstudien vor allem auch in den Politikwissenschaften, der sozialen Ungleichheitsforschung, in den Erziehungswissenschaften und auch der Jugend- und Bildungsforschung nutzbringend. Ebenso kann es wichtige Impulse für die Anwendungsbereiche der sozialen Arbeit, der Bildungsprogramme und der Migrationspolitik geben.

Der Perspektivenwechsel von einer Generation zur nächsten als auch die Rekonstruktion der familialen, institutionellen und soziopolitischen Einbettung dieser Lebensgeschichten in ihrem historischen Wandel machen die Studie zu einer aufschlussreichen und auch bewegenden Lektüre für Studierende und Forschende in den genannten Bereichen.

LITERATUR

- Elias, Norbert und John L. Scotson (2002): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main.
- Inowlocki, Lena (1995): *Traditionsbildung und intergenerationale Kommunikation zwischen Müttern und Töchtern in jüdischen Familien*. In: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland*. Opladen, 417-431.
- Loch, Ulrike (2006): *Sexualisierte Gewalt in Kriegs- und Nachkriegskindheiten. Lebens- und familiengeschichtliche Verläufe*. *Rekonstruktive Forschung in der sozialen Arbeit*, Band 2., Opladen.
- Lutz, Helma (2000): *Migration als soziales Erbe. Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation in den Niederlanden*. In: Bettina Dausien, Marina Calloni und Marianne Friese (Hg.): *Migrationsgeschichten von Frauen*. Bremen: Werkstattberichte des IBL Universität, 38-61.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte – Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung*. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (1997): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen.
- Rosenthal, Gabriele (2005): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim.

Rixta Wundrak

Imbke Behnken und Jana Mikota (Hg.): Gemeinsam an der Familiengeschichte arbeiten. Texte und Erfahrungen aus Erinnerungswerkstätten mit Bild- und Tonmaterialien auf CD-Rom. Weinheim und München: Juventa Verlag 2008, 240 Seiten, € 26,-

Ende der 1990er Jahre, gut fünfzig Jahre nach der zivilisatorischen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, kam mit Macht das Thema der traumatisierten Kriegskinder zum Vorschein. So lange brauchte es, um Traumata und ihre Spätfolgen in einem bewussten Zusammenhang zu sehen; so lange brauchte es aber auch, dieses Thema in einen öffentlichen Dialog zu bringen.

Vor zehn Jahren gab die Evangelische Akademie Bad Boll eine Resolution heraus: „Eine bislang unbekannte Zahl von Deutschen, die im 2. Weltkrieg Kinder waren, leidet an plötzlich aufbrechenden Spätfolgen dieses Krieges. Es sind Kriegskinder, die ungewöhnlich schweres Leid auf der Flucht oder bei Bombenangriffen durchgemacht haben und bis heute keine echte Chance bekommen haben, diese Traumatisierungen aufzuarbeiten. Bei Eintritt in den Ruhestand, Krankheit oder Verlusten von engen Angehörigen bricht diese durch das Berufsleben in Schach gehaltene seelische Problematik häufig mit aller Schärfe hervor.“

Manchmal sind diese Aufarbeitung und der Prozess der bewussten Integration in die eigene Biographie nur mit Therapie möglich. Es gibt noch einen anderen Weg, mit der Last der Erinnerung umzugehen, das Sich-Erinnern überhaupt erst zuzulassen und zu kultivieren: Es gibt Erinnerungswerkstätten – „eine konzeptionelle Antwort auf den Aufbruch einer vergessenen Generation“ – so Jürgen Zinnecker in der vorgestellten Textsammlung.

„Die Studiengruppe ‚Kinder des Weltkrieges‘ am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen nimmt sich in Kooperation mit dem Siegener Zentrum für Kindheits-, Jugend- und Biographieforschung an der Universität Siegen (SiZe) seit einigen Jahren der Kinder der Kriegs- und Nachkriegszeit an.“ (11) Von besonderem Interesse ist die Beziehung zwischen den vielfältigen Kindheitserfahrungen in dieser Zeit und deren Bedeutung „für die weitere individuelle und generationale Lebensgeschichte“.

Erinnerungswerkstätten, wie sie jeweils 2005 in Essen und Siegen gegründet wurden, bieten Raum für individuelle und kollektive Erinnerungsarbeit auf der Grundlage von Konzepten biographischer Arbeitsansätze. Nicht nur die unmittelbaren Erfahrungen, die Kinder und Jugendliche in den Kriegs- und Nachkriegsjahren gemacht haben, sind Thema der interdisziplinären Forschung, sondern auch die mannigfaltigen Bedeutungen dieser Erfahrungen für das ganze Leben, die lebensgeschichtlichen Wiederholungen und Ausdrucksweisen auch im Alter möglicherweise auch für die nachfolgenden Generationen.

Ein wesentliches „Werkzeug“ in der Erinnerungswerkstatt ist das Erzählen, untrennbar verknüpft mit den Zuhörern, oft anhand von Fotos, Briefen, Dokumenten, Objekten, Auswertungen von Zeitzeugeninterviews usw. und der Dokumentation dessen. Die Erinnerungen, „die im Alter wiederkehren bzw. erstmalig zugelassen werden, können nun eine (Neu-)Bearbeitung im Sinne einer aktiven persönlichen und gemeinsamen Auseinandersetzung in der Gruppe erfahren ... (und) einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden“ (15).

Ein weitreichendes Ziel ist auch eine „langfristige Friedensarbeit“, um „eine neue Gedenkkultur, die auf Ambivalenztoleranz beruht, auf jener Fähigkeit, gleichzeitige,

einander widerstrebende oder gar gegensätzliche Gefühle auszuhalten.“ (Micha Brumlik) Die Dokumentationen können andere Menschen erreichen, denen sie eine Hilfe für die Verarbeitung ihrer belastenden Erinnerungen sind.

Die Herausgeberinnen Imbke Behnken und Jana Mikota haben die Texte des vorliegenden Buches in vier Teile eingeteilt: Im ersten Teil sind die Texte dem theoretischen Hintergrund der Erinnerungswerkstätten gewidmet sowie der Beschreibung der „Werkzeuge“; der zweite und dritte Teil befasst sich mit der Erinnerungsarbeit der einzelnen Teilnehmer der Essener und Siegener Erinnerungswerkstätten. Der vierte Teil schließlich hat „Erinnern im Alter“ zum Thema.

„Der erste Teil des Buches enthält sieben Beiträge, die ausgewählten theoretischen Leitfragen der Erinnerungswerkstätten gewidmet sind. Es geht also darum zu klären, was Erinnerungswerkstätten sind, was sie leisten können und welchen Stellenwert sie im Kontext von Biographie-, Lebenslauf-, Kindheitsforschung und Oral History haben. Zugleich reflektieren wir, wer die Akteure des Erinnerungsbooms seit der Jahrtausendwende 2000 sind und was sie bewegt, ihre Lebensgeschichte zu schreiben.“

Neben Beiträgen zum Forschungsgegenstand und der Methodik geben die Herausgeberinnen und wissenschaftlichen Begleiterinnen Impressionen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu den Werkstätten wieder. Wegen ihrer Prägnanz sollen sie hier zitiert werden (75):

- Erfahrung, „Ich bin nicht alleine“
- Sehnsucht nach Integration, nicht länger Flüchtlingskind sein
- Erziehung zur Härte: „Ein deutsches Kind weint nicht“
- Nachfragen und Berichte wecken weitere Erinnerungen
- Informationen über Archive, Hinweise auf Literatur
- Rückkehr an die Kindheitsorte
- Versöhnung mit der Familiengeschichte
- Recht auf meine individuelle Lebensgeschichte
- die Gruppe als produktiver Ratgeber, z.B. wie gehe ich mit Konflikten in der Familie um
- die Gruppe als kritischer Zuhörer und Leser

Das Buch erfährt durch eine beiliegend CD-Rom, deren Entstehungsprozess auch beschrieben wird, eine intensivierende Erweiterung. Gemeinsam beschlossen die Essener und Siegener Erinnerungswerkstätten diese Darstellungsform. Die Verbindung von Bild und Ton, Originalton mit emotionaler Färbung, erreichen Leser, Hörer und Betrachter noch tiefgehender; die Erzähler, die auch Erinnerungsgegenstände zeigen, fokussieren noch deutlicher in dieser Form der Dokumentation.

Die Ergebnisse der Arbeit der einzelnen Teilnehmer der beiden Werkstätten werden, soweit sie dokumentierbar sind, im zweiten und dritten Teil des Buches vorgestellt. Wie unterschiedlich die Formen und Ausdrucksweisen der Erinnerungsarbeit sein können, ist beeindruckend. Die Rekonstruktion hat für einige durchaus therapeutische Wirkung, intendiert ist dies von den Wissenschaftlerinnen bewusst nicht.

Die Überschriften zeigen, wie jeweils unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden. Z.B.: „Eine Mutter durchlebt den Krieg“; „Schlesische Weihnacht ...“; „Kriegsbeginn 1939“; „Kinderlandverschickung“; „Kindheit in zwei Welten ...“; „Allein“.

Als Beispiel greife ich den Beitrag von Anna Breuer-Kolo „Kreative Eltern, glückliche Kinder“ (169-180) heraus. Entlang von Kindheitserinnerungen und den dazugehörigen Fotos erzählt sie ihre Geschichte. Man sieht den Bruder auf einem Tretauto und sie selbst in einem aus Wollresten gearbeiteten Jäckchen – kreative Eltern haben mit Handarbeit und wenigen Mitteln versucht, die Kinder glücklich zu machen. Dieses Jäckchen geht weiter an die kleine Cousine und wird auch auf dem Ausgewiesenen-Transport aus dem Sudetenland nach Thüringen mitgenommen; es ist bis heute im Familienbesitz – positive Verstärker im Überlebenskampf.

Es folgen Fotos und Erzählungen zur „verlorenen Kindheit“. „Unsere verängstigten und traurigen Kindergesichter wecken noch heute Erinnerungen an schlimme Kriegserlebnisse ...“ – „In meinen Erinnerungen begann der Krieg, als ich etwa fünfeneinhalb Jahre alt war, Ende 1944 in Toppau. Immer häufigeres, bedrohliches Sirenengeheul und Luftangriffe, die in immer kürzeren Abständen aufeinander folgten. Mutti war hochschwanger. Die Front rückte näher. Mitte November kam in einem Schutzraum unser Baby Michael zur Welt. Bomben krachten. 49 Jahre später, in der Silvesternacht 1993, krachten draußen Feuerwerksraketen. Michael starb. Seine Tochter und ich konnten bei ihm sein. Ich hatte die Nacht seiner Geburt wie einen Film vor Augen.“

Anna Breuer-Kolo bringt nicht nur Geburt und Tod in einen Zusammenhang, sondern im Folgenden sich wiederholende Schicksale in der Familie. Die Eltern waren Kriegskinder im Ersten Weltkrieg, deren Kinder sind es im Zweiten, die Traumatisierungen werden wiederbelebt; Kriegsfolgen führen zu frühen Toden. Auf Fotos, die sie nebeneinander stellt, gleichen sich die Kindergesichter von Vater und Tochter (1914 bzw. 1945) in ihrem Ausdruck: sorgenvoll und verängstigt. Die Mutter stirbt 1955 mit 44 Jahren, nachdem die Familie sich erst 1947 wiedergefunden hatte, sie endlich eine Wohnung und der Vater eine Anstellung hatte. Die Verfasserin ist da 16, ihr Bruder 11 Jahre alt. „Ich erinnere mich an eine völlige innere Leere, die sich in meinem Leben noch öfter einstellen sollte.“

Die vielen Fotos, Briefe, ein Zeitzeugendokument sowie die auch hörbare Erzählung geben ein berührendes Bild davon, wie die Geschichte eines Kindes mit seiner Familie in einem besonderen historischen Kontext verlaufen kann – und wie die Rekonstruktion heilsam und identitätsstiftend ist.

Im letzten Teil des Buches geht Insa Fooker der Frage nach, warum Kindheitserinnerungen im Alter immer bedeutsamer werden. „Im Alter kommt die Erinnerung ...“ Doch wie wird erinnert und wie werden die Erinnerungen interpretiert, welche Sinnggebung erfahren sie, welche Wege oder Abgründe tun sich auf? Im Geiste der Psychologie Alfred Adlers schreibt die Autorin: „Autobiographisches Erinnern ist ein aktiver Interpretations- und Konstruktionsprozess, in dem auf das Selbst bezogene Erfahrungen der Vergangenheit mit Anmutungen, Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen der Gegenwart verzahnt und – möglicherweise – integriert werden. (...) Zu analysieren, warum wer welchen Zugang zu welchen Kindheitserinnerungen in welcher Lebensphase oder biographischen Umbruchsituation hat bzw. auswählt, erbringt viel Aufschluss über das Selbstbild, die aktuelle Befindlichkeit, den individuellen Lebensstil, die Formen der Lebensbewältigung und auch über Lebensziele. Dabei dient dieser Prozess in der Regel der Erhaltung von psychischer Kontinuität und Identität, das heißt, es geht um eine Verortung des Selbst im biographischen Gesamtzusammenhang.“ (227 f.)

Lebenslaufstudien ergeben, dass ältere Menschen einen stärkeren Zugriff auf frühe Kindheitserinnerungen haben. Die Vergangenheit holt die Menschen ein, bisherige Bewältigungssysteme „greifen“ oft nicht mehr, die Abwehr vor allem belastender Erinnerungen „bröckelt“, der Selbstwert kann bedroht werden. Im positiven Falle ist es möglich, den neu erlebten Zugang zur eigenen Kindheit als einen Ausdruck von Identität und Ganzheit zu erleben. „Das bin ich mit meiner Geschichte.“ Verleugnung, Verzerrung oder Hadern mit dem Schicksal führen eher zu Depression und Verzweiflung.

Insa Fookon stellt verschiedene psychotherapeutische Schulen vor, die mit Kindheitserinnerungen arbeiten. Sie bieten, wie auch die Erinnerungswerkstätten, „geschützte“ und auch soziale „Kontexte“, in denen Erinnern Ausdruck finden kann. „Wenn erinnerungsmäßig einmal etwas in Gang gekommen ist, (kann) die weitere Selbstöffnung in der Gruppe mit vergleichbar Betroffenen helfen, die eigene Lebensgeschichte neu zu validieren. Wir entkommen unserer Kindheit nicht, ergo: Wir sollten sie uns gerade im Alter und auch in der Konfrontation mit sich verändernden kindlichen Lebensbedingungen in den nachfolgenden Generationen immer wieder neu reflexiv aneignen, um dann – relativ frei von Projektionen – den Blick auf unsere und ‚andere‘ Kindheiten sensibel und fürsorglich richten zu können.“ (233)

Allein die Lektüre des Buches kann sehr viel in Gang setzen und zu weiteren kreativen Gestaltungen des Erinnerns anregen. Ihm seien viele Leser verschiedener Generationen gewünscht.

Renate Franke

Mitteilungen

FemBio – Frauen.Biographieforschung Das weltweit größte Frauenbiographie-Projekt

Die Vorgeschichte

Vor rund 30 Jahren wandten sich zwei Sprachwissenschaftlerinnen am Bodensee heiklen Fragestellungen zu: Warum empfanden Frauen in gemischtgeschlechtlichen Gruppen bzw. mit männlichen Gesprächspartnern ein Unbehagen, und warum präsentierte der DUDEN Beispielsätze wie in einem Trivialroman: „Sie schaute zu ihm auf wie zu einem Gott“? Die feministische Linguistik war geboren. Luise F. Pusch und Senta Trömel-Plötz deckten die Frauen unterdrückenden Strukturen im Sprachgebrauch auf – die eine in unserem Umgang mit der Grammatik, die andere durch Konversationsanalysen in der Alltags- und Medienkommunikation. Heute ist der gendergerechte Sprachgebrauch im ganzen deutschsprachigen Raum in aller Munde – wenn auch die meisten Medien, zumindest in Deutschland, noch ganz traditionell verfahren und so weiterhin das Weibliche sprachlich unsichtbar machen.

Aus der feministischen Linguistik entwickelte sich bald eine neue Sicht unserer Kultur. Wie in der Sprache entdeckten Luise F. Pusch und ihre Mitforscherinnen, dass in Biographien, und damit in der öffentlichen Präsentation von weiblichen Menschen, ein krasser Abwertungsprozess stattfand, die Empathie bei den Männern lag und Frauen in der Biographienanzahl unterrepräsentiert waren. Sämtliche Bände von Meyers Lexikon wurden von Luise Pusch durchforstet: Neben 100.000 Männern fand sie dort 2.000 Frauen, aber selbst diese wurden nirgendwo sonst öffentlich präsentiert. Zudem wurde in der Geschichtsschreibung die Tendenz sichtbar, viele Informationen aus den Lebensgeschichten der Frauen schlichtweg zu ignorieren und unter den Tisch fallen zu lassen. Es war einfach nicht wichtig, was Frauen über die Jahrhunderte hinweg dachten, taten, anregten und in Gang setzten. Diese verzerrte Darstellung war nicht länger hinnehmbar. Um das kulturelle Bewusstsein zu erweitern, veröffentlichte Luise F. Pusch zunächst zahlreiche Biographien, die besonders das Leben von Frauen rund um berühmte Männer beleuchteten. Mit dem Suhrkamp-Taschenkalender „Berühmte Frauen“ rückte sie seit 1988 gleichzeitig mehr als 10.000 Frauen ins Licht der Öffentlichkeit. Ein neuer Forschungszweig entfaltete sich: Die Biographieforschung zu Frauen. 2001 wurde das Institut für Frauenbiographieforschung in Hannover gegründet.

Internationale Frauenbiographieforschung

Inzwischen ist aus dem Institut für Frauenbiographieforschung ein internationales Projekt geworden. Auf dem Portal www.fembio.org finden sich derzeit 710 ausführliche Frauenbiographien, dazu eine Datenbank mit biographischen Kurzinformationen zu 7.500 bedeutenden Frauen. 31.000 Datensätze sind offline verfügbar, und jede Woche werden neue Biographien über Frauen eingestellt und der Öffentlichkeit präsentiert. Ein Netzwerk von Wissenschaftlerinnen aus den verschiedensten Ländern steht hinter diesem Großprojekt.

Auch der qualitative Aspekt dieser Biographiearbeit ist beispielhaft. „Ein gewöhnliches Lexikon informiert nicht darüber, wie diese Frauen wirklich gelebt haben“, sagt

die FemBio-Gründerin Pusch. Wenn etwa große Frauen von Männern behindert, benachteiligt, missbraucht oder gar ermordet wurden, so erfahren wir das in anderen Quellen meist nicht. Wenn die Frauen lieber mit Frauen als mit Männern zusammen lebten, wird das in der Regel ‚diskret‘ übergangen. In einer FemBiographie werden aber solche Fakten genauso wichtig genommen wie alle anderen.

Das Portal FemBio erlaubt zudem eine gezielte Recherche: 250 verschiedene Parameter sind in Suchkriterien eingeflossen, nach denen Frauen mit bestimmten Merkmalen gefunden werden können. Neben den üblichen Optionen wie Name, Geburts- oder Todestag, Nationalität usw. kann man zusätzlich etwa nach Aussehen („ungewöhnlich klein“, „groß“, ...) oder Krankheiten („Kinderlähmung“, „alkoholkrank“, ...) suchen, nach Geschwisterreihe („Einzelkind“, „jüngstes Kind“, ...) oder so persönlichen Details wie Beziehung zu Tieren („Hundefreundin“, „Pferdefreundin“, ...), finanziellen Aspekten („Kindheit in Armut“, „Armut im Alter“, ...) oder Selbstmord in der Familie („Vater, Tochter, ... beging Selbstmord“). Buchprojekte und weitergehende Recherchen können mit diesen Angaben zielgerichtet vorbereitet werden.

Dazu Luise F. Pusch: „Dies soll ein Grundstein sein, damit andere vorwärtskommen wie in einem unerschlossenen Land, in dem man die Straßen erst bauen muss.“

Evelyn Thriene

Kontakt:

Institut für Frauen-Biographieforschung

<http://www.fembio.org/>

E-Mail: lfp@fembio.org

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Irene Bandhauer-Schöffmann, Univ.-Doz. Dr., Tongasse 3 /22, A-1030 Wien

Lucile Dreidemy, Universität Wien, Institut für Zeitgeschichte, Spitalgasse 2-4, A-1090 Wien

Renate Franke, Dr., Zülpicherstr. 273, 50937 Köln

Alena Heinritz, General-Oberst-Beck-Str. 14, 55129 Mainz

Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Sozialökonomie, Fachgebiet Soziologie, Welckerstraße 8, 20355 Hamburg

Almut Leh, Dr., Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Damir Mitric, La Trobe University, History Program, Melbourne 3086, Victoria, Australia

Tim Ohnhäuser, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Universitätsklinikum Aachen, Wendlingweg 2, D-52074 Aachen

Elise Pape, Goethe-Universität Frankfurt a.M., Universität Straßburg, 46, Bd. de la Victoire, F-67000 Strasbourg

Katharina Prager, Dr., Institut für den Donauraum und Mitteleuropa (IDM), Hahngasse 6/1/24, A-1090 Wien

Irina Rebrova, Dr., Kuban State University, Krasnodar region, c. Krasnodar, Ul. Stavropolskaya, 350040 Russia

Elisabeth Röhrlich, Dr., Demokratiezentrum Wien, Hegelgasse 6/5, A-1010 Wien

Evelyn Thriene, Zähringerplatz 11, 78464 Konstanz

Rixta Wundrak, Dr., Georg-August-Universität Göttingen, Methodenzentrum Sozialwissenschaften, Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen